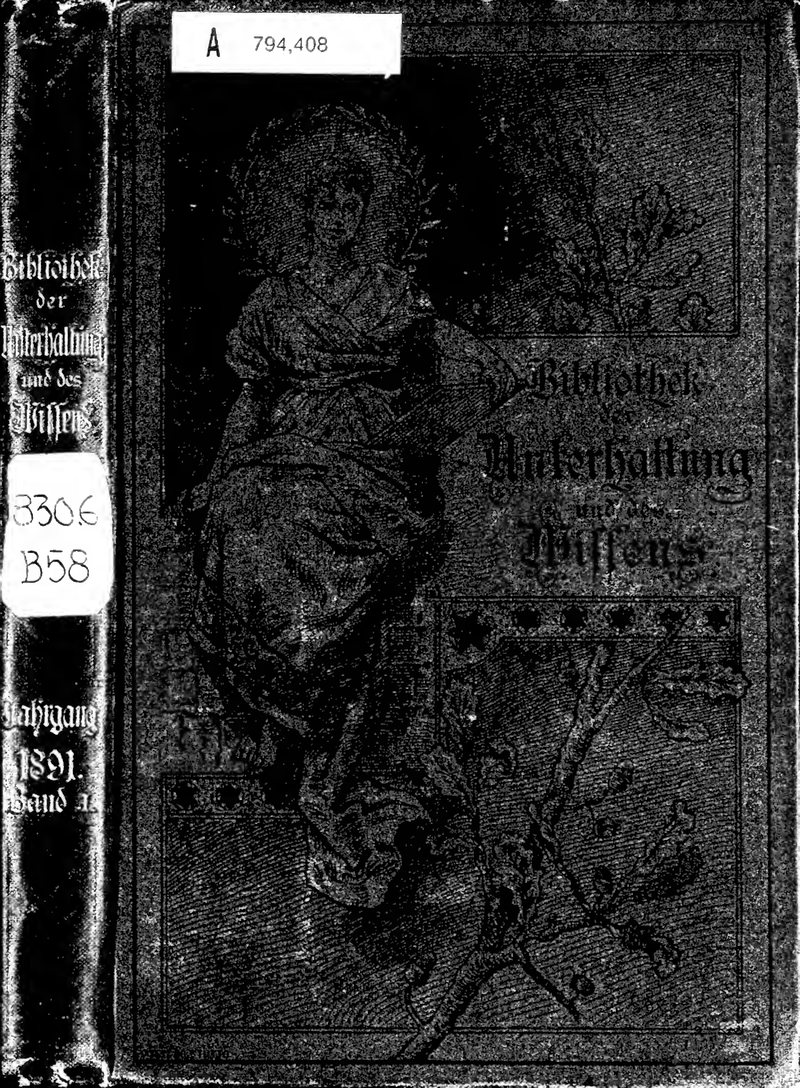
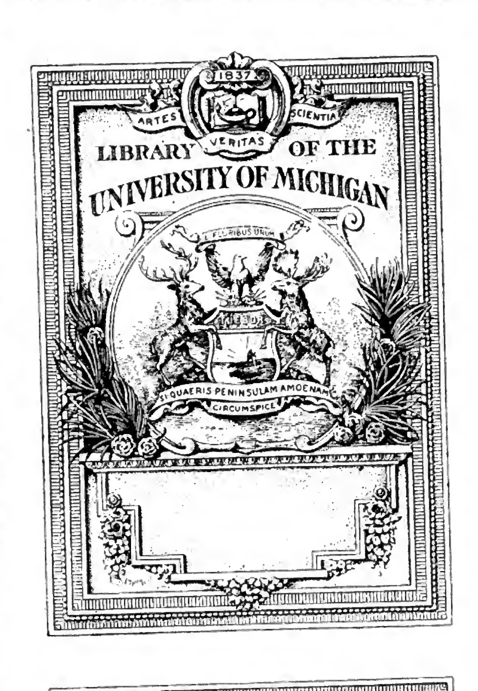
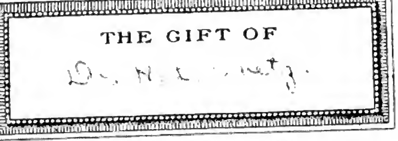

A 794,408
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens
330.6
B58
Jahrgang 1891.
Band 1.
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE


THE GIFT OF

Prospekt.

Die mit vorliegendem Bande ihren fünfzehnten Jahrgang 1891 beginnende

Bibliothek
der
Unterhaltung und des Wissens

tritt ihren Freunden in einem neuen, den Bedürfnissen und dem Geschmacke der Gegenwart noch mehr Rechnung tragenden Gewande entgegen.

Seitdem unser Unternehmen in's Leben gerufen wurde, hat es seinen Zweck, den vielen Bücherliebhabern, denen es wegen der damit verbundenen großen Kosten nicht vergönnt gewesen war, sich eine Privatbibliothek anzuschaffen, Gelegenheit zur Anlegung einer solchen zu geben, in einem Umfange erreicht, der unsere kühnsten Erwartungen übertroffen hat. In vielen, vielen Millionen von Bänden verbreitet, hat unsere „Bibliothek" Tausenden das berechtigte Verlangen nach einer eigenen, für alle Zeiten werthvollen Büchersammlung erfüllt.

Sehen wir uns nun in der angenehmen Lage, Hand in Hand mit dem neuen, modernen äußeren Gewande noch eine

☛ wesentliche Vermehrung des Inhalts ☚

bieten zu können und zwar ohne die geringste Preiserhöhung, so geben wir uns der bestimmten Hoffnung hin, daß dies zu den uns nun schon so lange Jahre hindurch treu anhänglichen Freunden auch im neuen Jahrgange wieder viele neue gewinnen werde.

Die **Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens** erscheint vollständig in 13 vierwöchentlichen, elegant in englische Leinwand gebundenen Bänden mit Goldrücken und Deckelpressung.

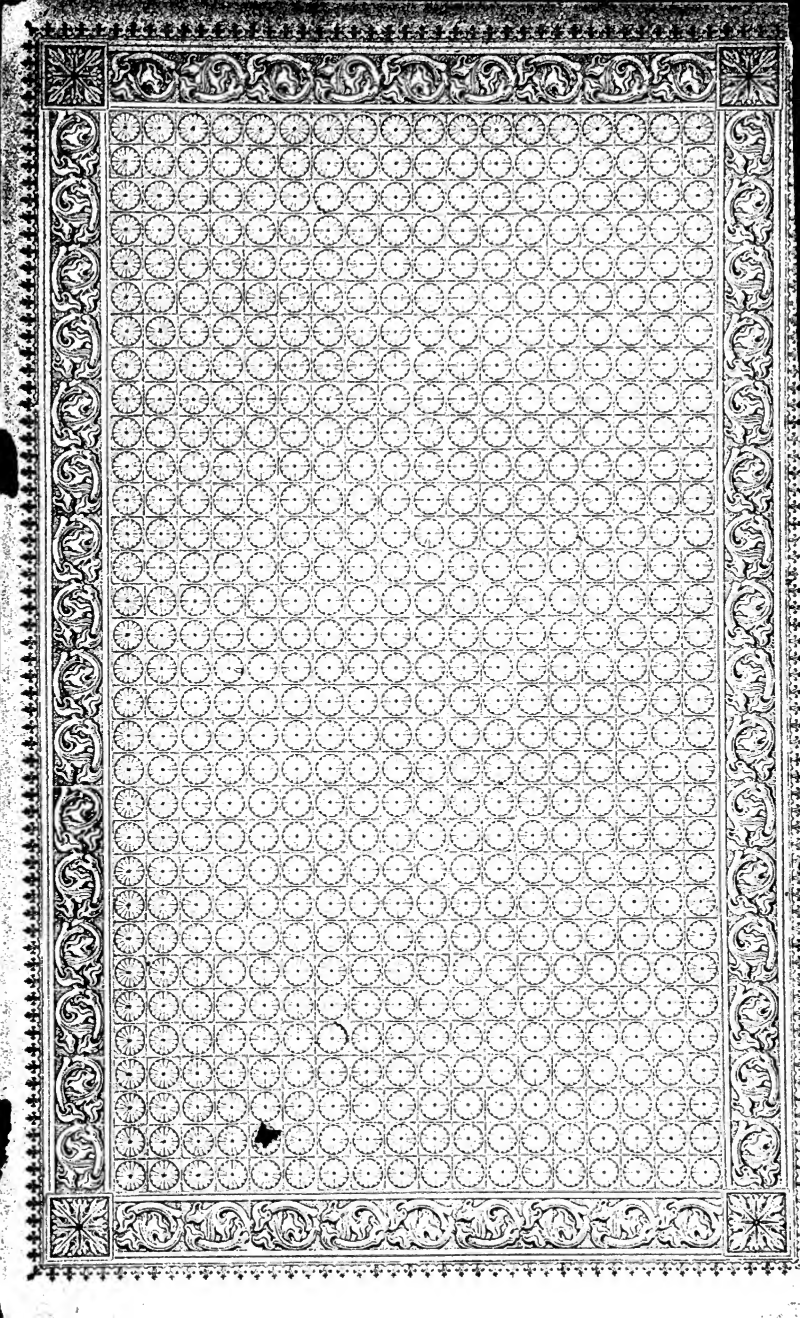
Um die Anschaffung auch den wenigst Bemittelten zu ermöglichen, beträgt der Abonnements-Preis auch fernerhin

nur 75 Pf. für den Band,

ein Preis, zu welchem der Buchbinder im Einzelnen noch nicht einmal den bloßen Einband zu liefern im Stande wäre.

Stuttgart.

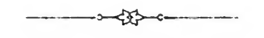
Die [illegible]tion
und Verlagsbuchhandlung.



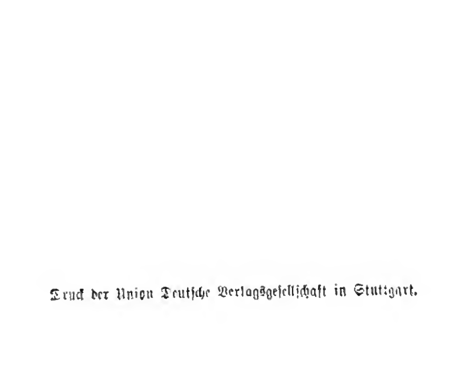
Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der
hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1891.
Erster Band.



Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft
(früher Hermann Schönleins Nachfolger).



Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichniß.

Der Spion.

Roman aus dem nordamerikanischen Bürgerkriege.

Von

Balduin Möllhausen.

Erstes Kapitel.

Auf dem Friedhofe einer kleinen Stadt in der Provinz Neu-Mexiko befanden sich zu Ende der fünfziger Jahre zwei Gräber, an welchen kaum Jemand vorüberging, ohne sich zu bekreuzen und im Stillen ein Ave Maria für das Seelenheil der in denselben Schlummernden zu sprechen.

Zu Häupten des einen erhob sich ein mit Rost überzogenes eisernes Kreuz mit der mühsam zu entziffernden Inschrift: „Conde Pablo del Armigo. Verunglückt am 22. Mai 1845. Friede seiner Asche." Das andere, hart neben demselben gelegene Grab erkannte man als solches nur noch durch eine wenig erhöhte unregelmäßige Grasnarbe. Wurde ein Fremder vom Zufall dorthin geführt und er fragte den ihm etwa begegnenden redseligen alten Kirchendiener nach der Ursache der auffälligen Vernachlässigung und Verschiedenartigkeit der beiden Ruhestätten, so erhielt er gewöhnlich zur Antwort, daß es Keinen mehr gebe, der sich um die dort Ruhenden kümmere. Er fügte auch wohl die Erklärung hinzu, daß mit dem Tode des Conde Pablo del Armigo, des Nachkommen eines stolzen spanischen Geschlechtes, die nach Mexiko ausgewanderte Linie erloschen sei. Das Kreuz habe die junge Wittwe

ihm errichten lassen, wogegen sie selbst, als sie ihrem Gatten wenige Jahre später nachfolgte und neben ihn gebettet wurde, mit einem einfachen Hügel sich begnügen mußte.

„Es war am besten so,“ fuhr der alte Mann, einmal im Erzählen begriffen, regelmäßig fort, „denn der Name Sullivan, so hieß nämlich ihr zweiter Gatte, wäre eine Unzierde für den ganzen Friedhof gewesen, möchte sogar ihren ersten in seinem seligen Schlaf gestört haben. Was Sullivan verbrach, ist mehr, als selbst unser Herrgott nach tausendjährigem Büßen in Fegefeuer und Hölle verzeihen könnte. Er war es auch, welcher Don Pablo auf dem verhängnißvollen Jagdausfluge begleitete, von welchem er nicht mehr lebendig heimkehren sollte. Es hieß zwar, er sei mit seinem Pferde in einen Abgrund gestürzt, und die während des Fallens sich entladende Büchse habe sein jähes Ende herbeigeführt; allein heute nach den vielen langen Jahren schwört noch Jeder darauf, daß Sullivan ihn hinterrücks ermordete. Der Verdacht wurde verschärft, als dieser ein Jahr später die junge Wittwe heirathete und bald darauf deren Töchterchen, um des ehelichen Friedens willen, wie er behauptete, zu seinen Verwandten nach den Vereinigten Staaten brachte. Wie es mit dem ehelichen Frieden bestellt gewesen sein mag, weiß allein unser Herrgott. Es verlautete indessen, daß die junge Frau die schrecklichsten Qualen zu erdulden hatte, bis endlich der Himmel sich ihrer erbarmte und sie zu sich nahm. Dadurch erhielt Sullivan freie Hand. Er begann damit, das ererbte ansehnliche Vermögen mit ruchlosen Genossen zu vergeuden, und eine verhältnißmäßig kurze Reihe von Jahren dauerte es dann nur, bis er mit Allem fertig wurde. Außerdem häufte er so viele Schulden an, daß sie den Werth der Hacienda sammt allen Liegenschaften weit überstiegen, und er sich schließlich gezwungen

sah, mit Schimpf und Schande heimlich das Weite zu suchen. Was aus ihm geworden ist, ahnt kein Mensch. Vielleicht fand er als Pferdedieb irgendwo am Galgen sein Ende, und das wäre noch eine gelinde Strafe für die von ihm begangenen Verbrechen gewesen."

Auf die naheliegende Frage nach dem Kinde antwortete der alte Mann unabänderlich, daß es in der Ferne noch vor seiner Mutter gestorben sei, sicher das beste Loos, welches unter den obwaltenden Verhältnissen der Allerbarmer dem unschuldigen Opfer eines Teufels in Menschengestalt hätte zusprechen können. War er bei einigermaßen guter Laune, so führte er den betreffenden Fremden vor das Kirchenregister, um ihm die Namen Armigo's und der Seinigen zu zeigen. Denselben beigefügt war ein gerichtlich beglaubigtes Dokument, laut dessen die kleine Condesa Oliva del Armigo in ihrem vierten Jahre in einer Stadt des Ostens einer epidemischen Krankheit erlag.

„So ist Alles dahin, was einst auf dem felsenfesten Boden eines dauernden Glückes begründet zu sein schien," schloß der greise Kirchendiener dann seinen Bericht. „Die Menschen sind gestorben, es zerfallen die Mauern der verödeten Hacienda. In den Gärten, auf Wegen und Höfen wuchern Unkraut und Gras. Fremdes Vieh weidet auf den gewissermaßen zum Gemeingut gewordenen Wiesen. Man fürchtet den Fluch, der auf der Besitzung lastet, oder es hätte sich längst Jemand gefunden, nach Vereinbarung mit den betrogenen Gläubigern sie neu zu beleben."

So lauteten die Mittheilungen des freundlichen alten Mannes. Waren sie geeignet, eine regsame Phantasie zu beschäftigen, so erweckten sie nicht minder die Neigung, nach weiteren Quellen zur Vervollständigung des Erlauschten zu forschen.

* * *

Die Zeiten überstürzen sich. Welterschütternde Begebenheiten, die kaum fünfundzwanzig Jahre weit zurückliegen, verblassen, als ob deren hundert darüber hinweggerauscht wären. Wie Märlein, ersonnen und erdacht in behaglichen Mußestunden, klingen die Schilderungen alternder Häupter aus jenen Tagen herüber. Und doch hört man sie gern. Sie regen die Phantasie an, zu ergänzen, im sorgsamen Aneinanderreihen der verschiedenartigsten Ereignisse ein einheitliches Ganzes zu schaffen. —

Bevor der Staat Missouri in seiner westlichen Ausdehnung in die baumlose Ebene, die große Prairie, übergeht, gewinnen die Landschaften erhöhte Reize durch die liebliche Abwechselung von Grasfluren, Hain und Wald. Je weiter gegen Sonnenuntergang, in demselben Maße überwiegen Wiesenflächen, bis sie endlich den Horizont ringsum begrenzen. Diese Landschaften sind gewissermaßen das Eldorado des betriebsamen Ackerbauers und Viehzüchters. Sie bevölkerten sich verhältnißmäßig schnell, obwohl nicht in einer Weise, daß die Pflege des nachbarlichen Verkehrs sehr erleichtert gewesen wäre. Dazwischen sprangen dann wieder größere Ansiedelungen auf, in welche langsam aber sicher zunehmender Wohlstand seinen Einzug hielt.

Doch der Friede, der mit dem Emporblühen Hand in Hand ging, sollte nicht von Bestand sein. Seit Beginn des furchtbaren Bürgerkrieges (1861—1865) ruhte es wie ein böser Bann auf allen Gemüthern. Es litten diese Landestheile in um so höheren Grade, weil sie abgelegen von den Gefilden, auf welchen zwar Schlachten geschlagen und Truppenbewegungen in großem Maßstabe vollzogen wurden, dagegen die militärische Disziplin den Bewohnern mehr oder minder Schutz gewährte. Die nächste Folge war, daß jene aus entlaufenen Söldlingen, arbeitsscheuen Vagabunden und Wegelagerern, kurz aus den verworfensten

Elementen zusammengesetzten Guerrillabanden das Land verheerten, Raub, Brand und Mord in die wehrlosen Ansiedelungen trugen und vor keinem Verbrechen zurückschreckten, wenn es galt, sträflichen Leidenschaften zu fröhnen. Obwohl ohne jegliches politisches Glaubensbekenntniß und in den Bewegungen von nicht minder verworfenen und raubgierigen Befehlshabern abhängig, nannten sie sich Verfechter der secessionistischen Grundsätze, dazu auserkoren, den Boden für die angeblich siegreich vordringenden Rebellenheere vorzubereiten und zu säubern.

Die Schandthaten, welche unter diesem Deckmantel verübt wurden, sind ebenso zahlreich wie grauenhaft. Im Bewußtsein der durch Uebermacht gesicherten Straflosigkeit ging man mit um so größerer Verwegenheit und Ruchlosigkeit zu Werke. Denn die Bandenchefs besaßen zum Theil militärische Kenntnisse, infolge dessen man kleinere Truppenabtheilungen nicht zu fürchten brauchte. Beim Herannahen überlegener dagegen zerstreute sich die gesetzlose Horde und verschwand, wozu die schmalen, mehr oder minder bewaldeten, tief ausgespülten Thäler der Wasserläufe, wie die zerrissenen Regenschluchten die günstigste Gelegenheit boten, um auf einer anderen Stelle plötzlich wieder aufzutauchen und das Zerstörungswerk von Neuem zu beginnen.

— — — — — — — — — — — —

Die Nachmittagssonne eines heißen Hochsommertages des Jahres 1864 lachte auf die eben beschriebenen Landschaften nieder. Sie vergoldete die bereits mit vereinzelten Herbstlichtern geschmückten Baumwipfel, während sie auf den angrenzenden Wiesenflächen deren Schatten verlängerte, als in dem engen Thale eines südlichen Zuflusses des Kansas eine kleine Reisegesellschaft rastete. Inmitten der dichten Strauch- und Baumvegetation hatte sie eine vom Zufall geschaffene Lichtung zu ihrem Aufenthalt gewählt,

die gerade umfangreich genug war, den angepflöckten Pferden ein erträgliches Futter zu gewähren.

Um das mit trockenem Holz genährte rauchlose Feuer saßen vier Männer, deren Physiognomien sowohl wie ihre Bekleidung davon zeugten, daß das Leben im Freien ihnen zur Gewohnheit geworden, Beschwerden, Entbehrungen und Gefahren keinen anderen Eindruck auf sie ausübten, als das sich regelmäßig wiederholende Tagewerk auf einen gewissenhaften Arbeiter. So beschränkten sich auch ihre Reisebedürfnisse auf das geringste Maß. Außer den Kleidern, welche sie auf dem Körper trugen, und den Waffen, kam auf Jeden, neben dem Inhalt der Satteltaschen, nur eine wollene Decke, welche des Nachts als Bett und am Tage zeitweise als Sitz diente. Ihre Beschäftigung bestand darin, daß sie an dünnen Stäben Fleischschnitte rösteten, die sie einem in der Nähe hängenden, bereits arg verstümmelten Hirsch entnahmen, und abwechselnd aßen und aus ihren kurzen Thonpfeifen rauchten.

Wer, vom Ungefähr dorthin geführt, den ersten Blick auf die verwitterten und bestaubten Gestalten geworfen hätte, dessen Aufmerksamkeit würde zunächst durch einen Mann gefesselt worden sein, der, etwas über eine gute Mittelgröße hinausragend, in Haltung und Bewegung ungewöhnliche Kraft und Gewandtheit verrieth. Sein bräunliches, wohlgebildetes Gesicht, für das Alter von fünfunddreißig Jahren fast zu finster, mit den beweglichen dunklen Augen, dem starken, schwarzen, trotzig emporgedrehten Schnurrbart und dem kurz gehaltenen Vollbart zeugte für seine mexikanische Abstammung. Die äußere Ausstattung, das verschossene rothe Flanellhemd, die kurzen Lederbeinkleider nebst Gamaschen und Mokassins vervollständigte dagegen die Erscheinung eines texanischen Grenzers, eines jener wilden Reiter, in deren Faust der geschwungene Lasso eine mindestens ebenso gefährliche Waffe

ist, wie die Pistole in der Hand eines etwaigen Gegners. Trotzdem umwebte ihn ein gewisser vornehmer Anstand, wohl geeignet, die Meinung anzuregen, daß er nicht für das rauhe Gewerbe eines Hirten und Viehtreibers geboren und erzogen worden sei.

Ihm zur Seite saß ein schlanker junger Mann, augenscheinlich ein Deutscher, in der Uniform eines Vereinigte-Staaten-Kapitains. Mit seinem hübschen blondbärtigen, sonnverbrannten Antlitz, dessen Ausdruck neben heiterer Sorglosigkeit durch eine gewisse kaltblütige Ueberlegung bestimmt wurde, veranschaulichte er einen Feldsoldaten, der seine letzte Ausbildung im wilden Schlachtengetümmel erhielt. Diesen Beiden gegenüber auf der anderen Seite des Feuers kauerten ein uniformirter Irländer, offenbar der Diener des Offiziers, und ein junger Indianer vom Stamme der Otoes, jener zusammengeschmolzenen Nation, welche damals noch oberhalb der Mündung des Nebraska die Feuer ihrer Wigwams unterhielt. Nach indianischer Sitte bekleidet, führte er, neben Bogen, gefülltem Köcher und Kriegsbeil, Büchse nebst Kugeltasche und Pulverhorn. Auch dem Bemalen des Gesichtes hatte er noch nicht entsagt, wie der Vorliebe, den von dem kahl geschorenen Haupte nach hinten niederhängenden, fest geflochtenen Skalpzopf mit Eulenfedern zu schmücken. Er wie der Irländer waren wortkarg und schienen nur Sinn für das unter ihren Händen röstende Fleisch zu besitzen, während der Grenzer und der Offizier eine lebhafte Unterhaltung führten.

„Ich kann mich der Ueberzeugung nicht verschließen,“ bemerkte Letzterer im Laufe des Gesprächs, „daß es dennoch rathsamer gewesen wäre, uns gestern schon nach der Ansiedelung zu begeben. Vielleicht befänden wir uns dann zur Zeit mit des Colonels Tochter bereits auf dem Wege nach dem Missouri.“

„Ich bedaure, widersprechen zu müssen,“ versetzte Nicodemo, wie der Grenzer hieß, gleichmüthig; „zunächst hätten wir dadurch die Bande des schurkischen Quinch mit ihren Kundschaftern zwischen uns und den Strom gebracht; dann aber möchte es schwerlich gelungen sein, unsere Aufgabe unbemerkt auszuführen. Die nächste Folge wäre gewesen, daß Quinch eine Abtheilung seiner Bluthunde auf unsere Fährte gesetzt hätte, und da möchten wir nicht weit gekommen sein. Und Miß Lydia Rutherfield wäre eine zu werthvolle Geisel in den Händen dieses verruchten Bandenchefs, als daß er nicht alles in seinen Kräften Stehende aufbieten möchte, sich ihrer zu bemächtigen. Bevor wir uns über alle Verhältnisse genau unterrichteten, dürfen wir keinen Schritt thun, oder wir untergraben die letzte Aussicht auf Erfolg. Ich wundere mich übrigens, daß der Colonel seine Tochter nicht längst aus dieser gefährdeten Gegend entfernte.“

„Wer konnte ahnen, daß die Banden ihre Raubzüge so weit nördlich ausdehnen würden,“ erwiederte Kapitain Durlach nachdenklich, „und heute noch glaubte er Miß Lydia auf seiner Besitzung am sichersten aufgehoben, wäre er nicht durch einen gewissen Kampbell gewarnt worden.“

„Kennen Sie diesen Kampbell?“ fragte Nicodemo, und ohne seine Haupt zu regen, warf er einen forschenden Seitenblick auf Durlach.

„Ich weiß nur, daß er den Unionstruppen freiwillig als Spion dient, dabei aber so listig und vorsichtig zu Werke geht, daß bis jetzt sich Keiner rühmen kann, so lauten wenigstens die Gerüchte betreffs seiner, ihn jemals gesehen zu haben. So ist die Warnung auch nur dem Zufall zu verdanken. Der Colonel erhielt nämlich zur weiteren Ausnutzung die kurze schriftliche, nur mit dem Namen Kampbell unterzeichnete Botschaft — der junge

Otoe überbrachte sie als ihm von einem Unbekannten übergeben — daß Quinch mit seiner Horde sich hierher gewendet habe. Das war allerdings genug, um ihn mit Sorgen zu erfüllen, und dieser Kampbell erwies sich ja zu oft als zuverlässig, als daß noch Zweifel an der drohenden Gefahr hätten Boden gewinnen können. Ursprünglich mag er erwartet haben, daß Rutherfield mit seinem Regiment zur Verfolgung der Mordbrenner aufbrechen würde; allein der konnte ebensowenig ohne Befehl von oben aus dem Corpsverbande austreten, wie unter Aufgeben seines Kommando's sich selbst auf den Weg begeben. In seiner Noth wendete er sich an mich, seinen Adjutanten, den zu beurlauben in seiner Machtvollkommenheit lag. Schwer genug wurde es mir freilich, den bevorstehenden Gefechten anscheinend aus dem Wege zu gehen; doch was blieb mir übrig seinen ernsten Befürchtungen und Beschwörungen gegenüber? Ich entschloß mich daher schnell und verließ noch am selbigen Abende mit meinem Burschen das Regiment, zumal der junge Otoe sich als Führer anbot und zur Eile trieb."

„Nun, Kapitain," wendete Nicodemo ruhig ein, „hätte man Sie zu einer Lustfahrt ausgeschickt, möchte ich Ihre Bedenken gelten lassen; aber Sie befinden sich auf einem Wege, der nicht sicherer, als wenn in der Schlacht Ihnen die Kugeln um die Ohren fliegen. Als kampflustiger Soldat können Sie sich daher den Tausch immerhin gefallen lassen; denn gerathen wir in die Hände dieser verworfenen Wegelagerer, so mögen wir es als ein Glück preisen, durch Pulver und Blei, anstatt mittelst eines hänfenen Strickes abgethan zu werden, um so mehr, da wir nicht im Stande wären, uns von dem Verdacht, bei den Unionisten Kundschafterdienste zu verrichten, zu reinigen."

„Gefahren, gleichviel welcher Art, fallen bei mir nicht

in's Gewicht," meinte Durlach gleichmüthig, „und ebenso gern, wie ich meine Haut auf einer anderen Stelle zu Markte trage, setze ich das Leben für die Rettung einer hilflosen jungen Lady ein. Doch nebenbei: als wir gestern zusammentrafen, erstaunte ich über die Sicherheit meines Führers. Beinah auf die Stunde hatte Schahoka unsere Begegnung vorausgesagt."

„Und dennoch kein Wunder," versetzte Nicodemo mit einem leichten Anfluge von Spott, „Schahoka und sein Freund Schinges sind zwei so verschlagene Burschen, wie nur je einer den Skalp von dem Schädel eines Rebellen streifte. Und es läßt sich ja nicht leugnen: einmal auf den Kriegspfad gelockt, sind sie in ihrer unbezähmbaren Feindseligkeit plötzlich wieder zu dem barbarischen Brauch ihrer Vorfahren zurückgekehrt. Sie befinden sich übrigens hier auf vertrautem Boden, und da müßte es mit dem Henker zugehen, sollten sie den Weg verfehlen. Außerdem wurden wir von Kampbell angewiesen, Sie oder vielmehr die Botschaft des Colonels Rutherfield oder eines anderen Kommandeurs hier zu erwarten."

„Immer wieder dieser Kampbell! Wenn er Ihnen Rathschläge ertheilte, müssen Sie ihn nothgedrungen näher kennen."

„Ich sah nicht mehr von ihm, als Sie oder der Colonel. Ich gehöre allerdings zu Denjenigen, die unter seiner Leitung arbeiten, dagegen besteht unser ganze Verkehr im Austausch weniger, jedem Anderen unverständlichen Zeilen durch die dritte Hand. Als unversöhnlicher Feind der Rebellen, namentlich der Guerrillabanden, muß er es wohl für seinen Zwecken förderlich halten, sich in undurchdringliches Geheimniß zu hüllen. Wir erwarteten übrigens eine andere Aufgabe, ahnten am wenigsten, daß anstatt die Bewegungen des Quinch zu überwachen und ihn und seine Horde gewissermaßen mundgerecht für einen Ueber-

fall durch die Unionisten zu machen, wir beauftragt werden würden, eine junge Lady in Sicherheit zu bringen."

In diesem Augenblick wurde das Gespräch durch das Geräusch unterbrochen, mit welchem sich Jemand durch das dichte Strauchwerk drängte. Die Aufmerksamkeit Aller kehrte sich demselben zu, und gleich darauf trat ein zweiter Indianer auf die Lichtung. Es war Schinges, der Stammesgenosse Schahoka's, äußerlich von diesem vorzugsweise dadurch verschieden, daß sein langes schwarzes Haar tief über Schultern und Rücken niederfiel. Erst nachdem er sich neben Schahoka niedergelassen hatte, redete Nicodemo ihn mit den Worten an:

„Ich hoffe, mein Freund Schinges bringt gute Nachrichten. Als er fortging, begleitete ihn Oliva. Jetzt kommt er allein. Wie soll ich das deuten?" und bei diesen Worten prägte sich in seinen Zügen unzweideutig ängstliche Spannung aus.

„Wir blieben zusammen bis vor einer Stunde," antwortete der junge Otoe in verständlichem, wenn auch nicht geläufigem Englisch; „wir sahen die Hunde in der Ferne. Sie marschirten nach der Ansiedelung. Als die Sonne am höchsten stand, rasteten sie. Bleiben sie nicht zu lange liegen, so erschrecken sie die Leute in der Ansiedelung vor Abend."

Nicodemo kehrte sich dem Kapitain zu.

„Wir wissen jetzt wenigstens, wo die Gesellschaft weilt, und können ihr daher ausweichen," sprach er erbittert; „anders war es, wenn wir Miß Lydia bereits aufsuchten. Entkamen wir wirklich, so wäre am hellen Tage die Richtung unserer Flucht nicht verborgen geblieben." Und wieder zu dem Otoe: „Ich fragte schon einmal, wo blieb Oliva?"

„Die starke Frau ritt nach der Ansiedelung," erklärte Schinges nunmehr; „sie wollte die Tochter des Colonels

sprechen. Sie handelte recht. Ich selber wollte hin. Die starke Frau wehrte mir. Sie meinte, die Tochter des Colonels möchte dem braunen Jäger mißtrauen. Sie wird hier sein, wenn die Sonne schlafen geht."

Nicodemo schüttelte den Kopf unzufrieden und finsterer schaute er darein.

„Das war wider die Vereinbarung," sprach er vor sich hin, „es ist zum Verzweifeln. Mit ihrer Verwegenheit wird sie es so weit treiben, daß die Bluthunde eines Tages die Hand auf uns Beide legen, und dann gute Nacht Welt."

Theilnahmsvoll betrachtete der Kapitain das geneigte Antlitz des Gefährten. Es entging ihm nicht, daß die von dem Otoe überbrachte Kunde ernste Befürchtungen in ihm wachgerufen hatte, und wie um diese zu zerstreuen, bemerkte er zuversichtlich: „Fand sie den Weg in den Ort hinein, so findet sie ihn noch leichter zurück. Ich sah genug während der wenigen Stunden des Verkehrs mit ihr, um das behaupten zu dürfen."

„Sie sahen gar nichts," versetzte Nicodemo rauh, „hege ich aber Besorgnisse, so sind sie begründet. Es geschähe nicht zum ersten Mal, daß sie sich mitten unter die erbittertsten Feinde wagte, um sie durch falsche Nachrichten in die Irre zu führen."

„Das wäre mehr als Vermessenheit," erklärte Durlach erstaunt, „es grenzte an Wahnsinn. Unglaublich erscheint, daß ein weibliches Wesen durch Haß — und der verrieth sich bei ihr unzweifelhaft — zum Spielen mit Tod und Verderben getrieben werden kann."

„Haß, tödtlicher Haß," bestätigte Nicodemo, seine innere Erregung nur schwer bekämpfend, „aber ein Haß, zu welchem sie so berechtigt ist, wie ein klarer Sommertag zum Sonnenschein. Ja, ich weiß das, fühle mich indessen nicht berufen, darüber zu Jemand zu reden, —

es möchte auch schwerlich Oliva's Billigung finden. Sie aber erfuhren jetzt genug, um sie nicht hart zu beurtheilen."

„Bis jetzt kam es zwischen uns noch nicht zur Sprache," spann Durlach die Unterhaltung weiter, „ich konnte daher nur vermuthen, daß Oliva zu Ihnen gehöre, vielleicht als Schwester oder sonstige Verwandte."

„Nichts davon," herrschte Nicodemo ihm förmlich zu. „Wäre sie meine Schwester, so möchte ich ihr die Lust am Spionendienst längst verleidet haben; entspricht er doch meinen eigenen Neigungen am wenigsten. Unter den obwaltenden Verhältnissen bin ich indessen gezwungen, wohin sie auch gehen mag, ihr getreu zur Seite zu stehen. Kann es sich doch ereignen, daß sie eines Tages meines Beistandes bedarf; ich aber fände in meinem Grabe keine Ruhe, stiege ich mit dem Bewußtsein in dasselbe hinab, sie habe ein gewaltsames Ende gefunden, ohne daß ich vorher mein Leben für die Aermste eingesetzt hätte."

„Welche Anhänglichkeit gehört dazu, um derartig zu sprechen," versetzte Durlach nachdenklich, und ihm war, als ob ein Schleier von Räthseln sich um die vor Kraft strotzende eiserne Gestalt des Grenzers webe.

Nicodemo sah wieder vor sich nieder. Seine Gesichtsfarbe war noch dunkler geworden. Das Fleisch, welches er an der Spitze seines Stäbchens röstete, stieß er in die Gluth, daß es zischend verbrannte. Erst nachdem es verkohlt war, richtete er sich wieder auf, und eintönig, beinahe ausdruckslos sprach er zu dem Kapitain gewendet: „Anhänglichkeit? Nun ja. Sie sind ein Ehrenmann und Ihnen gegenüber leugne ich es nicht. Ich hege in der That aufrichtige Freundschaft für sie, und den Tag will ich segnen, an welchem sie mit ihrem Hasse bricht, das heißt, wenn sie nicht vorher ein trauriges Ende fand. Verdammt! Auf mir ruht eine Art Verpflichtung, welche ich nur als geheiligt bezeichnen kann, und die vermag

kein Gott zu lösen. Schon als halbes Kind lernte ich sie kennen, und ein schönes, herziges, lustiges Kind war sie obenein, nur daß zu viel von der Natur eines Mannes in ihr wohnte. Sechzehn Jahre mochte sie damals zählen, da ritt sie schon den wildesten Mustang auf Tod und Leben, und fest saß sie nach Männerart auf dessen Rücken, als wär's ein Panther gewesen, der sich mit Zähnen und Krallen an das schäumende Thier anklammerte. Auf dem Rancho*) ihres Vaters aber befand sich kein Hund, kein Hammel, nicht einmal ein Huhn, dem sie nicht im Spiel den Lasso über den Kopf geworfen hätte. Da konnte es mit der Gelehrsamkeit freilich nicht viel werden. Erst als sie mehr heranreifte, fühlte sie das Bedürfniß, bei einem Geistlichen wenigstens Lesen und Schreiben zu lernen, und das trieb sie eine Zeitlang mit großem Eifer. Caramba! Wie hat sich das seitdem geändert! Wer sie nach den langen Jahren jetzt wiedersähe, würde sie für eine Andere halten. Alles an ihr ist gewissermaßen zum Manne geworden. Kampbell selber könnte es ihr in Ausübung des gefährlichen Gewerbes nicht zuvorthun," und ein seltsames herbes Lächeln spielte um seine Lippen, „dabei beweist sie eine Umsicht und Kaltblütigkeit, daß ich, der ich seit Jahren nicht von ihrer Seite wich, sie also kennen muß, jetzt noch oft über sie erstaune. Mißbillige ich aber, daß sie, trotz der Nähe der Raubbande, sich zum Besuch der Ansiedelung entschloß, so läßt es sich andererseits nicht tadeln, wenn sie, einem tief gewurzelten Zug von Herzensgüte folgend, darauf ausging, Beziehungen mit dem gefährdeten Mädchen anzuknüpfen und es auf die kommenden Dinge vorzubereiten. Ich ahnte ihren Plan, als sie Ihnen den Brief des Colonels abforderte."

„Eine Bitte, die ich ihr leider abschlagen mußte,"

---

*) Gehöft.

versetzte Durlach bedauernd, „Sie wissen, das Wort eines Mannes ist heilig, und ich versprach dem Colonel in die Hand, das Schreiben persönlich zu überreichen. Es wäre ein Unglück von unberechenbaren Folgen, käme es dem Bandenchef oder einem seiner Bluthunde vor Augen."

„Darüber hätten Sie unbesorgt sein können," erwiederte Nicodemo finster, „selbst in der fürchterlichsten Lage hätte sie Mittel gefunden, den Brief zu beseitigen, dafür bürge ich mit meinem Leben. Doch Sie haben recht: ein Mann, ein Wort. Jetzt eine andere Frage: wissen Sie Näheres über die augenblickliche Lage der jungen Lady?"

„Nach ihren brieflichen Mittheilungen zu schließen, wie der Colonel mir anvertraute, ergeht es ihr wohl. Ich gewann indessen den Eindruck, als ob ihr mehr darum zu thun gewesen wäre, den Vater nicht zu beunruhigen. Mein Verdacht entsprang aus dem Umstande, daß eine ältere Verwandte, welche gemeinschaftlich mit ihr dem Haushalt vorstand, schon vor einiger Zeit sich von ihr trennte. Einem Besuch sollte deren Reise gelten, allein nach meiner Ueberzeugung walteten andere Beweggründe. Entweder jene Verwandte ist Unionistin und wurde durch Angst vor den umherstreifenden Guerrillabanden zur Flucht bewegt, oder sie huldigt den Anschauungen der Rebellen und konnte daher dem Drange nicht widerstehen, sich Gleichgesinnten zuzugesellen. Wer weiß, ob sie nicht zur Verrätherin an den eigenen Verwandten wurde. Dergleichen wäre wenigstens nichts Neues in diesen Zeiten."

„So befindet Miß Lydia sich allein auf der Besitzung ihres Vaters?"

„Allein mit ihrer Dienerschaft, wie ich vernahm, und auch deren Treue ist wohl nicht verbürgt. Doch ich wiederhole, ihre brieflichen Nachrichten waren die einer um ihren Vater besorgten Tochter, die nur zu sehr geneigt ist, die

eigene Lage in das günstigste Licht zu stellen, und daher nicht zuverlässig."

„Auf alle Fälle scheint sie Muth zu besitzen," entgegnete Nicodemo, „die beste Zugabe, wenn ihre Rettung auf größere Schwierigkeiten stoßen sollte. Wäre Oliva nur hier," fügte er ungeduldig hinzu, „immer das alte Spiel! Kaum erreichte eine Sorge ihren Abschluß, so ersteht eine neue; das wirkt aufreibend."

Er erhob sich und forderte Durlach auf, ihn zu begleiten; dann verließen sie das schluchtartige Thal, um von einer benachbarten Anhöhe aus einen Blick über die umliegende Landschaft zu werfen.

Zweites Kapitel.

Von dem Lager der Kundschafter bis zu der bedrohten Ansiedelung betrug die Entfernung ungefähr eine Stunde mäßig schnellen Einherreitens. Nicht über sechshundert Einwohner zählend, erhob sich der Ort inmitten von Hainen, Waldstreifen, Wiesen, Ackerflächen und sanft ansteigenden Hügeln. Ziegelsteine waren bei Errichtung der Baulichkeiten nur ausnahmsweise verwendet worden. Um so einladender nahmen sich dafür die aus Balken und Brettern zusammengefügten Häuser mit ihrem weißen Anstrich und den grauen Schindeldächern aus. So waren auch die wenigen Straßen noch nicht gepflastert. Begünstigte aber kein, dem Handelsverkehr einen bequemen Weg bietender Strom die Lage des Oertchens, so ließ sich doch voraussehen, daß die dort vorüberführende Eisenbahn demselben eine von Jahr zu Jahr wachsende Wichtigkeit verleihen würde.

An dem heutigen Tage erschien es indessen, als ob der düstere Schleier, welcher seit dem Beginn des brudermörderischen Krieges über dem ganzen Staate schwebte,

sich zu einer schweren Gewitterwolke verdichtet habe, die sich über dem bisher von feindlichen Angriffen verschont gebliebenen Städtchen zu entladen drohte. Die Sägemühle hatte freilich schon, wer weiß wie lange, gerastet, ebenso die Brennerei, während die Mahlmühle nur noch mit Unterbrechungen arbeitete; dagegen erzeugte es den Eindruck, als hätten die erkalteten langen Schornsteine heute doppelt mißtrauisch gen Himmel gestiert. Wo aber Leute sich auf der Straße begegneten und anredeten, da geschah es mit ängstlichem scheuen Wesen, wie in Befürchtung, daß ihre Stimmen über das Weichbild der Ansiedelung hinausgetragen werden könnten.

Es hatte sich nämlich das dumpfe Gerücht verbreitet, daß eine der den Staat brandschatzenden stärkeren Guerillabanden die Richtung auf den heimathlichen Ort eingeschlagen habe und deren Eintreffen von Tag zu Tag zu erwarten sei. Es beeilte sich daher Jeder, Geld und sonstige Werthgegenstände an sicherem Ort zu verbergen, Pferde und Rinder in die benachbarten Waldungen zu treiben und auf diese Art die bevorstehenden Verluste wenigstens auf das geringste Maß zu beschränken. Was sonst noch von der räuberischen Horde als gute Beute erklärt oder im rohen Uebermuth vernichtet wurde, war natürlich nicht abzusehen — das mußte man eben über sich ergehen lassen. Denn um Widerstand zu leisten, nachdem eine Anzahl streitfähiger Männer zum Kriegsdienst herangezogen worden war, reichten die Kräfte nicht aus. Wenn man aber auch Alles verlor, und nur die Familienmitglieder dem Leben erhalten blieben, so gab es ja nichts, das unersetzlich gewesen wäre. Neue Hoffnungen grünten auf den Trümmern irdischer Habe, so lange die Schaffenslust nicht durch Trauer um diesen oder jenen theuren Angehörigen gelähmt wurde. —

Beinahe die Hälfte des Nachmittags war verstrichen,

als ein einzelner Reiter vor dem Südende des Oertchens auftauchte und, in die Hauptstraße einbiegend, dieselbe gemächlich verfolgte. Wer ihn aus der Ferne sah, mochte ihn auf Grund seines Aufzuges für ein Mitglied der gefürchteten Horde halten, welcher er vielleicht als Kundschafter vorausgeritten war. Diese Besorgniß schwand indessen, sobald man in ihm einen anscheinend siebenzehnjährigen Burschen erkannte, auf dessen auffällig ernstem Antlitz nichts weniger als Raubgier sich ausprägte. In seinem offenbar langgedienten, indianisch gestickten faltigen Lederhemde, welches nach unten in enganschließenden Beinkleidern verschwand, die unterhalb der Kniee in steifen Gamaschenledern ihre Fortsetzung fanden, und mit den schweren, klirrenden Schnallsporen, bot er das Bild eines harmlosen jungen Vaquero's, wie solche die mexikanischen Handelskarawanen auf ihren Wüstenreisen zu begleiten pflegen. So ritt er auch ein mit mexikanischem Sattelzeug ausgerüstetes, zwar kleines und hageres, jedoch augenscheinlich sehr zähes und flinkes Pferd, dasselbe mit einer nachlässigen Sicherheit lenkend, als ob seit frühester Kindheit der Sattel seine Heimath gewesen wäre. Als Waffe führte er nur den auf der rechten Hüfte in einem Futteral steckenden Revolver, welchem auf der anderen Seite des Gurtes ein langes dolchartiges Messer gewissermaßen das Gegengewicht hielt. Außerdem hing vom Sattelknopf ein aus Wildleder geflochtener, geschmeidiger Lasso mit polirtem Stahlring handgerecht in mehreren großen Verschlingungen nieder. Den schwarzen schlappen Filzhut mit der breiten Krempe hatte er weit nach dem Hinterkopf hinaufgeschoben. Rabenschwarzes Haar, auf der Stirn in der Höhe der Brauen stumpf abgeschnitten, fiel hinten nach Indianerart über die Schultern und tief auf den Rücken nieder. Das von demselben eingerahmte Antlitz war klassisch regelmäßig geformt und von auffallender

Schönheit. Von jener gelblichen Farbe, wie sie den Mexikanern im Allgemeinen eigenthümlich, charakterisirte dasselbe eine seltsame träumerische Ruhe. Dagegen funkelten die Augen unter den wie müde gesenkten Lidern in einer Weise hervor, als hätten sie alles in ihrem Bereich Befindliche mit einem einzigen Blick in sich aufnehmen wollen. Wer den jungen Reitersmann sah, betrachtete ihn verwundert. Der Eine und der Andere rief ihm auch einen Gruß zu, ohne indessen mehr als ein ausdrucksloses Neigen des Hauptes zur Antwort zu erhalten. Man begriff, daß er nicht in ein Gespräch gezogen zu werden wünschte.

So war er allmählig bis dahin gelangt, wo die Straße auf der einen Seite von einem umfangreichen Grundstück begrenzt wurde. Zwei von einander gesonderte Fabrikgebäude erhoben sich auf demselben, und zwischen diesen ein von Ziegelsteinen erbautes Haus mit hohem Erdgeschoß, offenbar die Wohnung des unzweifelhaft reich begüterten Besitzers. Ein freundlicher Garten erstreckte sich von diesem bis zur Straße, von welcher er durch ein weiß gestrichenes Holzgitter getrennt wurde. Oberhalb des Thorweges war, die beiden Eckpfeiler miteinander verbindend, ein ebenfalls weiß angestrichenes Brett angebracht worden, und auf diesem stand, weithin lesbar geschrieben: „William Rutherfield."

Der junge Vaquero hielt sein Pferd an. Flüchtig las er die Inschrift; aufmerksamer betrachtete er die verschiedenen Baulichkeiten. In jeden Winkel bohrte er die Blicke gleichsam ein, in jedes Fenster, wie um sich mit allen dahinter liegenden Räumen vertraut zu machen. Da aber die Fabriken still lagen, nirgendwo ein Arbeiter sichtbar wurde, an den er sich mit einer Frage hätte wenden können, ebenso das Wohnhaus verödet und ausgestorben erschien, trieb er sein Pferd wieder an. Nach Zurück-

legung einer kurzen Strecke hielt er abermals, und zwar vor einem Hause, welches sich durch eine umständliche Inschrift und andere sprechende Merkmale als eine Schankwirthschaft kennzeichnete.

Ein älterer Yankee in Hemdsärmeln und breitrandigem Strohhut, in dessen Zügen sich bittere Unzufriedenheit ausprägte, stand in der Thür. Er war so versunken in den Anblick des jungen Reiters, daß er dessen erste Anrede überhörte.

„Ich frage nochmals, Herr,“ wiederholte dieser mit heller, klangvoller Stimme, „kann ich hier einen Trunk Wasser mit einem Tropfen Whisky oder Essig darin erhalten, dazu vielleicht ein Stück gebratenes Fleisch nebst Brod? Verbrachte man seine acht Stunden im Sattel, ohne Gelegenheit zum Einkehren zu finden, so ist man mit dem Geringsten zufrieden.“

Zweifelnd sah der Wirth in das von aufreibenden Anstrengungen gezeichnete jugendliche Antlitz, dessen ernster Ausdruck so wenig im Einklange mit dem muthmaßlichen Alter des jungen Mannes stand, antwortete aber bereitwillig: „Was Ihnen dient, sollen Sie haben, vorausgesetzt, Sie gehören nicht zu den Leuten, die sich haufenweise im Lande umhertreiben, um sich auf Kosten friedlicher Bürger zu bereichern.“

„Gehörte ich zu denen,“ antwortete der Vaquero spöttisch, „so würde ich nicht lange bitten, sondern warten, bis meine Kameraden eingetroffen wären, und dann nehmen, was mir gefiele.“

„Das klingt mannhaft und aufrichtig, wenn auch beinahe zu trotzig für ein bartloses Gesicht,“ versetzte der Wirth mürrisch, „aber was, in der Hölle Namen, führt Sie hierher, wenn Sie dem Raubgesindel ferne stehen? Und in diesem Theil des Landes sind Sie sicher nicht zu Hause, das steht auf Ihrem Gesicht geschrieben.“

„Gewiß nicht," hieß es gleichmüthig zurück, „das hindert mich indessen nicht, dahin zu reiten, wohin es mir beliebt. Doch damit Sie's wissen: ich diene bei einer Gesellschaft von Tradern *), die, um ihre Waaren an den Mann zu bringen, von Neu-Mexiko heraufkam, wo es seit dem Ausbruch des Krieges drunter und drüber geht. Fünf Tagereisen weit in die Prairie hinein steht unser Lager. Da begab ich mich auf den Weg, um auszukundschaften, ob hier herum vielleicht Geschäfte zu machen seien."

„Ein langer Ritt für 'nen einzelnen Mann, bei Gott; doch was brachten Sie in Erfahrung?"

„Genug, um mich zu entschließen, diese Gegend so bald wie möglich wieder hinter mich zu legen; denn bevor viel Zeit vergeht, ist hier der Teufel los. Zögern Sie aber, mir einen Trunk zu reichen, so will ich Ihnen trotzdem einen guten Rath ertheilen: spricht Sie binnen Kurzem wieder Jemand um eine Herzstärkung an, so fragen Sie nicht lange nach dem Woher und Wohin, oder es möchte sich ereignen, daß Ihr Haus und Hof in Flammen ständen, bevor Sie für sich selbst einen Trunk mischten. Geben Sie, was Sie haben, und seien Sie froh, wenn keine Pistolenmündungen Sie angrinsen."

„Ein feiner Rath, beim Allmächtigen, junger Mann," versetzte der Wirth zuvorkommender, „und ein gutes Mahl will ich Ihnen nicht vorenthalten, ohne Kostenberechnung obenein, wenn Sie mir dafür anvertrauen, ob die Raubbande, von der wir hörten, auf hier marschirt."

Der junge Vaquero schwang sich aus dem Sattel, und den Lasso auseinanderrollend, band er sein Pferd an das zu solchen Zwecken vor dem Hause errichtete Lattengerüst. Nachdem er es abgezäumt und um ein Dutzend Maiskolben

*) Handelsleute.

gebeten hatte, fuhr er fort: „Ich bin erstaunt, daß bisher noch Keiner im Ort sich die Mühe gab, auszukundschaften, daß eine Horde von mindestens vierhundert Mann nahe genug ist, um sich nach Ablauf weniger Stunden hier anzumelden. Vom Osagefluß ist sie heraufmarschirt, und zwar, um den Unionisten auszuweichen, in Bachthälern und Regenschluchten. In ihrem Plan liegt es offenbar, sich erst dann bemerklich zu machen, wenn sie vor euren Thüren steht."

In den Zügen des Wirthes verrieth sich Bestürzung. „Sollte das wahr sein?" fragte er ungläubig.

„So wahr, wie ich von Niemand etwas geschenkt nehme," antwortete der Bursche mit einer Zuversicht, daß des Wirthes Gesicht sich merklich verlängerte, „nicht einmal einen Trunk, der auch nur um einen Fingerhut voll Brandy stärker, als klares Wasser. Sie werden mir daher den Preis für das Mahl berechnen, wie Sie es gewohnt sind." Nachdem das Pferd mit Futter versorgt worden war, und er dann an der Seite des Wirthes den als Schänke dienenden Raum betrat, fügte er hinzu: „Ja, die Schurken weilen in der Nachbarschaft, und ich vermuthe, sie fühlen sich stark genug, um mit ihrem Einzuge nicht bis nach Einbruch der Nacht zu säumen. Ich entdeckte sie zufällig, möchte sonst als friedliebender Reisender schwerlich viel nach ihnen gesucht haben."

„Das ist ein Unglück," kehrte der Wirth sich verstört einigen eben eintretenden Gästen zu, die offenbar durch die auffällige Erscheinung des Vaquero's herbeigelockt worden waren, und dieselbe in Beziehung zu den bedrohlichen Gerüchten brachten. „Ein großes Unglück," wiederholte er, dem jugendlichen Reiter ein Glas Wasser und eine Flasche Rum nebst Zucker zuschiebend, „hier steht ein zuverlässiger Zeuge, wenn er auch noch jung sein mag, und der behauptet, daß die seit einer Woche angekündigten

Banditen vor Abend hier sein werden. Bewahrheitet sich das, so mag Gott uns gnädig sein, daß es ohne Blutvergießen abgeht."

Die von allen Seiten an ihn gerichteten Fragen beantwortete der Vaquero kurz und bestimmt, so daß Zweifel an der Verbürgtheit seiner Mittheilungen keinen Raum fanden. Zugleich bemächtigte sich Aller wahres Entsetzen. Eine Weile verhandelte man noch lebhaft; dann eilte der Eine hierhin, der Andere dorthin, um die Schreckenskunde zu verbreiten, begleitet von dem dringenden Rath, an keinen Widerstand zu denken, der nur um so größeres Unheil im Gefolge haben würde.

Gleich darauf befand der Wirth sich wieder allein mit seinem Gast. Einen Aufwärter rief er herbei, ihn beauftragend, ein gutes Mahl herzurichten, woran er die Bemerkung schloß: „Zuvor aber gehen Sie zu Miß Rutherfield herum —"

„Miß Lydia Rutherfield?" fragte der junge Reitersmann lebhaft, indem er, ihn unterbrechend, die Hand auf seinen Arm legte, „ist das die Tochter des Besitzers der Fabriken hier nebenan?"

„Sie sprechen es aus, Freund," bestätigte der Wirth, „ein braves, freundliches Mädchen und meine Nachbarin obenein; da ist es freilich meine Pflicht, an ihre Sicherheit zu denken. Leider ist der Vater nicht daheim, was um so mehr zu beklagen, weil sie die Mutter schon vor Jahren verlor. Im Felde steht er, wo er ein Regiment kommandirt. Eine Schande ist es, daß die arme junge Lady jetzt auf sich allein angewiesen ist; denn eine Verwandte von ihr — die Hölle über sie — die ihr so lange zur Seite stand, machte sich aus dem Staube, sobald die ersten unheimlichen Gerüchte über einen möglichen Besuch des Raubgesindels ihr zu Ohren drangen. Als guter Nachbar rieth ich Miß Lydia, in St. Louis Zuflucht zu

suchen, allein sie ist eine beherzte Natur und bestand darauf, hier zum Rechten zu sehen. Sie meinte, in St. Louis sei es nicht besser, als hier, und der Weg dahin führe mitten zwischen den streitenden Armeen hindurch, und so ist's mit dem Zaudern allmählig zu spät zur Flucht geworden."

„Ich will selber zu ihr gehen," fiel der Vaquero gelassen ein, „weiß ich doch am besten zu schildern, was ich mit meinen Augen sah, und ausrichten werde ich es, ohne sie viel zu erschrecken."

„Recht so, Freund," billigte der Wirth in fieberhafter Unruhe, „besorgen Sie das Geschäft mit einigem Bedacht, ist's doppelt dankenswerth. Kehren Sie zurück, so finden Sie Ihr Mahl bereit."

„Sie wohnt in dem Hause zwischen den beiden Fabrikgebäuden?"

„Gerade da; Sie brauchen nur anzuklopfen. Zu Hause ist sie um diese Zeit ebenfalls, seitdem sie es aufgab, ihren gewöhnlichen Nachmittagsritt zu unternehmen, und wie wir Anderen, jagte auch sie ihre Pferde in den Wald."

Schweigend verließ der Vaquero die Schänke und etwas später klopfte er an die Thür des bezeichneten Hauses.

Ein hünenhaft gebauter Neger öffnete, und obwohl von Mißtrauen gegen die fremdartige Erscheinung des jungen Mannes beschlichen, führte er ihn doch, ohne ihn zuvor anzumelden, in ein freundlich, sogar verhältnißmäßig reich ausgestattetes Empfangszimmer, wo er ihn anwies, einige Minuten zu warten.

Der Vaquero benutzte die Zeit, sich ein wenig umzusehen. Schwerlich hatte er in seinem Leben oft Räume betreten, deren Einrichtung mit seiner jetzigen Umgebung zu vergleichen gewesen wäre. Um so überraschender erschien es daher, daß seine Blicke kalt über Alles hinweggleitten, was jeden Andern aus seinem Kreise vielleicht mit

Bewunderung erfüllt hätte. Was ihm vor Augen lag, mochte er mit der freien Natur vergleichen, auf welche der weitaus größte Theil seines Lebens entfiel, daß es zuweilen wie Spott auf seine Züge trat, er sogar erschrak, als er sich plötzlich vom Kopf bis zu den Füßen hinunter in einem Spiegel sah. Unwillkürlich betrachtete er sein Ebenbild aufmerksam. Zugleich gelangte auf seinem Antlitz mehr und mehr ein Ausdruck der Trauer zum Durchbruch. Es war, als hätten die Merkmale, welche nicht allein in dem verschlissenen und bestaubten Anzuge, sondern auch in seinen sonnverbrannten Zügen von endlosen Entbehrungen und Beschwerden zeugten, tiefes Bedauern mit sich selbst wachgerufen.

In seinen Gedanken störte ihn das Gehen einer Thür. Schnell kehrte er sich nach dem Geräusch um, und auf ihn zu schritt eine hoch und schlank gewachsene junge Dame im einfachen Hauskleide, ihn mit einem Befremden verrathenden, beinah befangenen Lächeln grüßend. Anfänglich rief es den Eindruck hervor, als habe die anmuthige Gestalt mit dem von kastanienbraunem Haar eingefaßten lieblichen Antlitz und den herzigen blauen Augen ihn geblendet; denn erst, als dieselbe ihn anredete, schien er wie aus einem traumähnlichen Zustande zu erwachen.

„Der schwarze Nestor meldete mir, Sie wünschten mich in einer dringenden Angelegenheit zu sprechen," begann Lydia Rutherfield, des jugendlichen Vaquero's Schweigen als Zaghaftigkeit auslegend. Indem aber ihre ermuthigende Stimme zu seinen Ohren drang, kehrte seine Selbstbeherrschung zurück. Es schwand die erste Verlegenheit. In den Vordergrund trat wieder jene kalt erwägende Ruhe, wie eine solche sich in seinen Zügen spiegelte.

„An Stelle Ihres Nachbars, des Schankwirthes, ging ich hierher, um Sie zu warnen," hob er ohne weitere Einleitung an. „Spätestens nach Ablauf einer Stunde

zieht eine starke Guerrillaschaar in diesen Ort ein. Was das bedeutet, kam nur Derjenige ermessen, der Gelegenheit fand, solche Banden auf ihren Raubzügen zu beobachten."

Lydia erbleichte. Wie um die Wahrheit der Schreckenskunde aus seinen Augen herauszulesen, sah sie starr in des bräunlichen Burschen unbewegliches Antlitz.

„Wenn die Unholde unsere Ansiedelung wirklich überfallen, was bliebe uns zu thun übrig?" fragte sie nach einer kurzen Pause des Schweigens mit heimlichem Zagen.

„Es bietet sich keine große Auswahl," antwortete der Vaquero frei von jeder Spur irgend einer Erregung, „fliehen müssen Sie, oder Sie haben das Schrecklichste zu gewärtigen. Wenn man den übrigen Bewohnern der Ansiedelung Schonung angedeihen ließe, so hätte die Tochter des tapferen Colonels Rutherfield auf eine solche nicht zu rechnen."

„Was wissen Sie von meinem Vater?" fragte Lydia, in ihrer Angst um ihn die eigene Lage vergessend. „Lebt er noch? Ist er gesund? Seit Wochen hörte ich nichts von ihm. Kein Tag vergeht, an welchem ich nicht eine schreckliche Nachricht fürchte."

„Vor einer Woche befand er sich wohlauf und auf dem Marsch nach Kansas-City. Seitdem ist es nicht zu ernsten Zusammenstößen mit den Rebellen gekommen. Jetzt, da es zu spät ist, bereut er, nicht schon vor Jahresfrist Sie von hier fortgebracht zu haben."

„Ihn trifft kein Verschulden," versetzte Lydia unmuthig, „denn wer konnte ahnen, daß die furchtbarste Form des Bürgerkrieges gerade in diese abgelegenen Distrikte verpflanzt werden würde."

Der Vaquero zuckte die Achseln. „Das ist jetzt nicht mehr von Belang," sprach er im Geschäftstone; „zunächst handelt es sich darum, ob Sie mir trauen. Ist das der

Fall, so werden Sie im Laufe der kommenden Nacht von hier abgeholt. Ich bereite Sie indessen darauf vor, daß Sie vielleicht große Gefahren über sich ergehen lassen müssen. Nur unter dem Schutze der Dunkelheit, wohl gar über Leichen hinweg, ist Rettung noch möglich. Ich spreche rückhaltlos, um Ihren Entschluß zu fördern."

Lydia bebte bis in's Mark hinein. Eine Weile sann sie angestrengt nach. Es mochte ihr vorschweben, daß der vor ihr stehende Bursche in dem Kleide eines verwilderten Steppenreiters möglicherweise selbst ein Mitglied der gefürchteten Guerrillabande und nur ausgeschickt sei, um sie den grausamen Feinden zu überliefern. Um Zeit zum Ueberlegen zu gewinnen, fragte sie mit nothdürftig errungener Fassung: „Die ganze Habe meines Vaters, die Fabriken, unsere Wohnung mit Allem, was dazu gehört, soll ich fremder Willkür preisgeben —"

„Ihr eigener Vater würde antworten:" unterbrach der Vaquero sie rauh, „mag Alles in Asche zerfallen, wenn nur meine Tochter gerettet wird. Erklären Sie daher offen: wollen Sie flüchten und zu diesem Zweck sich meiner Führung anvertrauen, so ist es gut. Anderenfalls haben meine Freunde und ich keine Veranlassung, uns muthwillig in Gefahr zu begeben."

Forschend sah Lydia in des Vaquero's dunkle Augen. Sie vermochte sich der Scheu nicht zu erwehren, welche er ihr durch sein entschiedenes Auftreten einflößte. Es stand in zu krassem Widerspruch mit seiner Jugend. Endlich entwand es sich, wie beschwörend, ihren Lippen: „Sie ängstigen mich. Wenn Sie mir nur den kleinsten Beweis liefern wollten, daß mein Vater mit Ihrem und Ihrer Freunde Plan einverstanden ist."

„Nichts leichter, als das," versetzte der Vaquero gleichmüthig, „zwischen Ihrem Vater und uns vermittelt ein gewisser Kampbell, wenn Sie je diesen Namen hörten. Da

nun Ihr Vater aus dienstlichen Rücksichten die Angelegenheit nicht selbst in die Hand nehmen konnte, schickte er einen seiner Offiziere mit dem Auftrage an uns ab, Sie zunächst an den Missouri zu geleiten und dort weitere Verhaltungsbefehle von ihm abzuwarten. Eine Stunde Weges von hier im sicheren Versteck weilt der Kapitain bei meinen Freunden. Wir Alle sind bereit, unser Leben für Ihre Befreiung aus der gefährlichen Lage einzusetzen. Ich denke, das genügt, um Ihren Entschluß zu zeitigen; und so frage ich Sie nochmals: wollen Sie Ihre nächste Zukunft in unsere Hände legen?"

„Besäßen Sie nur ein einziges Wort, niedergeschrieben von der Hand meines Vaters" — hob Lydia zweifelnd an, als der Vaquero ungeduldig einfiel:

„Nicht nur ein Wort, sondern ein ganzer Brief ist für Sie da. Gern hätte ich ihn gebracht, allein Kapitain Durlach erklärte, denselben persönlich einhändigen zu müssen."

Lydia schwankte noch immer. Mochte der vor ihr Stehende mit seiner mannhaft überlegenden Ruhe immerhin einen günstigen Eindruck auf sie ausüben, so widerstrebte es ihr dennoch, sich einem halben Knaben anzuvertrauen, der, nach seinem Aeußeren zu schließen, in Verhältnissen herangereift war, in welchen die überzeugende Gewalt von Pistole und Messer höher anerkannt wurde, als die weisesten Erörterungen; Treue und Glauben dagegen nach ihrer Meinung nicht über die Gegenwart hinausreichten. Wie ein schwarzes Verhängniß schwebte ihr vor, das Opfer schnöden Verrathes zu werden, und so antwortete sie unter dem Einfluß verheimlichter Todesangst zögernd: „Wir sahen einander nie bevor, und meinem Vater sowohl, wie mir selber bin ich es schuldig — dies Bekenntniß kann Sie nicht beleidigen — jedem Fremden gegenüber Vorsicht walten zu lassen. Und dann,

ich erkläre es offen, können Ihre Erfahrungen doch nur Ihrem Alter entsprechen."

Ein Ausdruck des Spottes eilte über das Gesicht des Vaquero's, Lydia in erhöhtem Grade beängstigend.

„Mit anderen Worten: ich bin Ihnen zu jung," erwiederte er leidenschaftslos, „und meine älteren Gefährten rechnen Sie für nichts. Freilich, womit könnte ich beweisen, daß ich überhaupt Gefährten besitze? Es bliebe mir also nur übrig, meines Weges zu ziehen und Sie Ihrem Schicksal zu überlassen. Doch das darf nicht geschehen. Die Tochter des Colonels Rutherfield darf nicht wie ein todtes Beutestück von den Banditen fortgeschleppt werden — das sind des bekannten Spions Kampbell eigene Worte — und wäre ich gezwungen, zum letzten Mittel zu greifen." Er trat Lydia einen Schritt näher. Wie die Anwesenheit eines Zeugen fürchtend, warf er einen scheuen Blick um sich, dann neigte er sich dem beklommen dareinschauenden Mädchen zu. Eigenthümlich durchdringend sah er in die bangen Augen. Nur wenige Worte sprach er mit gedämpfter Stimme, und wieder zurücktretend, beobachtete er gespannt die anmuthige Gestalt.

Lydia stand wie erstarrt. Was der trotzige junge Vaquero ihr anvertraut hatte, sie schien es nicht fassen zu können. Unsägliches Erstaunen beherrschte ihre Züge, zugleich aber erwachendes Verständniß, und unter solchen Eindrücken sprach sie nach kurzem Sinnen förmlich überstürzt: „Unmöglich! Und dennoch — ich hätte es errathen müssen." Sie reichte dem plötzlich seltsam milde schauenden und leicht erröthenden Vaquero die Hand, indem sie fortfuhr: „Ich glaube Ihnen, ja, Alles glaube ich. Sagen Sie, wie ich mich zu verhalten habe; Ihren Anweisungen folge ich blindlings. Ich kenne keine Zweifel mehr."

„Das kommt Ihnen selbst am meisten zu gute," erklärte der Vaquero nunmehr minder streng; „Sie werden

gerettet werden. Wie Alles zu beginnen, ich weiß es noch nicht. Halten Sie sich indessen bereit, dem ersten Ruf Ihrer und Ihres Vaters Freunde zu jeder Stunde zu folgen. Suchen Sie ein Versteck, in welchem Sie von den Spürhunden nicht entdeckt werden können, oder alle Mühe ist vergeblich. Stählen Sie Ihren Muth, um in verhängnißvoller Lage nicht von Grauen bemeistert zu werden. Führt die Flucht uns auf blutigen Wegen, so denken Sie, es sei schädliches Gewürm, welches von den Füßen ehrenwerther Menschen zertreten wurde."

Immer größeres Erstaunen prägte sich in Lydia's Augen aus. Einen gleichsam bannenden Zauber schien der junge Vaquero auf sie auszuüben. Bei seinem ersten Anblick von dem Bewußtsein getragen, ihn gewissermaßen geistig zu beherrschen, fühlte sie sich jetzt abhängig von ihm, und so antwortete sie gefaßt: „Das sind entmuthigende Aussichten, aber bauen Sie auf meinen ernsten Willen. An Ihrem Beispiel werde ich mich aufrichten. Durch mich, wenn es überhaupt meine Kräfte nicht übersteigt, soll Ihre Aufgabe nicht scheitern."

„Das ist verständig gesprochen," hieß es mit unzweideutigem Wohlwollen zurück, „und so wiederhole ich nochmals meine Warnung: halten Sie sich streng verborgen, gleichviel wie oder wo. Lassen Sie sich durch nichts beirren oder hervorlocken, durch keinen Ruf, kein Signal, und ginge es von Ihren Nachbarn aus. Vergegenwärtigen Sie sich, daß es Bluthunde in vollem Sinne des Wortes, die nach Ihnen forschen. Sind wir erst zur Hand, so wissen wir auch Sie zu finden."

„Aber die übrigen Bewohner der Ansiedelung — sie können sich unmöglich der Aufmerksamkeit der schrecklichen Menschen entziehen," wendete Lydia wieder klagend ein.

Der Vaquero warf den Kopf geringschätzig empor, daß das lange Schläfenhaar über die Schultern zurück-

flog, und bemerkte etwas lebhafter: „Keiner von ihnen ist die Tochter des als reich bekannten Fabrik- und Landbesitzers Rutherfield, der ein hohes Lösegeld zu zahlen vermag; Keiner die Tochter des tapferen Colonels, der mit seinem Regiment den Südlichen so manche Niederlage bereiten half. Um sich an ihm zu rächen, könnte den Schurken kein willkommeneres Mittel geboten werden, als Ihre Person. Doch auch ohne das schweben Sie in einer furchtbaren Gefahr: bedenken Sie die wilden Leidenschaften von Männern, die sich durch nichts von Bestien unterscheiden. — Jetzt noch eine Hauptfrage: befindet sich unter Ihren Leuten Jemand, dem wir trauen dürfen?"

„Ich verfüge überhaupt nur noch über zwei Menschen. Alle Anderen gingen davon, sobald die Fabriken zum Stillstand gelangten. Sie sahen den Schwarzen. Früher Sklave, ist er durch meinen Vater schon vor zwei Jahren ein freier Mann geworden. Ihn fesselt die Anhänglichkeit an uns fester, als es durch Sklavenketten möglich wäre. Außer ihm weilt eine ältere Mulattin bei mir, eine treue Seele, von der ich mich nicht trennen möchte."

„Gut, Miß Rutherfield," nahm der junge Vaquero mit einem gewissen Ausdruck der Ueberlegenheit wieder das Wort, „so erübrigt mir nur noch, mit dem Schwarzen mich in's Einvernehmen zu setzen."

Lydia klingelte. Als der Neger eintrat, wandte sie sich ihm mit den Worten zu: „Nestor, hier ist Jemand, der uns vor einem großen Unglück bewahren möchte. Dazu bedarf er Deiner Mitwirkung. Höre auf ihn und befolge seine Rathschläge pünktlich. Vergiß nicht: unser Aller Leben und Freiheit hängt von Deiner und Eva's Gewissenhaftigkeit und Treue ab."

Das Unbehagen, welches sich anfänglich in Nestor's schwarzen Zügen spiegelte, erhielt plötzlich den Charakter in ihm gährender Wuth. Seine großen Augäpfel rollten

wild in ihren Höhlen, indem sie sich abwechselnd auf Lydia und den Vaquero richteten. Hörbar knirschten seine Zähne aufeinander, und die mächtige Brust durch einen tiefen Athemzug erweiternd, erklärte er feindselig: „Es schwebt Unheil in der Luft. Ich hörte davon. Eine Bande erstaunlicher Schurken, gut genug, dreimal des Tags aufgeknüpft zu werden, ist unterwegs auf hier. Aber wir sind noch da" — und dröhnend schlug er mit der Faust auf seine Brust.

„Gut, gut," fiel der Vaquero herrisch ein, „meine Zeit ist kurz bemessen, zu kurz für überflüssige Erörterungen. Auch ist dieser Ort nicht dazu geeignet," und er wies mit dem rückwärts gebogenen Daumen auf Lydia, „begleite mich hinaus, und bist Du in der That ein so ehrenwerther Mann, wie Deine Herrin behauptet, so wirst Du Deinen ganzen Scharfsinn aufbieten, mich und meine Freunde in unserem Unternehmen zu unterstützen."

Sich verabschiedend, reichte er Lydia die Hand, und von dem Neger gefolgt, trat er auf den Flurgang hinaus, wo er sich alsbald in ein lebhaftes Gespräch mit ihm vertiefte. Als er eine Viertelstunde später durch den Vorgarten der Straße zuschritt, stand Lydia am Fenster. Sorgenvoll spähte sie ihm nach, wie er, beide Hände in die Taschen seiner Beinkleider geschoben, sich wie Jemand einherbewegte, der nichts Besseres zu thun weiß, als seine Zeit mit planlosem Umherstreifen zu verbringen.

Außerhalb des Stacketenzauns erwarteten ihn mehrere Männer und Frauen. In deren Wesen offenbarte sich ängstliche Hast. Lydia errieth, daß sie den wortkargen Burschen um Dieses und Jenes befragten. Seine Erklärungen waren kurz. Gen Süden wies er mit dem ausgestreckten Arm. Die Rathschläge aber, mit welchen er diese Bewegung begleitete, mußten erschreckend wirken; denn er hatte kaum ausgesprochen, als die Leute sich

eiligst entfernten, die ihnen Begegnenden durch dringende Zurufe mit sich fortreißend. Jeder trachtete sichtbar, den häuslichen Herd baldigst zu erreichen, sich mit seinen Angehörigen zu vereinigen.

Als der Vaquero die Schänke wieder betrat, fand er sein Mahl angerichtet. Schweigend ließ er sich zu demselben nieder. Mehrere Gäste waren, von Unruhe getrieben, schon vor ihm eingetroffen. Er achtete ihrer nicht. Mäßig sprach er den Speisen zu. Nur wenn der Eine oder der Andere eine Frage an ihn richtete, sah er, um eine kurze Antwort zu ertheilen, flüchtig vom Teller auf. Er hatte die Empfindung, als ob hier und da Mißtrauen gegen ihn rege geworden wäre, man immer wieder seine jugendliche Erscheinung mit den von ihm überbrachten Nachrichten vergleiche. Nach beendigtem Mahl warf er einen halben Dollar auf den Tisch, und sich erhebend, schritt er zwischen den ihn argwöhnisch betrachtenden Männern auf die Straße hinaus.

Er war eben mit dem Aufzäumen seines Pferdes beschäftigt, als das Heulen der Dampfpfeife herüberdrang, mit welchem ein kurz zuvor eingetroffener Eisenbahnzug etwaige Reisende zur Eile trieb. Bald darauf folgte das Fauchen der Maschine und das sich schnell verstärkende Rollen der Räder. Eine kurze Strecke konnte der Zug erst zurückgelegt haben, als aus derselben Richtung mehrere Schüsse herüberdröhnten. Fast gleichzeitig ließ sich heftiges Poltern und Krachen vernehmen. Das Geräusch der Wagen verstummte; an dessen Stelle aber trat durchdringendes Gellen und Brüllen, als ob eine Horde wilder Steppenindianer einen Ueberfall des Ortes in's Werk gesetzt habe. Die Gäste stürmten in's Freie hinaus, wo sie in kopfloser Flucht auseinander stoben. Spöttisch blickte der junge Vaquero ihnen nach; dann schwang er sich nachlässig in den Sattel. Im Begriff, davon zu reiten, wurde er des

Wirthes ansichtig, der wieder auf der Thürschwelle stand. Sein leichenfahles Gesicht zeugte von der Angst, in welcher er um die Seinigen und seine Habe schwebte.

„Beherzigen Sie meinen Rath: öffnen Sie den neuen Gästen Küche und Keller, wenn Sie nicht das schwerste Verhängniß auf Ihr Haus herabbeschwören wollen,“ rief er ihm zu, und sein Pferd wendend, schlug er in mäßig förderndem Schritt die Richtung ein, aus welcher der bedrohliche Lärm herübergedrungen war und sich fortgesetzt wiederholte.

Drittes Kapitel.

Der Bahnhof der Ansiedelung bestand aus einer kurzen Strecke doppelter Geleise, auf welchen zwei Züge einander auszuweichen vermochten. Dazu gehörte eine Bretterbude zum Abfertigen der Reisenden nebst entsprechender Schankgelegenheit, ferner ein offener Schuppen zur Aufnahme der eintreffenden und abgehenden Güter. Die Bahn selbst lief in der Nachbarschaft und Hauptrichtung eines Baches, welcher, in der Tiefe von etwa dreißig Fuß, mit der gelegentlichen Wasserfülle nicht nur sein Bett, sondern auch über dessen Ufer hinaus sein Thal erweitert hatte. Stellenweise licht bewaldet oder mit Strauchwerk überwuchert, erschien die Sohle der Schlucht wie eigens dazu geschaffen, einer Truppenabtheilung das heimliche Heranschleichen an die Ansiedelung zu ermöglichen. Begünstigt wurde ein solches Unternehmen dadurch, daß Bach wie Thalgrund unablässig Windungen beschrieben, infolge dessen die gegen eine derartige Truppe entsendeten Späher ihrer nicht früher ansichtig wurden, als bis sie beinahe neben ihr eingetroffen waren.

Die erste Nachricht von der Nähe der Bande, die von einem Hirten vollen Laufs überbracht wurde, verursachte,

daß der bereit stehende Zug seinen Aufbruch beschleunigte. Nur vereinzelte Fahrgäste befanden sich in der aus vier Güterwagen bestehenden Reihe. Der Lokomotivführer, verwirrt durch die von allen Seiten sich kreuzenden Warnungen und Rathschläge, trachtete zunächst, aus der gefährlichen Nachbarschaft zu entkommen, und nutzte die Dampfkraft in einer Weise aus, daß schon nach den ersten hundert Ellen die Wagen mit rasender Schnelligkeit einherzurollen begannen. Von Besorgniß erfüllt, achtete er weniger auf die Bahn selbst, als auf die zu beiden Seiten sich ausdehnenden Gefilde und Thalsenkungen. Es entging ihm daher, daß von der nahen Schlucht aus mehrere schwere Steine so auf die Schienen gelegt worden waren, daß sie vor den Schwellen einen festen Halt fanden. Seine Besonnenheit ging aber gänzlich verloren, als noch vor jenem Hinderniß plötzlich sechs oder sieben Männer aus der Tiefe auftauchten und mit angelegten Musketen ihm ein gebieterisches Halt zubrüllten. Zum Tode erschrocken, wähnte er, jetzt nur noch in schleuniger Flucht sein Heil zu finden, und bis zum Bersten der Rohre preßte er den Dampf in dieselben ein.

„Halt! In des Satans Namen, halt!“ hieß es nach der mit Windeseile einherdonnernden Wagenreihe hinüber, und Schuß auf Schuß krachte von dem Uferrande her, wo immer neue zerfetzte, zottige Gestalten hervorbrachen. „Halt! Halt an!“ gellte es hinter dem enteilenden Zuge, und der Maschinist mochte sich schon als gerettet betrachten, als plötzlich wildes Hohnlachen sich mit dem Sausen der ihm nachgesendeten Kugeln einte. Dann noch einige Sekunden, und es erfolgte ein furchtbarer, von Zersplittern und Krachen begleiteter Stoß, der ihn sammt dem Heizer, und zwar zu ihrem Heil, im weiten Bogen kopfüber von ihrer Plattform hinuntersandte. Die Lokomotive hatte sich hoch aufgebäumt. Vorn durch die

Hindernisse aus den Geleisen geschleudert, von den mit unwiderstehlicher Gewalt nachdrängenden Wagen dagegen umgeworfen, wühlten die unteren drehenden Räder sich mit letzter Kraft in das Erdreich ein, und wo eben noch der Zug mit stolzer Eile seinen Weg verfolgte, da erblickte man jetzt einen Trümmerhaufen, aus welchem Stöhnen, Klagen und Schreien grauenhaft hervortönten. Grauenhafter aber noch im Gegensatz zu den Ausbrüchen des Entsetzens und körperlicher Qualen erschallte das Hohnlachen, Jauchzen, Fluchen und Brüllen der verthierten Unholde, die nunmehr haufenweise auf dem Schluchtufer erschienen und sich, heißhungrigen Bestien ähnlich, auf die Scene einer gräßlichen Verwirrung stürzten.

Das Oeffnen der verschlossenen Wagen verursachte ihnen keine Mühe mehr. Sie brauchten nur die Bretter der eingedrückten Wände fortzuräumen, um zu ihrer Beute zu gelangen. Sogar Kisten waren aufgesprungen, wie um ihren Inhalt den gierigen Blicken zur Prüfung darzubieten. Sobald man aber unter den gefüllten Tonnen eine entdeckte, die bei dem schweren Anprall einen Leck davon getragen hatte, welchem streng duftender klarer Whisky entrieselte, da folgte ein Gellen, Kreischen und ohrenbetäubendes Frohlocken, als ob die Hölle sich geöffnet habe, um ihre verworfensten Elemente zum Schrecken der Menschheit auszuspeien. Unbekümmert um die fünf oder sechs Reisenden, die trotz der erlittenen Beschädigungen unter den Trümmern hervorkrochen und nach der Ansiedelung zu entkommen suchten, bildete sich binnen kürzester Frist um das triefende Faß ein Gewühl von Männern, die in ihrer Gier nach dem berauschenden Getränk die letzte Spur einer gewissen, auf Gleichartigkeit der verrotteten Gesinnungen begründeten Kameradschaftlichkeit verloren hatten.

In dem wüthenden Trachten, die Feldflaschen zu füllen, verwandelte das Drängen sich in Stoßen und Schlagen, bis endlich Schüsse dazwischen knallten, und Messer drohend geschwungen wurden. Und immer neue Gestalten in abgetragenen Uniformstücken, auf den verwitterten staubigen Physiognomien den Stempel aller nur denkbaren Laster, brachen sich in dem Gedränge gewaltsam Bahn, die Verwirrung und den Höllenlärm auf den Gipfel treibend, bevor man darauf verfiel, anderen Fässern den Boden einzuschlagen und in der Betheiligung an dem Raube eine gewisse Ordnung herzustellen.

Reihenweise entstiegen immer mehr dieser Unholde der Schlucht, um sofort an die Stelle Derjenigen zu treten, die mit vollen Feldflaschen oder anderen Gefäßen sich dem häßlichen Knäuel entwanden, um, in Gruppen ringsum lagernd, sich der leicht gewonnenen Beute zu erfreuen. Widerwärtig ertönten aus dem Gewühl um die Tonnen die Ausbrüche wilden Haders; widerwärtiger noch das triumphirende Lachen und durch lästerliche Flüche bekräftigtes Lobpreisen des Getränkes der bereits Befriedigten. Und so bot die aus Hunderten von Köpfen bestehende Bande das grausige Bild eines Chaos, in welchem alle erdenklichen verbrecherischen Leidenschaften gährten und durcheinander wogten, um Jedem verderblich zu werden, der sich in ihre Nähe wagte.

Sogar Quinch, der Befehlshaber der entmenschten Schaar, besaß keine Gewalt mehr über sie. Nahe dem Schluchtrande hielt er auf einem unansehnlichen Pferde, neben sich seinen vierschrötigen Adjutanten. Dieser mit seiner Sträflingsphysiognomie schien eben dem Zuchthause entsprungen zu sein. Wie sein Kommandeur, unterschied auch er sich durch eine weniger zerfetzte Uniform und vollständigere Bewaffnung von den übrigen Mitgliedern der Bande. Beide waren einig darüber, daß die Leute zur

Zeit nicht in der Stimmung seien, irgend welchen Zwang über sich ergehen zu lassen, sondern daß erst eine Art Uebersättigung eintreten mußte, bevor man es unternehmen durfte, die wilde Meute auf die Ansiedelung loszulassen. —

Das Knäuel begann endlich sich ein wenig zu entwirren, und was nicht lag, das stand in lärmenden Gruppen beieinander, als der junge Vaquero sich von dem Städtchen her näherte.

Quinch, ein etwa vierundfünfzigjähriger Mann von gedrungener Gestalt, mit dichtem, schwarzen, mit Grau gemischten Vollbart und einem vom Laster gebrandmarkten, sonst aber wohlgebildeten Gesicht, war vom Pferde gestiegen. Im breiten Gurt zwei Revolver und ein Bowiemesser, an der Seite einen schweren Dragonersäbel, überwachte er gemeinschaftlich mit dem Adjutanten eine Anzahl Männer, welche in der Tiefe eine Heerde mit Beute und Lagergeräth beladener Pferde und Maulthiere der Ansiedelung zutrieben, wo sie einen bequemeren Weg nach oben zu finden erwarteten.

Auf den herbeireitenden Vaquero achtete Niemand. Wer ihn aber sah, kümmerte sich nicht um ihn. Jeder hatte genug mit sich selbst zu thun. Ohne die Bewegungen seines Pferdes zu mäßigen oder zu beschleunigen, hielt er sich in der Entfernung von höchstens zwanzig Schritten von der verrohten Gesellschaft. Anscheinend gleichmüthig schweiften seine Blicke über das häßliche Gewirre hin; trotzdem suchten seine Augen zwischen den abschreckenden Gestalten mit einer Spannung, als hätte es sich um Leben und Sterben gehandelt. Allmählig gelangte er in gleiche Höhe mit dem Kommandeur. Zweimal hatte er über das ihn von demselben trennende Gewühl hinweggespäht, ohne ihn zu bemerken. Als seine Blicke ihn aber zum dritten Mal streiften, wendete Quinch das mit einem grauen Filzhut bedeckte Haupt eben zur Seite, infolge dessen er dem

Vaquero sein Profil zukehrte. Nur eine flüchtige Aussicht auf dasselbe erhaschte dieser; trotzdem war die Wirkung eine derartige, daß er krampfhaft in die Zügel griff, jedoch das Pferd, welches auf den unwillkürlichen Druck stehen blieb, alsbald wieder in seinen gewohnten Gang versetzte. Dann sah er, um sein Antlitz nicht fremder Aufmerksamkeit preiszugeben, nach der anderen Seite hinüber. Dasselbe war todtenbleich geworden. Zugleich aber beherrschte ein unheimlicher Ausdruck zügellosen Hasses die bräunlichen knabenhaften Züge. Seine Augen erglühten seltsam, während die Lippen, wie um einen Aufschrei zurückzudrängen, sich fester aufeinander legten. Und weiter ritt er, sorgfältig Bedacht darauf nehmend, daß sein Gesicht dem Kommandeur, der fortgesetzt die alte Stellung behauptete, verborgen blieb. Doch auch ihm schenkte kaum noch Jemand Aufmerksamkeit. Die Tracht eines mexikanischen Vaquero's mochte ihn gegen Belästigungen schützen. Man hielt ihn eben für einen unbedeutenden Gesellen, von dem nichts zu holen und der froh war, ungestört seines Weges reiten zu dürfen.

„Halloh, Jungens!" drang des Bandenführers Stimme zu ihm herüber, als er sich den letzten der Schlucht entsteigenden Nachzüglern beinahe gegenüber befand, „nehmt noch 'nen ordentlichen Schluck und seid verdammt! Dann aber vorwärts nach der Stadt in des Teufels Namen, oder ihr erlebt es, daß der letzte Dollar und der letzte Schinken ihren Weg 'ne gute Manneslänge tief in die Erde hineingefunden haben und ihr leere Taschen und Vorrathskammern findet!"

Rohe Flüche und Verwünschungen dienten als Antwort. Dutzendweise wurden verschiedene Meinungen durcheinander geworfen, ohne daß Jemand Miene gemacht hätte, der Aufforderung Folge zu leisten.

Der junge Vaquero hatte sich beim ersten Ton der Stimme des Kommandeurs wieder abgewendet. Sein Gesicht

verzerrte sich förmlich. Man hätte ihn mit einem verkappten Rachegeist vergleichen mögen, der zur Erde entsendet worden, um mit aller ihm zu Gebote stehenden Macht die unter das Menschengeschlecht zerstreuten verworfenen Elemente durch Gift und Stahl zu vertilgen. Das war kein halbreifer Jüngling mehr, der auf dem hageren, tückisch schauenden Steppenpferde saß, sondern ein Mann, dem in Verfolgung eines bestimmten Zieles das eigene Leben wie das Anderer nicht höher galt, als der unter den Hufen seines Thieres knirschende Sand.

„Halloh, Bursche!" tönte es dem Vaquero jetzt von vier Männern entgegen, die, um ihm den Weg zu verlegen, sich von den Genossen getrennt hatten und ihn erwarteten, „was in der Hölle Namen sucht hier 'ne Brut, der erst der Bart um das verdammte Kinn wachsen soll?"

Der Vaquero beachtete die Zurufe nicht. Anstatt eine andere Richtung einzuschlagen oder seinem Pferde die Sporen einzusetzen, was ihm unfehlbar einige nachgesendete Kugeln eingetragen hätte, ritt er seines Weges unbeirrt weiter. Gleich darauf hielt er vor den halb trunkenen Räubergestalten, die ihn mit einem Ausdruck betrachteten, wie etwa der gesättigte Wolf ein Prairiehündchen, dem er spielend einige Schritte freien Raum gibt, um es alsbald wieder mit den Zähnen zu packen. Ruhigen Blickes prüfte er jeden Einzelnen von der formlosen unsauberen Kopfbedeckung bis zu den ausgetretenen zerissenen Schuhen oder Stiefeln hinunter. Seine Unerschrockenheit schien die rohen Mordgesellen zu befremden; es verstrichen wenigstens einige Sekunden, bevor ein stierhäuptiger flachshaariger Kerl die Faust auf den Zügel des Pferdes legte und mit branntweinheiserer Stimme anhob: „Höre, mein Bürschchen, ich will mich heute noch an 'nem festen hänfenen Strick drehen, wenn ich Dich frei gebe, bevor Du mir über Dein Woher und Wohin Auskunft ertheiltest."

„Das Fragen steht Euch ebenso frei, wie mir das Antworten," erwiederte der Vaquero kaltblütig, und seine beweglichen Blicke schossen von Einem zum Andern, jedes Einzelnen Angriffsfähigkeit abschätzend, „um mich indessen in Frieden von Euch zu trennen, räume ich ein, daß ich vom Süden herauf wanderte. Da kampirt nämlich ein Handelstrain, zu dem ich gehöre, und ich ritt voraus, um auszukundschaften, ob es in dieser Gegend Geschäfte zu machen gebe. Ich befinde mich jetzt auf dem Rückwege."

„Dumm genug, daß Du Deinen Train nicht gleich mitbrachtest," hieß es unter erneuertem Gelächter, „hättest unter uns verdammt feine Abnehmer für Deine Waaren gefunden. Aber Du gefällst mir, Schlingel, mit Deiner Unverschämtheit," fuhr der Flachshaarige fort, „und da möchte ich Dir rathen, als Rekrut bei uns einzutreten — ich bin nämlich Werbekorporal — und solch' unverzagtes junges Blut können wir gerade gebrauchen. Auch bei uns werden Geschäfte abgeschlossen, wenn Dir viel daran liegt, verhenkert feine Geschäfte, bei welchen man ohne große Auslagen einen ordentlichen Profit in die Tasche schiebt. Da könntest Du bald ein ganzer Mann sein." Gellendes Lachen lohnte abermals seine Beredtsamkeit.

„Weshalb sollte ich nicht?" fragte der Vaquero gelassen zurück, „ich vermuthe indessen, der Plan scheitert an dem Umstande, daß ihr eine Richtung verfolgt, die gerade entgegengesetzt von der meinigen."

„Bei allen sieben Todsünden, Bursche," polterte der Korporal grimmig, „für Unsereins ist jede Richtung gut genug, um so mehr für ein Bündel Lederflicken von Deiner Größe, oder ich will den letzten Tropfen Whisky über die trockene Zunge gegossen haben."

„Ich denke anders," hob der Vaquero an, besann sich indessen und fuhr fort: „Euer Vorschlag wäre freilich zu überlegen, wenn ihr mir nur anvertrauen wolltet, wohin

euer Weg führt. Das muß ich wenigstens wissen, bevor ich mich entscheide. Doch zunächst die Frage: wie heißt euer Kapitain?"

„General Quinch," lautete die bereitwillig ertheilte Auskunft, „ein Kerl, der den Teufel in der Hölle nicht fürchtet, und besäße er statt des einen Pferdehufes dreimal so viele, wie Deine Mähre zählt. Verdammt, mein süßes Jüngelchen, unter dem zu dienen ist eine Ehre, aber auch 'ne Lust. Man braucht ihm nur zu folgen, und die Dollars regnen Einem in die Tasche. So viel für Deine Neugierde; und jetzt die Gegenfrage, und 'ne richtige Antwort gib von Dir, wenn Deine gesunde Windpfeife Dir noch 'ne Kleinigkeit mehr werth ist, als ein Strohhalm: mit wem hältst Du es in diesem lustigen Kriege?"

„Mit wem anders, als mit Leuten, von denen ich nie einen Harm erfuhr? Ich meine die des Südens; stamme ich selber doch aus dem Süden."

„Gut, Schlingel," nahm der Korporal das Verhör unter den geräuschvollen Beifallsbezeugungen der Genossen alsbald wieder auf, „wenn die Sachen so stehen, scheue ich nicht, Dir über unsere Marschrichtung gebührend Auskunft zu ertheilen. Zunächst quartieren wir uns drüben in der Ansiedelung ein, wo auch Du sammt Deinem Gaul 'nen guten Platz findest. Dort legen wir uns auf so lange fest, wie die elende Brutstätte noch 'nen Tropfen Whisky von sich gibt. Hernach geht's an den Kansas und an demselben stromaufwärts, und zwar so weit, wie sich da Unionistennester mit goldenen Eiern drinnen ausnehmen lassen."

In den klugen Augen des Vaquero's leuchtete es verstohlen auf. Er begriff, daß der Korporal in seinem Branntweintaumel mehr verrathen hatte, als es im nüchternen Zustande geschehen wäre.

„Das ist ein zu großer Umweg für mich," erklärte er

unbefangen; „doch ich will einen Vorschlag machen: vier Tage gebrauche ich, um zu meinen Leuten zurückzukehren. Mit denen will ich zuvor reden und meinen rückständigen Lohn einziehen. Komme ich in Güte mit ihnen auseinander, so bin ich nach abermals vier Tagen wieder hier, oder ich folge euren Spuren nach."

„Du bist der verdammteste Gauner, der je 'nen ehrlichen Mann an der Nase herumzerrte," versetzte der Korporal nunmehr erbittert, und wie eine böse Drohung lugte es aus seinen heftig gerötheten Augen. „Entweder Du bleibst jetzt gutwillig bei uns, oder ich peitsche Dir das Fell in Streifen von Deinem Galgenrücken herunter."

„Was hätte mich gehindert, euch aus dem Wege zu reiten?" fragte der Vaquero furchtlos mit beinahe kindlichem Ausdruck; „ich meinte hier mit Gentlemen zusammenzutreffen. Wollte ich die aber in der Nähe betrachten, ist's sicher kein Unglück."

„'ne feine Ausrede," erklärte der Korporal boshaft grinsend, „sie rettet Dich wenigstens vor 'ner Tracht Schläge —"

„So gebt mir mein Pferd frei," unterbrach der Vaquero ihn ruhig, „ich habe nicht Lust, hier so lange zu halten, bis das ganze Regiment sich um mich versammelt und mich angafft, als wäre ich ein Walfisch."

„Dein Pferd freigeben?" schnaubte der Korporal, und er brach in gellendes Lachen aus; „mein Pferd wolltest Du sagen, Du Ausgeburt des Fegefeuers. Mein eigen Pferd, das hinfort meine ehrenwerthe Person tragen wird. Und so befehle ich Dir an: steige ab von der Mähre und scher' Dich zum Teufel! Du hast Deine jungen Beine — die meinigen sind mindestens doppelt so alt — und die tragen Dich ebenso flink dahin, wohin Dein Sinn steht. Nebenbei magst Du mir's danken, so billig davon gekommen zu sein mit Deiner Großmäuligkeit!"

„Das ist 'n Gedanke, Korporal!" — „Gebt dem Schlingel die Hölle!" — „Setzt ihn auf den Sand und zeigt ihm die Mündung der Muskete, und Ihr werdet erstaunen, wie er mit seinen jungen Beinen ausgreift!" brüllten und höhnten die Anderen im wilden Durcheinander.

Der Vaquero, seine volle Kaltblütigkeit bewahrend, warf einen forschenden Blick um sich. Er sah, daß von den auf dem Schluchtufer Versammelten sich einzelne Männer trennten, und sein Entschluß war gefaßt.

Mit unmerklicher Bewegung schob er die rechte Hand unter die Klappe des Revolverfutterals, während er mit der linken Faust die Zügel fester packte. Dann neigte er sich, anscheinend, um abzusteigen und sich in das Unabänderliche zu ergeben, dem Korporal zu, seine glühenden Blicke mit eigenthümlicher Schärfe in dessen blutunterlaufenen Augen senkend.

„Gebt mein Pferd frei, Mann," sprach er mit seltsam tiefer zitternder Stimme.

„Hurrah für den bissigen Jungen!" — „Der hat die Haare auf den Zähnen, anstatt um's Kinn!" — „Gib's ihm, kleine Kröte!" höhnten die ahnungslosen Genossen, während es in dem aufgedunsenen Gesicht des über den Spott erbitterten Korporals unheilverkündend aufflackerte.

„Was ist los?" riefen die Anderen aus dem Hintergrunde, „hängt die freche Brut an ihrer langen Mähne auf!" — „Gönnt dem verdammten Schlingel den Gaul nicht!" — „Herunter mit ihm vom Sattel!"

„Frei geben?" röchelte der Korporal in unbezähmbarer Wuth, und einem angeschossenen Eber ähnlich schäumend, spähte er nach einem Halt, wo er den Vaquero am sichersten würde packen können, „frei geben, Du giftiges Gewürm? Eher will ich verdammt sein —"

„So sei verdammt!" ertönte des Vaquero's helle Stimme, und bevor Jemand die dem schlanken Burschen nimmermehr

zugetraute Absicht errieth, hatte er den Revolver hervorgerissen, dessen Mündung beinah auf die Stirn des Korporals gesetzt und abgedrückt. Erst der Knall und das Zusammenbrechen des Erschossenen belehrte die Umstehenden über den Ernst der Lage. Erstaunen über die Verwegenheit des jugendlichen Reiters fesselte indessen die Zungen Aller. Es war, als hätte das Bestreben, das sich blitzschnell vollziehende Ereigniß mit den Blicken zu erfassen, den übrigen Sinnen die Thätigkeit geraubt gehabt.

Der Korporal aber hatte mit dem Oberkörper den Erdboden noch nicht berührt, als das heftig gespornte Pferd sich wild aufbäumte, dadurch den Zaumriemen der erschlaffenden Faust des Erschossenen entreißend, mit einem mächtigen Satz nach vorne schoß und wie ein die Luft durchschneidender Falke davonstürmte.

„Schießt ihn vom Sattel!" — „Gebt ihm die Hölle!" — „Zielt auf den Gaul!" hieß es hier und dort, wo man die Waffen nachlässig zur Seite gelegt hatte. Diejenigen aber, die ihre Musketen mit sich führten, bedurften bei ihrer durch den Branntweingenuß erzeugten Ungewandtheit der Zeit, sich schußfertig zu machen. Als sie endlich dem von seinem Pferde mit Windeseile davongetragenen Reiter ihre Kugeln nachschickten, da befand dieser sich außerhalb des Bereiches einer auch nur annähernd sicheren Zielweite. Um sich dagegen im Wettlauf mit dem erprobten Renner zu messen, besaß man keine geeigneten Pferde; und wer hätte sich überhaupt der Mühe des Nachsetzens unterziehen mögen? Gewissermaßen als einen derben Scherz betrachtete man das ganze Ereigniß. Keinen gab es, der sich um den Erschossenen viel kümmerte; höchstens daß man seine Taschen umkehrte und die noch brauchbaren Stiefel gegen schlechtere vertauschte; dann sah man kaum noch auf ihn hin. Ob ein Verbrecher mehr oder weniger in den Reihen der Bande: wer fiel, der fiel. Mochten Wölfe und Aas-

geier seine Knochen aus dem Fleisch schälen: ihn traf nichts Aergeres, als vielleicht jedem Anderen bevorstand.

Als der Kommandeur sich nach der Ursache des Lärms erkundigte, hieß es, der Korporal sei von einem Knaben erschossen worden. Dazu zuckte er die Achseln, indem er gleichmüthig bemerkte: „Konnte er sich nicht gegen ein Kind vertheidigen, so war's am rathsamsten für ihn, schleunigst zur Hölle zu fahren und dort Quartier für euch Alle zu machen, wenn ihr euch nicht bald entschließt, anstatt hier herum zu liegen, drüben in der Ansiedelung vor gedeckten Tischen Platz zu nehmen."

Das war seine Art, mit den verworfenen Abenteurern und Verbrechern zu verkehren, aus welchen seine Truppe zusammengesetzt war. Selbst ein aus der menschlichen Gesellschaft Ausgestoßener, kannte er deren Neigungen, und er war der Mann dazu, sie auszunutzen.

In Begleitung seines Adjutanten John Kay, der auf Grund seiner Grausamkeit zu dieser Stellung berufen worden war, ritt Quinch nach der Ansiedelung hinüber. In langer, ungeordneter Reihe folgten seine Bluthunde. Auf dem Bahnhof wurde Halt gemacht. Man entledigte die Packthiere ihrer Lasten, worauf sie zum Grasen wieder an den Bach hinunter getrieben wurden; dann erst erfolgte der Einmarsch in das Städtchen. Es geschah unter Singen, Johlen, Brüllen und Verwünschungen, welche den abtrünnigen Unionisten galten, ein Lärm, der die Einwohner bis in's Mark hinein erbeben machte.

Viertes Kapitel.

Der Bande vorauf, neben sich John Kay, war Quinch der Hauptstraße nachgefolgt. Hinlänglich durch Kundschafter über alle Verhältnisse in der Ansiedelung unterrichtet, wählte er die Fabriken des Colonels Rutherfield

zu seinem nächsten Ziel. Dem Wohnhause gegenüber hielt er sein Pferd an. Indem er die umfangreichen Anlagen betrachtete, die, obwohl verödet und zur Unthätigkeit verdammt, noch immer von dem Reichthum des Begründers zeugten, flog ein feindseliges Grinsen über sein verwittertes Gesicht.

„Diese Fabriken nebst Wohnhaus sollen geschont werden," erklärte er den sich hinter ihm herandrängenden sogenannten Offizieren, die aus der Hefe seiner Raubgesellen hervorgegangen waren, „erst im letzten Augenblick, wenn wir abziehen, mag Alles in Flammen aufgehen. Colonel Rutherfield, dieser verrätherische Unionist, darf sich nicht rühmen, daß wir sein Eigenthum wie das eines guten Freundes geschont hätten."

Er sah wieder um sich. Die Woge der einziehenden Horde hatte sich um ihn gestaut. Erwartungsvolle Stille war in deren Reihen eingetreten, indem man mit der Spannung unbezähmbarer Raubgier seinen ferneren Anordnungen entgegensah.

„Ich selbst werde auf dem Bahnhofe in meinem Zelt kampiren," sprach er weithin vernehmbar, „dort findet mich Jeder, der eine Meldung zu überbringen hat. Wollt ihr meinem Beispiel folgen, so hindere ich euch nicht. Sonst bleibt es Jedem, außer den zur Wache kommandirten Mannschaften, anheimgestellt, sich in der Stadt einzuquartieren. Die Einwohner, durchweg störrische Unionisten, sind verpflichtet, euch angemessen mit Speise und Trank und einer bequemen Lagerstätte zu versorgen. Das gehört mit zur Kontribution, die ich ihnen für ihre feindselige Haltung auferlege. Jeden verdammten Cent soll das Volk herausrücken, damit ich in die Lage gerathe, euch einen anständigen Sold auszahlen zu können. Ich setze voraus, die Bürger zeigen sich willfährig, damit keine Zwangsmaßregeln nothwendig werden. Ist bei der Ver-

pflegung etwas ernstere Nachhilfe von eurer Seite erforderlich, so nenne ich das kein Unglück. Blutvergießen kann dagegen nur im äußersten Nothfall entschuldigt werden. Einige Tage werden wir hier liegen bleiben. An einem guten Trunk darf es euch nicht fehlen, und den habt ihr für eure patriotischen Dienste das Recht, zu fordern. Ich warne euch indessen, keine vollen Fässer auslaufen zu lassen, wie eben auf dem Bahngeleise, und wo eine Brennerei ist, da gibt es deren in Fülle. Sorgt viemehr dafür, daß ein Vorrath zum Mitnehmen für jeden Einzelnen von euch bleibt. Jetzt geht und macht's euch bequem. Wer weiß, ob wir bald wieder eine so komfortable Gelegenheit finden."

Die letzten Worte dieser hinterlistig berechneten Ansprache wurden übertäubt durch den nunmehr wieder ausbrechenden wilden Lärm seiner Bluthunde, die sofort Anstalt trafen, sich truppweise über die ganze Ansiedelung zu vertheilen. Wenige Minuten dauerte es nur, bis die nächste Umgebung sich leerte, und schließlich Quinch allein vor dem Eingange des Gartens hielt. Außer dem Adjutanten befanden sich zwei trotzig dreinschauende Gesellen, die Diener der beiden Raubgenossen, in der Nähe. Quinch rief sie heran, und sich aus dem Sattel schwingend, übergab er dem einen sein Pferd. John Kay folgte seinem Beispiel, worauf die Burschen mit der Weisung entlassen wurden, die Thiere in der Nachbarschaft des Lagers anzupflöcken und Futter aus den nächsten Häusern herbeizuschaffen.

„Was hier vor uns liegt, ist also die Besitzung eines der erbittertsten Feinde des Südens," wendete Quinch, sobald sie allein waren, sich an John Kay, „es gibt daher keine Rücksichten weder für ihn, noch für jeden Anderen, der zu ihm gehört," und das Hohnlachen eines Teufels verzerrte sein zottig behaartes Gesicht. „An uns Beiden

aber ist es, das Beste aus der günstigen Sachlage zu machen und in erster Reihe jedem Anderen den Zutritt zu Haus und Hof zu verweigern. — Nebenbei ein verdammt feines Haus," fuhr er fort, indem sie in den Vorgarten eintraten und sich auf dasselbe zubewegten, „geschähe es nicht der Leute wegen, vor welchen ich, um sie einigermaßen im Zaume zu halten, nichts voraus haben darf, so richtete ich mich lieber selbst hier ein, um zu prüfen, was Küche und Keller dieses schuftigen Unionshundes zu leisten vermögen. Da ich aber einen sicheren Mann hier wissen möchte, so erscheint es rathsam, daß Sie und höchstens Ihr Bursche Wohnung in dem Hause nehmen. Außer Ihnen Beiden darf kein Anderer die Schwelle überschreiten. Ich habe dringende Ursache, das zu wünschen. Hoffentlich sind Sie damit einverstanden." — Er sann flüchtig nach, und von unüberwindlicher Scheu beseelt, auf einer von Mauern umschlossenen Stätte zu nächtigen, wo er sich rachsüchtigen Feinden erreichbar wähnte, eine Scheu, die, in schroffem Gegensatz zu seiner sonstigen Todesverachtung, in Feigheit ausartete, fuhr er fort: „Fühlen Sie sich nicht ganz sicher hier, so stellen Sie einige Schildwachen auf, mit der Weisung, Jeden, der sich dem Hause bis auf zehn Schritte nähert, niederzuschießen, und etwaige Flüchtlinge, die dasselbe verlassen, zu verhaften."

John Kay, eine häßliche feiste Gestalt mit hängendem Doppelkinn, tückischen Schlitzaugen und einem dünnen borstigen Schnurrbart, das Bild eines zum Gaunerthum übergetretenen wohlgenährten Schlächtergesellen, lachte spöttisch vor sich hin. Die freundliche Heimstätte lüstern betrachtend, mochte er sich die mancherlei Vortheile vergegenwärtigen, die ihm winkten, wenn ihm Gelegenheit geboten wurde, deren Räumlichkeiten auf eigene Hand gründlich zu durchforschen. Er antwortete daher gut ge-

launt: „Zeigen Sie mir 'ne Stelle, auf der ich mich unsicher fühle," und mit der rechten Faust eine schwere Reitpeitsche schwingend, schlug er mit der linken herausfordernd auf seinen mit Waffen beschwerten Gurt. „Verdammt will ich sein, wenn ich mir's da drinnen nicht so komfortabel mache, wie 'ne Bruthenne auf ihren Eiern, und schinden mögen Sie mich bei lebendigem Leibe wie 'nen frischgefangenen Aal, wenn bei meinem leisen Schlaf auch nur 'ne Ratte über die Schwelle schlüpft, gleichviel ob hinaus oder herein, ohne das Gehirn aus dem Schädel geblasen zu erhalten."

Quinch nickte befriedigt, fügte indessen ernster hinzu: „Sie sind ein unerschrockener, aber auch ein ungeschlachter Geselle, der leicht vergißt, daß er mit einer jungen Lady unter demselben Dache haust."

„Sie meinen Miß Rutherfield? Bei Gott, General, zeigen Sie mir ein Ladysgesicht, das über die Jugendfrische noch nicht gänzlich hinaus ist, und Sie werden erstaunen, wie ich mich zu drehen und zu winden weiß."

„Wir werden ja sehen," versetzte Quinch ungläubig, und vor der Hausthür eingetroffen, stieß er mit dem Fuß an dieselbe. Auf deren anderer Seite blieb Alles still. Um so deutlicher drang aus allen Richtungen der Lärm der entfesselten Horde herüber, welchem sich hin und wieder ein Schuß beigesellte.

„Die scheinen einen guten Anfang gemacht zu haben," meinte Quinch mit bösem Hohn, „aber bei Gott, nach den anstrengenden Märschen ist ihnen etwas Erholung zu gönnen. Trinken sie bis zur Besinnungslosigkeit, so sind sie hinterher um so nüchterner. Doch wo steckt das Pack, in des Satans Namen?" fuhr er wüthend auf, und abermals donnerte er mit dem Fuß gegen die Thür.

Im Inneren des Hauses wurden schwere Schritte vernehmbar; ein Riegel schlug zurück, die Thür wich nach innen und vor ihnen stand der schwarze Nestor.

Obwohl mit den Kräften eines Riesen ausgestattet, zitterte er doch beim Anblick der beiden bedrohlichen Gestalten. Die ursprüngliche Ebenholzfarbe seines Gesichtes hatte sich in fahles Grau verwandelt. Hörbar schlugen seine Zähne aufeinander.

„Verdammter Schurke, weshalb läßt Du uns so lange warten?“ schnaubte Quinch ihn unverweilt an, und um diesen Worten erhöhten Ausdruck zu verleihen, ließ John Kay den Griff seiner Reitpeitsche mit voller Gewalt auf den wolligen Scheitel des Schwarzen fallen, ein Schlag, welchem auszuweichen dieser anscheinend den Muth nicht besaß.

„War im Hinterhause,“ entschuldigte Nestor sich kläglich, „konnt's nicht hören, daß Jemand Einlaß begehrte, und vornehme Gentlemen obenein. Ich stehe den Gentlemen aber zu Diensten. Wollen Sie essen und trinken — es ist Alles im Ueberfluß vorhanden — der Brandy von der allerfeinsten Sorte —“

„Hund von einem Nigger,“ fiel Quinch, der überall Verrath witterte, ihm wüthend in's Wort, „hast wohl gute Lust, uns zu vergiften, daß Du plötzlich so geschmeidig geworden? Danke es meiner Großmuth, wenn ich Dir nicht eine Kugel vor den Kopf schieße für Deine Saumseligkeit. Dazu kannst Du indessen immer noch gelangen, solltest Du auch nur die leiseste Miene machen, mich zu belügen oder auf eine falsche Fährte zu locken. Ich wiederhol's: beantworte meine Fragen wahrheitsgemäß, oder Du findest Deinen Weg eher zur Hölle, als Du mit Deinen Glotzaugen zwinkerst.“

„Die Wahrheit will ich sprechen und beschwören,“ ächzte Nestor mit überzeugendem Ausdruck, „nur ein Leben besitz' ich, und das gebe ich nicht um eine Lüge hin.“

„Wir wollen's erproben, schwarze Teufelsbrut; aber wahre Deine Zunge, daß nicht unversehens ein falsches

Wort drüber hingleitet. — Dieses Haus gehört dem Colonel Rutherfield?"

„Dem Colonel Rutherfield, keinem Anderen. Der aber ist nicht daheim. Lange Zeit ist's her, als er davon ging —"

„Richtig, schwarzes Vieh. Er ging, um gegen die Südlichen zu fechten, und dafür verdient er sammt Allen, die zu ihm gehören, Du als entlaufener Sklave an der Spitze, gehangen zu werden. Wo ist seine Tochter? Geh' hin und melde mich bei ihr an."

„Miß Lydia ebenfalls nicht im Hause —"

Ein neuer Peitschenhieb John Kay's traf den Neger über die Schultern. Quinch begleitete ihn mit den Worten: „Verlogener, hinterlistiger Hund! Wenn sie gestern Abend ihr eigenes Bett aufsuchte — und das kannst Du nicht leugnen — so muß sie heute noch im Hause sein."

„Sie war auch heute früh noch hier," räumte Nestor ein, „dann aber ging sie, ich weiß nicht, wohin. Ich vermuthe, sie wollte es mir nicht sagen, auf daß ich nicht zum Verrath gezwungen werden könnte. Die braune Eva ist ebenfalls verschwunden. Die hatte gehört, die südlichen Gentlemen wollten kommen, da entlief sie in erstaunlichem Schrecken, vielleicht in den Wald, ich kann's nicht behaupten. Ich blieb hier, um zum Rechten zu sehen und die Herren auf's Beste zu bedienen, so befahl Miß Lydia."

„Das befahl sie? Und mich hältst Du für dumm genug, das zu glauben? Ich weiß es besser: hier im Hause weilt sie, oder in den Fabrikräumen, um in irgend einem Versteck unseren Aufbruch abzuwarten."

„Ich beschwör's, daß sie nicht im Hause, nicht in den Mühlen ist," betheuerte Nestor händeringend, „wenn die Gentlemen befehlen, führe ich sie überall herum, und Sie mögen mich vor den Kopf schießen, wenn Sie Miß Lydia finden."

„Weil Du sie sicher geborgen wähnst —“

„Hund von einem Nigger!“ brüllte John Kay, seinem Chef in's Wort fallend, und den Revolver ziehend, hielt er dessen Mündung dem Neger vor die Stirn, „jetzt gestehe die Wahrheit oder Du bist ein todter Mann!“

Nestor war auf die Kniee gesunken. Beide Arme erhebend, flehte er verzweiflungsvoll um Barmherzigkeit.

„Gnade, Herr!“ rief er aus, „was habe ich verbrochen, daß ich sterben soll? Ich kann nichts Anderes reden, als die Wahrheit, und wenn Sie mich dreimal umbringen!“

„Lassen Sie die schwarze Bestie,“ wendete Quinch sich an John Kay, und er drückte die Waffe zur Seite, „wir mögen ihn noch gebrauchen; zum Todtschießen ist's eine Stunde später früh genug;“ und wieder zu dem Neger: „Du weißt dennoch mehr, als Du offenbaren willst. Ich dagegen kenne ein Mittel, Dich reden zu machen wie 'nen besessenen Methodistenprediger. Eine Peitschenschnur um Deinen verfluchten Schädel mittelst eines Knebels so lange angeholt, bis Dir das Blut aus Augen und Ohren spritzt, verrichtet Wunder. Doch zuvor wollen wir hören, was Andere dazu meinen. Wer befindet sich außer Dir im Hause oder in den Fabriken?“

„Keine menschliche Seele,“ betheuerte Nestor noch immer auf den Knieen liegend, „wurden überhaupt keine Leute mehr gebraucht, seitdem die Sägemühle feiert, und ist Bedarf an Mehl, so helfen die Nachbarn in der Mahlmühle.“

„Geberdet der Schurke sich nicht wie die leibhaftige Unschuld?“ wendete Quinch sich wieder halb an John Kay, „wir werden's ja erleben; entspricht aber auch nur eine Silbe nicht dem wirklichen Thatbestand, so lassen wir ihn mit gefesselten Gliedern auf's erste beste Feuer legen, da wird er gern beichten, und mehr, als nothwendig. Steh' auf jetzt, Du Mißgeburt der Hölle, und laß uns Umschau

halten. Zunächst zeige uns Miß Lydia's Zimmer. Merke Dir indessen: beim ersten Fluchtversuch hast Du eine Kugel in den Eingeweiden."

Nestor kehrte sich um, und den Kopf zwischen die Schultern gezogen, wie bei jeder neuen Bewegung einen anderen Schlag mit dem Peitschenstiel oder einen Schuß gewärtigend, schritt er mit schlotternden Knieen den beiden Wütherichen voraus. Hätten diese aber einen Blick auf sein aschfahles Gesicht zu werfen vermocht, so würden selbst sie mit ihren verrotteten Gemüthern vor dem unheimlichen Ausdruck zurückgebebt sein, der auf demselben zum Durchbruch gelangte. Denn das war kein menschliches Antlitz mehr, sondern die Larve eines Dämons. Haß, Wuth und Rachedurst sprühten aus den großen vorquellenden Augen. Um die von dem mächtigen Gebiß zurückgetretenen wulstigen Lippen lagerte dagegen ein eigenthümliches Gepräge teuflischer Grausamkeit, das an Wahnwitz grenzende Verlangen, die ihn peinigenden rohen Schergen den erdenklichsten Qualen zu unterwerfen und sich dann an ihrem Anblick zu weiden. In seinen Adern war das afrikanische Blut in's Kochen gerathen. Es tauchten die Erinnerungen an Eltern und Geschwister auf, von welchen er schon als Kind durch den Auktionshammer getrennt wurde; es wiederholte sich das Brennen der Peitschenhiebe, die ihm einst für das geringste Versehen die Rückenhaut in blutrünstigen Schwielen auftrieben. Wie Feuer entzündete es sich in seinen Blicken, wie Feuer der Schadenfreude und heimlichen Triumphes. Wußte er doch, daß seine gütige Herrin sich nahe genug befand, um jedes Wort der lästernden Wütheriche zu verstehen. Er selbst hatte sie in das sichere Versteck geführt. Wäre er aber wirklich gefesselt auf glühende Kohlen gelegt worden, so hätte er sie nicht verrathen. Zu tief wurzelte die Anhänglichkeit, mit welcher er ihr ergeben war, zu fest stand

sein Wille, lieber Alles über sich ergehen zu lassen, als den verhaßten Feinden auch nur den kleinsten Vortheil über sie einzuräumen.

Indem die beiden Raubgenossen dem Neger in der Entfernung einiger Schritte langsam folgten, bemerkte Quinch zu dem Adjutanten: „Hängen will ich, wenn das Frauenzimmer nicht dennoch in unserer Nähe weilt und ihm nur ein Mauseloch geboten zu werden braucht, um zu entwischen. Verdammt, was ist die ganze Kontribution des Ortes im Vergleich mit der Beute, welche sie in ihrer Person bietet. Sein ungetheiltes Vermögen, und das ist nicht gering, gibt der Colonel für die Befreiung seines einzigen Kindes hin. Sie soll übrigens verteufelt anmuthig sein, ein anderes Verlockungsmittel für mich. Bei Gott! ich möchte des Colonels Gesicht sehen, hörte er davon, daß sein Täubchen sich in meiner Gewalt befände. Bei der ewigen infernalischen Versöhnung, Mann, alles Mögliche muß aufgeboten werden, um der jungen Lady habhaft zu werden. Und hier im Hause steckt sie, ich wiederhol's. Denn zum Flüchten hätte sie keine Zeit gehabt, zumal in der einzigen Begleitung ihrer braunen Hexe, und das ist der Hauptgrund, weshalb ich darauf dringe, daß Sie hier übernachten. Entdecken Sie aber bis morgen früh nichts, so legen wir Feuer an den Bau und räuchern sie aus, wie 'n Opossum aus 'nem hohlen Baum."

„An Wachsamkeit werd' ich's nicht fehlen lassen," versetzte John Kay, und sein feistes Gesicht glühte förmlich bei Vergegenwärtigung des ihm übertragenen Amtes, „um indessen sicher zu sein, daß sie mir nicht dennoch unter den Händen verschwindet, möchte ich um ein paar zuverlässige Burschen bitten, die während der Nacht nicht nur das Haus bewachen, sondern auch die Fabrikgebäude im Auge behalten. Wir haben Mondschein, das erleichtert die Umschau wesentlich."

Nestor hatte sich ihnen wieder zugekehrt. Die mächtige Gestalt schien vor Angst und Unterwürfigkeit in sich zusammen zu kriechen. Wie Flehen um Erbarmen sprach es aus seinen demüthig gesenkten Augen.

„Hier ist Miß Lydia's Wohnzimmer," erklärte er schüchtern, indem er die Hand im Kreise schwang, „und da durch jene Thür geht's in ihren Schlafraum, wenn's den Gentlemen gefällt, darinnen ebenfalls nach ihr zu suchen."

Die beiden Schergen sahen um sich. Die freundliche Umgebung mochte sie anheimeln, wogegen die Merkmale, daß erst ganz kürzlich Jemand daselbst häuslich verkehrte, ihrem Verdacht neue Nahrung boten. Mißtrauisch spähten sie nach allen Seiten. Keinen Winkel gab es, den sie nicht aufmerksam durchsucht hätten. Ein Kleiderspinde nahm die Hauptstelle auf der den beiden Fenstern gegenüberliegenden Wand ein. Es war geräumig genug, daß Jemand, ohne zu sehr beengt zu sein, sich darinnen verborgen halten konnte.

Quinch schritt hinüber. Während er die Hand auf den in der Thür steckenden Schlüssel legte, überwachte er das Gesicht des Negers argwöhnisch. Dasselbe veränderte seinen Ausdruck nicht im Mindesten. Nach wie vor schaute es ängstlich und mit stumpfer Neugierde darein.

John Kay lachte hämisch und meinte: „Es lohnt nicht. Da hätte sie ebenso sicher dort auf ihrem Polsterstuhl gesessen."

„Was man sucht, findet man häufig da, wo man es am wenigsten vermuthet," antwortete Quinch mürrisch über die Schulter, indem er den Schlüssel drehte. Als die Thür sich öffnete, fiel sein Blick auf Damenkleider und Hüte, die von Pflöcken und Haken niederhingen. „Wäre sie entflohen, so hätte sie verhenkert wenig mit fortgenommen," grollte er vor sich hin, und mit den unsauberen Händen wühlte er zwischen den verschiedenen Stoffen.

Nestor trat dienstfertig neben ihn hin. „Wenn's der Herr befiehlt, will ich Alles herausnehmen," sprach er in den Schrank hinein, und den Arm zwischen den Kleidern hindurchschiebend legte er die Rückwand bloß, zugleich mit der schwieligen Hand über die Bretter hinstreichend und zum Schluß, wie zur Probe, auf dieselben klopfend.

„Scher Dich zur Seite," herrschte Quinch ihm zu, „um mich zu belehren, daß hier Niemand drinnen steckt, brauch' ich Deine Niggerweisheit nicht. Soll mich wundern, ob Du auf anderen Stellen Dich ebenso gefällig zeigst."

Er spähte wieder um sich, während John Kay, einem tückischen Kettenhunde ähnlich, den Neger scharf überwachte. Keine andere Gelegenheit war zu entdecken, die als Versteck hätte benutzt werden können. Sogar den Fußboden prüfte er, durch Stampfen mit den Füßen sich Gewißheit verschaffend, daß die Bretter keinen hohlen Raum überdeckten. Grimmig fluchend trat er in das Schlafzimmer, ein verhältnißmäßig umfangreiches Gemach, in welchem Alles, die Möbel wie die Gardinen, die an den Wänden hängenden Bilder wie die zahlreich umherstehenden kleinen Dinge Zeugniß davon ablegten, daß hier ausschließlich ein sinniger mädchenhafter Geschmack maßgebend gewesen. Wie süßer, jungfräulicher Athem erfüllte es den ganzen Raum. Das mit weißen Vorhängen versehene Bett übte den Eindruck eines Heiligthums aus. Mit rohem Griff riß Quinch die Vorhänge zur Seite. Wilde Verwünschungen entströmten den geifernden Lippen, indem er die über das Bett ausgebreitete gestickte Decke zurückwarf und die schwellenden Pfühle mit den verbrecherischen Fäusten niederpreßte.

„Nichts drinnen," murrte er vor sich hin. „Verdammt, wer wäre auch einfältig genug, sich gerade hier zu verbergen."

Ein weißes Nachtkleid lag zu Füßen auf der Decke.

Es schien eben erst abgelegt zu sein. Quinch packte es mit beiden Fäusten und hielt es in Armeslänge von sich.

„Meine Seele verschreibe ich dem Satan d'rauf, daß es noch warm ist," sprach er in verhaltener Wuth, und sein höhnischer Blick streifte den Neger.

Dieser beugte die breiten Schultern noch tiefer. „Da müßte Miß Lydia viel Wärme besitzen, sollte sie von einem Tag bis zum anderen aushalten," wagte er unterwürfig zu bemerken.

„Meine Wärme ist dauerhafter," versetzte John Kay heiser lachend, und schmeichelnd klopfte er auf das Unterbett, „das will ich erproben und meine steifen Glieder behaglich ausstrecken und zehnmal verdammt sein, wenn ich je ein feineres Lager unter mir fühlte."

Quinch beachtete die von wüsten Scherzreden gefolgte Bemerkung nicht. Da das Gemach keinen anderen Ausgang hatte, begaben sie sich in das Wohnzimmer zurück, um von dort aus die Nachforschungen durch das ganze Haus fortzusetzen. Kein Winkel entging ihrer Aufmerksamkeit, weder in den Kellerräumen, noch auf dem Boden. Ueberall fanden sie dieselbe Ordnung und Sauberkeit und immer wieder die Merkmale, daß eine freundliche Hand bis auf den heutigen Tag sinnig und geschäftig gewaltet hatte. Von der mit so viel Eifer Gesuchten selbst entdeckten sie dagegen nicht die leiseste Spur.

Das Arbeitszimmer des Colonels schien pietätvoll in demselben Zustande erhalten worden zu sein, in welchem er es verlassen hatte. Papier und Briefschaften, Federn und sonstige Schreibmaterialien lagen in Fülle auf dem breiten Schreibtisch, und nirgends war ein Stäubchen sichtbar.

So hatten die beiden Unholde unter des Negers Führung eine Stunde mit sorgfältigen Nachforschungen verbracht, sogar die leeren Stallungen und Fabrikräume

durchwandert, und noch immer beschwor Quinch, daß Miß Lydia in der Nähe weile, als Nestor endlich ehrerbietig fragte, ob den Herren mit kalter Küche und einem herzhaften Trunk gedient sei.

Mürrisch ging Quinch darauf ein, und bald darauf saßen die beiden Schergen in Lydia's Zimmer vor einem sauber gedeckten Tisch, den augenscheinlich erst kürzlich zubereiteten Speisen zusprechend und dem alten Rum alle Ehre erweisend.

John Kay trank in vollen Zügen, wogegen Quinch vorsichtig Maß hielt. Wohl aber lobte er das kostbare Getränk, dem Gefährten immer wieder einprägend, den Leuten erst dann den Zutritt zu Keller und Vorrathskammer freizugeben, nachdem sie selbst ihre Auswahl zum eigenen Gebrauch getroffen haben würden. —

Der Abend war nicht mehr fern, als Quinch sich endlich anschickte, in's Lager zurückzukehren, wohin er die angesehensten Bürger der Ansiedelung hatte berufen lassen, um über die zu zahlende Kontribution eine Vereinbarung mit ihnen zu treffen. John Kay wies er zu dessen heimlicher Befriedigung an, das Haus nicht mehr zu verlassen, noch weniger aber den Neger aus den Augen zu verlieren. Den Diener versprach er, umgehend zu schicken, ebenso zwei Mann Wache, ausgesuchte Leute, auf deren Zuverlässigkeit er glaubte bauen zu dürfen.

Als er sich auf einem Umwege nach dem Bahnhofe hinaus begab, gewann er, für ihn selber freilich nichts Neues, ein eigenthümliches Bild von jener gepriesenen Zuverlässigkeit. Keinen einzigen seiner Bluthunde bemerkte er, der nicht schon vom Rausch mehr oder minder bemeistert gewesen wäre.

Doch ob hier eine halb berauschte Räubergestalt ihm entgegenstolperte, um ihm in klarem Whisky ein „Gut Glück" zuzutrinken, dort eine andere von den Kameraden

blutüberströmt aus der Thür gestoßen wurde, anderwärts wieder Männer, Weiber und Kinder unter Faustschlägen und Kolbenstößen wehklagend betheuerten, außer Stande zu sein, mehr zu thun, als schon geleistet worden; ob Hilferufe bald aus dieser, bald aus jener Richtung halb erstickt herüberschallten, übertäubt von wahnwitzig klingendem Gelächter; ein im Streit mit den Genossen zum Tode Verwundeter sich in den letzten Zügen wand, ein erschossener schwarzer Arbeiter von ihm umschritten werden mußte, ganze Familien um ihr mißhandeltes Oberhaupt die Hände rangen: auf Quinch übte es keinen Eindruck aus. Nachdem es ihm bis jetzt nicht gelungen war, der schönen Tochter des verhaßten Colonels und damit einer reichen Beute habhaft zu werden, klangen die Weherufe wie Musik in seinen Ohren.

Ohne eine Miene zu verziehen, verfolgte er seinen Weg durch die noch ländlich begrenzten Straßen, zuweilen seinen langen schwarzen Bart streichend, als hätte er sich für das von ihm eingeleitete Höllenwerk liebkosen wollen. Wo eine von weinenden Kindern umringte Mutter ihn um Erbarmen anflehte, ein verzweifelnder Vater die Rache des Himmels auf ihn herabbeschwor, da zuckte er gleichgiltig die Achseln. Höchstens bequemte er sich zu der Bemerkung, daß den Feinden des Südens ihr Recht geschehe, die Bewohner eines ursprünglichen Sklavenstaates aber doppelt verdammt sein sollten, weil sie sich verrätherisch auf Seiten des Nordens geschlagen hätten, und dafür nunmehr die Früchte ihres Treubruchs ernten müßten. Dann vertröstete er auf die Nacht, daß nach Einbruch der Dunkelheit seine der Erholung bedürftigen Helden den Schlaf suchen würden, und man weise handle, ihnen folgenden Tages beim Erwachen zuvorkommend Alles anzubieten, was das Herz eines braven Soldaten erfreue.

Fünftes Kapitel.

Und die Nacht kam und mit sich brachte sie in der That Ruhe; aber es war eine Ruhe, hinter welcher Todesangst und Entsetzen den Athem hemmten, Völlerei und Trunksucht den Geist in Fesseln schlugen. Wie in früheren Tagen lag die bis jetzt noch vom Feuer verschont gebliebene Ansiedelung in ländlicher Stille da. Der Mond war längst aufgegangen. In gleicher Weise beleuchtete er Scenen unsäglichen Jammers, wie andere des Verbrechens.

Im Zelt des Bandenführers brannte Licht. Nach seiner ersten Zusammenkunft mit dem Ortsvorstand, die mit einer furchtbaren Drohung für den Fall endigte, wenn innerhalb vierundzwanzig Stunden nicht eine bestimmte Geldsumme beschafft sein würde, hatte er einige seiner Offiziere zu sich berufen, die gleich ihm mit ihren Genüssen vorsichtig eine bestimmte Grenze nicht überschritten. Dort saßen sie zu Fünfen, zwischen sich eine ausgebreitete Decke, auf welcher unsaubere Karten im Spiel über den Besitz hoher Summen entschieden. Dazu ertönten Flüche, Verwünschungen und Hohngelächter, daß es oft den Eindruck erzeugte, als sollten auftauchende Streitfragen über das Mein und Dein durch Messer und Pistole entschieden werden. Kaum der vierte Theil der Bande befand sich im Lager, und von diesem hatte kaum die Hälfte in dem Schuppen und dem Bretterhäuschen Unterkunft gefunden. Der Rest lag im Freien.

Die ausgestellten Wachen kauerten auf der Erde und schliefen mit der Muskete zwischen den Knieen. Was hätte man auch zu befürchten gehabt, nachdem Angst und Entsetzen die Einwohner der Ansiedelung in Banden schlugen, welche zu sprengen gleichbedeutend mit unabwendbarem Verderben gewesen wäre. Nur vereinzelte Mitglieder der gesetzlosen Horde, die mehr an Raub, als an die Genüsse

der Gegenwart dachten, hatten sich einen gewissen Grad der Nüchternheit bewahrt und ließen sich willig finden, mit der Muskete auf der Schulter die öden Straßen zu durchwandeln oder den Ort zu umkreisen.

Wie die mit bis zur Besinnungslosigkeit berauschten Mordbrennern angefüllte Schänke lag auch das Wohnhaus zwischen den beiden Fabrikgebäuden in lautloser Stille da. Man hätte es für ausgestorben halten können, wäre durch die beiden Vorderfenster von Lydia's Zimmer nicht der Schein einer hell brennenden Lampe in's Freie herausgefallen; die hin und wieder vorüberschreitenden Mitglieder der Bande an den Befehl erinnernd, daß das Haus von keinem Unberufenen betreten werden dürfe. Mit ihrer ruhigen Flamme beleuchtete sie John Kay, der ungefähr eine Stunde nach Einbruch der Nacht sich auf dem Sopha lang ausgestreckt hatte, nach einem letzten tiefen Zuge aus der Rumflasche in Betäubung gesunken war und mit unheimlich röchelndem Athem die Umgebung förmlich erzittern machte. In knabenhaft lustiger Laune zu harmlosem Unfug aufgelegt, hatte er einen mit Federn und Schleifen geschmückten Spitzenhut Lydia's auf seinem zottigen Haupte regelrecht befestigt. Das wahrhaft Grauen erregende und doch lächerliche Bild, welches er mit seinem braunroth angelaufenen, aufgedunsenen Gesicht bot, wurde durch eine blendend weiße Krause vervollständigt, die sich um seinen Stiernacken schlang. Durch seinen Vorgesetzten lebhaft aufgemuntert, war der ihm zur Bedienung überwiesene Mann seinem Beispiel gefolgt. Ihm gegenüber ruhte er auf einem bequemen Polsterstuhl, den Kopf hintenüber gelehnt, die Füße weit von sich gestreckt und die Hände, deren eine noch ein leeres Glas hielt, fast bis zur Erde niederhängend. So athmete er schwer und geräuschvoll. Auch er hatte sich auf seine Art herausgeputzt und dazu eine dem Kleiderschrank entnommene, hellblau

seidene Pelerine gewählt, die zerknittert um seine Schultern hing.

Zwischen Beiden stand ein gedeckter Tisch mit Resten von Speisen, geleerten, halb vollen und noch nicht entkorkten Flaschen. Um dieselben herum lagen Thonpfeifen, Tabaksasche, umgestürzte und zerbrochene Gläser. Das Tischtuch triefte unter dem von unsicheren Händen verschütteten Wein und Branntwein. Glasscherben bedeckten hier und da den Fußboden, wohin sie dem aufwartenden Neger ein Glas oder eine Flasche nachgeschleudert hatten.

Nachdem John Kay sich zum Essen niedergelassen und seinen Diener als einen munteren Gesellen zur Betheiligung eingeladen hatte, war aus dem Mahl ein Gelage geworden, bei welchem Beide sehr bald den Rangunterschied vergaßen. Lustige Schwänke flogen hinüber und herüber. Immer wieder ließen Herr und Diener ihre Gläser aneinander klirren, daß die Scherben umherflogen. Der ewigen Brüderschaft galt es ja, wie der langen Dauer des prächtigen Guerrillakrieges. Hatten die tollen Zecher aber anfänglich den Neger mit Fußstößen und Faustschlägen angetrieben, so nannten sie ihn binnen kurzer Frist den lieblichsten süßen Raben, der je einen Durstigen gegen das Verschmachten schützte.

Und Nestor war in der That unermüdlich in seinen Zuvorkommenheiten. Immer neue Flaschen, abwechselnd schweren Wein und streng duftenden Rum und Cognac, holte er aus dem Keller, wo sie, wer weiß wie lange, gelegen hatten, jede einzelne mit ihrer Lebensgeschichte begleitend und deren Inhalt als das Köstlichste der Welt preisend. So viele Gläser auf dem Tisch standen, so viele füllte er bis zum Rande, um sie mit stillem Entzücken geleert zu sehen, bis endlich die blutunterlaufenen Augen der beiden Zecher die Entfernungen nicht mehr zu berechnen ver-

mochten, und die unsteten Hände umstießen und verschütteten, was ihnen eben in den Weg kam.

Bei der von John Kay mit lallender Zunge vorgeschlagenen Verkleidung leistete der gute Nestor den Dienst einer gewandten Kammerfrau. Bald hier, bald dort zupfte und nestelte er an ihnen herum, während er den Einfall des Adjutanten als das Erstaunlichste pries, was je von einer sterblichen Menschenseele ersonnen worden. Dazu aber lachte er so kindlich herzlich, daß ihm erbsengroße Thränen über die Ebenholzwangen rollten, und John Kay ihn zärtlich den feinsten schwarzen Gentleman nannte, der je verdiente, weiß angestrichen zu werden.

Aber auch die Schildwachen vergaß der gefällige Neger nicht. Abwechselnd dem auf der Vorderseite des Hauses befindlichen Posten, welcher die nach der Thür hinaufführenden Stufen zu seinem Sitz erkor, und dessen Kameraden, der es sich auf der Hofseite ebenso bequem gemacht hatte, trug er eine Flasche des stärksten Rum oder Cognac zu. Und mit Dank wurden sie angenommen und mit Behagen geleert, zumal John Kay selber — wie Nestor beschwor — sie ihnen schickte und obenein eine gute Gesundheit wünschen ließ.

So ereignete es sich, daß zu derselben Zeit, um welche die beiden Zecher in dem Zimmer, nachdem Nestor ihnen fürsorglich in eine bequeme Lage hineingeholfen hatte, einem todähnlichen Schlafe in die Arme sanken, auch die Schildwachen auf den letzten ihnen gebotenen Trunk nur noch mit röchelndem Schnarchen antworteten.

Während Nestor es sich aber angelegen sein ließ, als aufmerksamer Wirth seine Gäste zu bedienen, war auch die treue Eva nicht müßig geblieben. Nachdem der junge Vaquero sie auf einer mit Nestor verabredeten Stelle im nächsten Waldessaum aufgesucht und mit ausgiebigem Rath versehen hatte, schaffte sie drei Sättel mit dazu

gehörigem Zaumzeug unentdeckt nach und nach eben dahin, worauf Nicodemo und seine Freunde die an Pflöcken grasenden Pferde Lydia's zum sofortigen Gebrauch ausrüsteten und nebst ihren eigenen Thieren Eva zur Beaufsichtigung übergaben.

Um sicher zu sein, daß von Seiten der Schildwachen keine Gefahr drohe, hatte Nestor sie einige Male mit dem Fuß in die Seite gestoßen, doch sie rührten sich nicht; zu betäubend war die Wirkung der von ihm mit Bedacht gemischten schweren Getränke. In das Zimmer zurückgekehrt, verfuhr er mit John Kay und dessen Diener ähnlich. An den Füßen zerrte er sie, brennendes Papier hielt er ihnen unter Beifügung freundlich ermunternder Worte vor die Augen, ohne daß sie, außer dem rasselnden Schnarchen, ein Lebenszeichen von sich gegeben hätten. Dann trat er vor den Tisch hin. Eine Weile betrachtete er die lächerlich geschmückten Opfer sinnend. Dabei vollzog sich in seinem Aeußeren eine eigenthümliche Wandlung. Die knechtische Haltung ging wie durch Zauberschlag verloren; wie ein zum Kampfe sich rüstender Gladiator warf er sich in die Brust. Während unheimliche Gluth sich in seinen Augen entzündete, die breiten Nüstern nach Art gereizter Raubthiere sich zitternd dehnten, wichen in triumphirendem Grinsen die dicken Lippen weit von dem elfenbeinähnlichen Gebiß zurück. Er schien den Zeitpunkt nicht erwarten zu können, in welchem er das mit so viel List und Geduld eingeleitete Rachewerk zum Abschluß bringen würde. Sich gleichsam zu der Grausamkeit seiner Vorfahren auf der anderen Seite des Oceans aufstachelnd, strich er mit den Händen über Kopf und Schultern, wo die empfangenen Streiche die Haut dick aufgetrieben hatten. Zähneknirschend warf er einen letzten Blick unauslöschlichen Hasses auf John Kay, und über dessen Leibdiener hinwegsehend, unterrichtete er sich zunächst von dem Stande

der Zeit. Der Zeiger der Wanduhr wies auf halb Zwölf. Bei seinen weiteren Bewegungen sich keinen Zwang mehr auferlegend, durchsuchte er alle Taschen des den Briefwechsel seines Chefs führenden Adjutanten. Wo nur immer sich Gelegenheit bot, in den Besitz von Papieren des Bandenführers zu gelangen, da sollte er sie nach besten Kräften ausnutzen; so war ihm von dem jungen Reitersmann gerathen worden, und das hatte er nicht vergessen. Bald hier, bald dort zog er ein Packetchen sorgfältig verschnürter Briefe und Schriftstücke hervor, sie ebenso schnell auf seinem eigenen Körper bergend.

Als er nichts mehr fand, zündete er zwei Lichter an, und sich mit denselben in Lydia's Schlafgemach begebend, stellte er sie vor das nach dem Hofe hinausgehende Fenster. In das Wohnzimmer zurückgekehrt, klopfte er mit dem harten Fingerknöchel dicht neben dem Schrank in einem bestimmten Takt auf die Wand. Es galt als Zeichen, daß bis dahin Alles geglückt sei. Fast gleichzeitig preßte er das Ohr auf das Mauerwerk, und so unterschied er ähnliches Pochen, welches aus dessen Innerem hervordrang.

„Armes süßes Herzchen," lispelte er unbewußt vor sich hin, und auf den Flurgang hinaustretend, öffnete er die Hinterthür. Vor derselben, den Weg versperrend, lag die trunkene Schildwache. Sie zur Seite schleppend, überzeugte er sich abermals, daß sie durch nichts zum Bewußtsein gebracht werden konnte. Er hatte eben die den Händen des Mannes entglittene Muskete zum eigenen augenblicklichen Gebrauch bereit an die Wand gelehnt, als er im Schatten der das Grundstück einfriedigenden Mauer eine unbestimmte Bewegung entdeckte. Der junge Vaquero, oder vielmehr Oliva und ihre Begleiter waren es, welche, durch die beiden Lichter über die Sicherheit der Umgebung belehrt, sich vorsichtig näherten. Schon vor einer Weile hatten sie, von Eva genau unterrichtet, durch die nach

dem freien Felde hinausführende unverschlossene Pforte das Grundstück betreten und seitdem auf das verabredete Signal gewartet.

Während Schinges und der Irländer, Durlach's Diener, sich neben der nunmehr wieder verschlossenen Pforte aufstellten, um nicht durch eine vielleicht dorthin verirrte Patrouille überrascht zu werden, begleiteten Oliva, Nicodemo, Durlach und Schahoka den Neger in das Haus hinein. Das Zimmer betretend, stellten Nicodemo und der Otoe sich neben den beiden bewußtlosen Zechern auf, um sie im Falle des Erwachens sofort auf ewig verstummen zu machen. Nestor, welchem Oliva mit Licht folgte, trat vor das Spinde hin, und unterstützt von Durlach gelang es ihm ohne große Mühe, dasselbe von der Wand fortzurücken. Hinter demselben wurde eine sich nur wenig auszeichnende Tapetenthür sichtbar. Dieselbe führte in einen schmalen, länglichen Raum, welcher dadurch entstanden war, daß man beim Bau der Küche einen die Regelmäßigkeit der Form des Zimmers störenden Winkel durch eine Mauer abgegrenzt hatte. Vollständig finster, diente er zur Aufbewahrung solcher Gegenstände, die nicht für den täglichen Gebrauch bestimmt waren. Diese hatte Nestor zum größten Theil anderweitig untergebracht und dadurch soviel Platz geschaffen, daß ein dort Versteckter sich einigermaßen frei bewegen konnte, außerdem aber durch einen Polsterstuhl und einen Korb mit Lebensmitteln für eine gewisse Bequemlichkeit gesorgt.

Als Nestor sich mit dem Schloß beschäftigte, war Oliva, um zu leuchten, neben ihn hingetreten. Sobald aber die Thür sich nach außen schob, streifte der flackernde Schein des Lichtes ein Antlitz, welches bereits im Tode erstarrt zu sein schien, so bleich war es geworden, so ergreifend prägte sich in jedem einzelnen Zuge die Wirkung alles dessen aus, was zu erlauschen Lydia gezwungen gewesen.

Indem sie die großen bangen Augen, die nach dem Aufenthalt im Finstern durch das Licht geblendet wurden, mit beiden Händen bedeckte, erzeugte es den Eindruck, als hätte sie gegen eine Ohnmacht gekämpft. Zu sprechen vermochte sie nicht. Das so lange erduldete Grausen, die unausgesetzte Todesangst, dennoch entdeckt zu werden, hatten ihre Zunge gelähmt.

Während Nestor vergeblich nach Worten rang, und Thränen seinen Augen entstürzten, Durlach dagegen als ein ihr Fremder rücksichtsvoll auf eine erste Kundgebung von ihr wartete, hatte Oliva Lydia's Zustand auf den ersten Blick erkannt. Dem Kapitain das Licht reichend, bot sie ihr den Arm, die Schwankende beim Verlassen des unheimlichen Verstecks sorgfältig unterstützend. Zugleich nahm sie Bedacht darauf, daß die Aussicht auf die beiden wahnwitzig aufgeputzten Unholde ihr entzogen blieb.

„Das ist grauenhaft," flüsterte Lydia endlich vor sich hin, und sich schwer auf Oliva's Arm lehnend, duldete sie willig, daß sie von ihr auf den Flurgang hinausgeführt wurde, „mein armer Vater — was soll aus mir werden? Nur mit Mühe erhalte ich mich aufrecht. Was ich erlebte, es brach meinen Geist, lähmte meinen Körper —"

„Sie befinden sich unter Freunden," raunte Oliva, von innigster Theilnahme erfüllt, ihr liebreich zu. „Fassen Sie Muth. Nur ein Viertelstündchen eiligen Einherschreitens, und wir sind in Sicherheit."

„Ich kann nicht," erklärte Lydia unter hervorbrechenden Thränen, „vielleicht nachdem ich eine Weile die frische Nachtluft athmete. In dem finsteren Raume war ich dem Ersticken nahe — die letzten Kräfte verließen mich."

„Sie müssen mit uns fort, und zwar sogleich," versetzte Oliva nunmehr entschiedener. „Jede Sekunde Zeitverlust kann von den verhängnißvollsten Folgen für uns Alle begleitet sein."

Lydia antwortete nicht. Obwohl sie sich auf's Aeußerste anstrengte: über eine schleichende Bewegung kam sie nicht hinaus. Sie waren vor der Hinterthür angelangt. Ihnen auf dem Fuße folgten außer dem Kapitain Durlach und dem Neger, Nicodemo und Schinges.

„Wenn wir nur ein Mittel besäßen, sie zu tragen," bemerkte Durlach leise zu dem Neger gewendet.

„Tragen?" fragte dieser ebenso leise zurück, „das arme süße Ding — ich brächt's wohl fertig, allein" — mit dem letzten Wort verschwand er, kehrte aber schon nach zwei Minuten zurück, hinter sich einen leichten Handwagen, wie er auf dem Hofe zum Befördern gefüllter Mehlsäcke benutzt wurde. Schnell verständigte er sich mit den Gefährten, und in's Haus eilend, erschien er alsbald wieder mit Decken, einem Pfühl und einem Laken, mittelst dessen er, nachdem die Seitenbretter entfernt worden, ein erträgliches Lager auf dem Wagen herstellte. Von Oliva gehalten, sank Lydia auf dasselbe hin. Obgleich zu einer unbequemen Lage gezwungen, fand sie doch ausreichend Platz, worauf Oliva sie mit dem Laken überdeckte. Wie eine Schlaftrunkene ließ die Aermste Alles über sich ergehen; wußte sie sich doch unter dem Schutz opferwilliger Freunde. Wenn aber zuvor die Erinnerung an die grausigen Erfahrungen sie bis zur Besinnungslosigkeit erschütterte, so diente sie jetzt dazu, ihre Lebensgeister wieder anzuregen, die allmählig zurückkehrende Hoffnung auf Entkommen neu zu entfachen.

„Nur nicht lebendig in die Gewalt dieser furchtbaren Menschen," das waren die letzten Worte, welche sie zu den sie Umringenden sprach, bevor Oliva sie ganz verhüllte und das weiße Laken ordnend, ihrer ausgestreckten Gestalt bedachtsam die Aehnlichkeit mit einer für das Grab bestimmten Leiche verlieh.

Da neigte Durlach sich ihr noch einmal zu.

„Muth, Muth,“ sprach er gedämpft; es waren die ersten Worte, welche er an sie richtete, „gedenken Sie Ihres Vaters. Ich bringe Nachricht von ihm. Also Muth und Vertrauen, was sich auch ereignen mag.“ Er trat zurück und von Nicodemo, dem Irländer und ihm selbst gezogen, rollte der Wagen der Pforte zu. Dort hielten sie an, um die Rückkehr der beiden Otoes abzuwarten, die kurz zuvor in's Freie hinausgeschlichen waren, um sich von der Sicherheit des von ihnen einzuschlagenden Weges zu überzeugen.

Unter dem Vorwande, das Haus gegen Feuersgefahr zu schützen, hatte Nestor nach einem kurzen Gespräch mit Oliva sich noch einmal auf den Schauplatz des wüsten Gelages zurückbegeben. Anfänglich die beiden Trunkenen kaum beachtend, zog er ein handgroßes Blatt Papier, anscheinend einem Taschenbuch entnommen, hervor und es auf den Tisch legend, glättete er es mit einigen Strichen. Des Lesens unkundig, überzeugte er sich nur, welche Seite die beschriebene, worauf er es, diese oben, vor die Lampe hinschob. Nachlässig zu John Kay hinüberlangend, zog er das an dem Gurt des Adjutanten hängende Messer aus der Scheide. Flüchtig prüfte er die Spitze und sie auf die Mitte des Blattes stellend, nagelte er es durch einen Schlag mit der Faust auf die Tischplatte. Finster betrachtete er sein auserkorenes Opfer, bei dessen röchelndem Schnarchen die Schleifen des Hutes und der Halskrause erzitterten. Länger und tiefer athmete er Angesichts des wehrlosen Wütherichs, bis endlich die Luft sich pfeifend seinen Lungen entwand. Mehr und mehr erhielt sein schwarzes Gesicht mit den fletschenden Zähnen den Ausdruck eines Teufels. Die dicken Augapfel schienen ihre Höhlen verlassen zu wollen. Tastend glitten seine Hände über Scheitel und Schultern, wo die blutrünstigen Male noch immer brannten. Mit sicherem Griff bemächtigte er sich des Revolvers seines Todfeindes. Nachdem er ihn in

den eigenen Gurt geschoben hatte, zog er sein Messer. Unheimlich glühte die lange scharfe Klinge im röthlichen Schein der Lampe. Anscheinend um ihn genauer zu betrachten, neigte er sich über den Besinnungslosen hin. Wie Zischen klang, als er in seiner Tigerwuth zu ihm sprach: „Meine süße Miß Lydia; das arme Herzchen wäre beinahe gestorben vor Schreck. — Wirst wohl keinen Nigger mehr mißhandeln!"

Nach einer kurzen heftigen Bewegung des rechten Armes richtete er sich wieder auf. Als hätte er erwachen wollen, stellte John Kay sein Schnarchen ein; zugleich stieß er einige Male mit den Füßen gegen das untere Ende des Sopha's.

Nestor achtete seiner nicht weiter. Festen Schrittes verließ er das Zimmer, gefolgt von einem eigenthümlich gurgelnden Geräusch. In's Freie hinausgetreten, stieß er sein Messer einige Male in die Erde, wie um irgend welche Spuren von der Klinge zu entfernen, bevor er es in die Scheide zurückschob. Gleich darauf befand er sich neben der Pforte. Die beiden Otoes waren eben eingetroffen und mahnten zur Eile. Ohne Zeitverlust legte Nestor mit Hand an den Wagen. Oliva öffnete die Pforte und schloß sie wieder, nachdem der Wagen hinausgeschoben worden war, und mit vorsichtigen Bewegungen verfolgte der kleine Zug den im Schatten der Mauer hinführenden Weg.

Doch es schien, als ob die Schrecken dieser Nacht kein Ende nehmen sollten; denn kaum achtzig Schritte weit waren die Flüchtlinge von der das Grundstück abschließenden Mauerecke entfernt, und eine kurze Strecke trennte sie nur noch von dem Streifen Buschwerk, welcher, ihnen Schutz gewährend, sich in der Richtung nach dem Waldessaum verlängerte, als plötzlich ein einzelner Mann vor ihnen auftauchte. Das Gewehr auf der Schulter und

offenbar auf einem Patrouillengange begriffen, kam derselbe ihnen gerade entgegen. An ein Ausweichen war auf der mondbeleuchteten Fläche nicht zu denken, wollten sie nicht eine Kugel nachgesendet erhalten, was unfehlbar noch größere Gefahren nach sich gezogen hätte.

„Vorwärts in ungestörter Ordnung!“ rief Oliva, die einige Schritte voraus ging, gedämpft zurück, und ohne anzuhalten folgten die Männer mit dem Wagen. Durlach war neben denselben hingetreten, während die Otoes nach einer mit Nicodemo gewechselten Bemerkung sich etwas im Hintergrunde hielten.

„Wer geht da?“ schallte ihnen die Stimme des uniformirten Wegelagerers entgegen, und der Lauf der Muskete blitzte im Mondlicht, indem er sie von der Schulter nahm.

„Gute Freunde,“ antwortete Oliva unerschrocken, ohne ihre Bewegung einzustellen.

„Wohin des Weges?“ hieß es weiter, als Jener ihr gegenüberstand.

„Auf dem Wege nach der Beerdigungsstätte,“ erklärte Oliva entschlossen, „bevor wir aus der Gegend scheiden, wollen wir einem erschossenen Freunde die letzte Ehre erweisen.“

„Bursche, verdammter, das glaube Dir der Teufel,“ versetzte der Mann, und er schritt an Oliva vorbei neben den Wagen hin, „'ne feine Leiche, vermuthe ich, die aus 'nem Sack mit blanken Dollars besteht, Dollars aber brauchen nicht in der Erde zu verrosten.“

„Stören Sie nicht die Ruhe eines Todten,“ nahm Durlach nunmehr ernst das Wort, und verstohlen legte er die Hand auf den Kolben seines Revolvers, „wir wählten die Nacht, um kein peinliches Aufsehen zu erregen.“

„Eure Dollars bedürfen keiner Ruhe,“ fuhr der Mann trotzig fort, „umlaufen müssen sie von einer Tasche in die andere, und verdammt will ich sein, wenn ihr mit eurer

Leiche davonkommt, bevor ich ihr in's Angesicht sah, oder die Patrouille heran ist."

Während dieses Gespräches gelangten die beiden Otoes in gleiche Höhe mit dem Wagen, der stehen geblieben war. Da trat Oliva, welche ihre Besonnenheit bis zum letzten Augenblick nicht verlor, vor den rohen Menschen hin.

„Lassen Sie Anstand walten," hob sie kaltblütig an, als dieser höhnisch einfiel: „Zur Hölle mit Deinem Anstand —" er stockte, fuhr aber alsbald wieder mit boshafter Schadenfreude fort:

„Da soll Gott mich strafen, wenn Du nicht derselbe grüne Schurke bist, der unserem Korporal das Gehirn so zierlich aus dem Schädel knallte. Bei der ewigen Verdammniß, Junge, Du kommst mir gerade recht. Und ich sollte mir Deinen Todten nicht betrachten?" Und im Vollbewußtsein eigener Unantastbarkeit neigte er sich höhnisch lachend über die verhüllte Gestalt hin, zugleich die Hand nach dem Laken ausstreckend.

Bis dahin hatten die Männer mit schwer zu schildernden Empfindungen schweigend dagestanden. Angesichts der drohenden Gefahr, durch einen Schuß die erwähnte Patrouille herbeizurufen, zögerten sie, von ihren Waffen Gebrauch zu machen. Eine vom Zufall herbeigeführte günstige Wendung erhoffend, erwogen sie zugleich Lydia's verzweifelte Lage. In demselben Augenblick aber, in welchem Durlach den Revolver hob und Nestor sich anschickte, auf den Mann einzuspringen, dieser dagegen das Laken berührte, erhob sich hinter ihm ein Arm. Wie ein Blitz zuckte Schahoka's langgeschäftetes Beil, welches anstatt in der gewöhnlichen Schneide, in einer Spitze endigte, im Halbkreise um sein Haupt, und mit dumpfem Krachen grub die furchtbare Waffe sich so tief in die Schläfe des ahnungslosen Feindes ein, daß sie in dem Knochen haften blieb. Indem der Otoe sie aber mit vollster Kraft nach sich riß, verhinderte

er, daß der lautlos Zusammenbrechende über Lydia hinsank, und bevor diese einen vollen Begriff von dem in ihrer unmittelbaren Nähe stattgefundenen Ereigniß erhielt, rollte der Wagen schon wieder weiter. Bis auf Schahoka, der sich noch bei dem Erschlagenen zu schaffen machte, ihm den Hut auf den Kopf drückte und ihn wie einen Schlafenden auf's Gesicht legte, verfolgten die Flüchtlinge die bisher inne gehaltene Richtung schweigend und ohne eine Silbe der Verständigung. So erreichten sie den hier und da von vereinzelten Waldbäumen überragten Buschstreifen. In dessen Schatten sich einherbewegend, unterschieden sie plötzlich die Stimmen einer kleineren Anzahl Männer. Dieselben hielten sich offenbar auf demselben Wege, welchen der einzelne Genosse eingeschlagen hatte, mußten also binnen kürzester Frist auf den Erschlagenen stoßen. Lydia's Begleiter nahmen sich daher nur noch die Zeit, den Wagen zwischen schützendes Buschwerk zu schieben, worauf Alle, die Waffen schußfertig in den Händen, neben demselben niederkauerten. Lydia hatte das Laken zurückgeworfen. Anstatt sie gänzlich zu entmuthigen, wirkte diese neue Gefahr belebend auf sie ein. Was ihr auch beschieden sein mochte, um sich sehen wollte sie, dem Tode lieber in's Auge schauen, anstatt in stumpfer Ergebung das Unabänderliche zu erdulden.

In der Ansiedelung war inzwischen der letzte Lärm verstummt. Ganz deutlich drangen daher die Stimmen der nahenden Patrouille in das Versteck der Flüchtlinge. Anfänglich in Murmeln zusammenfallend, trennten die Worte sich bei jedem neuen Schritt mehr und mehr von einander, bis sie endlich im Zusammenhange deren Ohren erreichten.

„Ich will euch nur sagen," erklärte Einer unter Vorausschickung einer häßlichen Verwünschung, „Diejenigen sind am besten daran, die bei solcher glorreichen Gelegen-

heit so lange Whisky in die Kehle gießen, bis die Vernunft zum Teufel geht. Dann läßt man sie ungestört liegen, während die Nüchternen sich im Dienst die Nacht um die Ohren schlagen. Geht das so fort, möchten wir uns von dem Quinch lossagen und das Metier auf eigene Faust weiter betreiben. Sind wir Unserer zwei Dutzend beisammen, so genügt das, um einzelne Farmen und Ansiedelungen abzusuchen und die Kontributionen in unsere eigenen Taschen gleiten zu lassen.

„Meine Meinung ist, daß Quinch überall das Fett abschöpft und uns mit 'nem Hundelohn abfertigt," versetzte ein Anderer verdrossen.

Sie hatten die Stelle erreicht, wo der Weg durch den Buschstreifen hindurchführte, befanden sich also kaum dreißig Ellen weit von den Flüchtlingen und nach wenigen Schritten mit ihnen auf derselben Seite.

„Weshalb erließ er das Verbot, das Haus und die beiden Fabriken zu betreten?" fragte eine dritte Stimme, „doch nur, um sie zuvor selber auszuplündern. Der Besitzer soll nämlich ein schwer reicher Mann sein."

„Ich hörte davon, Quinch habe es auf dessen Tochter abgesehen," nahm die erste wieder das Wort, „ohne Grund befahl er nicht, die Besitzung scharf im Auge zu behalten. Es muß Wichtiges auf dem Spiel stehen, oder er hätte den John Kay nicht dort einquartiert. Zum Henker mit ihm. Handelt es sich um 'ne hübsche junge Lady, so bin ich so nahe dazu, wie jeder Andere."

Hier flossen die Worte wieder ineinander, so daß die Flüchtlinge der Unterhaltung nicht länger zu folgen vermochten. Aber in ihrem Gesichtskreise befanden sich die Feinde, indem sie auf dem mondbeleuchteten Wege gemächlich einherschritten.

Plötzlich rief Einer von ihnen laut aus: „Bei Gott, da liegt Jemand," und gleich darauf, nachdem sie bei

dem Erschlagenen eingetroffen waren, fuhr er fort: „Der nahm so viel zu sich, daß er auf 'ne Woche genug hat. — Halloh, Mann!" rief er lauter und durchdringender, und es war, als hätten Fußstöße diesen Ruf begleitet, „hast Dir 'n verdammt hartes Lager ausgesucht! Steh auf, Mann, und schaff' Dir Bewegung, oder Du hast morgen Deine Noth, die steifen Glieder zusammenzulesen."

„Laßt ihn ungeschoren und kommt," spöttelte ein Anderer, „bei seinem Anblick werde ich selber durstig. Taumelte er so weit abwärts, mag er zusehen, wie er wieder unter Menschen kommt."

„So liege, bis Du schwarz wirst," lautete die Erwiederung während des Weiterschreitens, „schade um den schönen Whisky, der über seine Zunge gegossen wurde." Sorgloses Lachen folgte; dann noch einige Minuten tödtlicher Spannung, und von der Patouille war nichts mehr zu sehen oder zu hören.

Nicodemo sprang auf. Seinem Beispiel folgten die Gefährten. Lydia hatte den Wagen verlassen und stand unter ihnen. Ihr Antlitz leuchtete förmlich im Mondschein.

„Ich fühle mich kräftiger jetzt," sprach sie entschlossen, „befinde mich auf vertrautem Boden und werde gleichen Schritt mit Ihnen halten." Sie trat an Oliva's Seite, und deren Arm ergreifend, fügte sie hinzu: „Nur noch eine kurze Strecke Ihre Unterstützung, und meine Füße tragen mich wieder stundenweit."

Schweigend ordnete sich der Zug. Anfänglich mit gemäßigter Eile, allmählig aber immer schneller ging es im Schatten des Buschwerks dahin, bis endlich nur noch eine schmale Einbuchtung der mondbeleuchteten Ebene zu überschreiten blieb.

Ohne weitere Störung erreichten die Flüchtlinge den Waldessaum, wo unter Eva's Aufsicht die gesattelten Pferde ihrer harrten. Ungesäumt bestiegen sie dieselben,

und in schnell förderndem Schritt schlugen sie die südliche Richtung ein, um, später östlich abbiegend, an den Missouri zu gelangen. Eine Stunde hielten sie sich noch im Schatten des Waldessaumes. Dann öffnete sich vor ihnen eine baumlose Ebene, auf welcher sie die Gangart der Pferde beschleunigten.

Und abermals ritten sie eine Stunde, als sie, von einer hervorragenderen Bodenerhebung aus rückwärts spähend, Feuerschein entdeckten. Die Richtung, in welcher der Himmel sich röthete, ließ kaum einen Zweifel darüber, daß die Guerrillabande sich mit Raub und Erpressungen nicht begnügt hatte.

Lydia, welche noch immer wie unter dem Einfluß eines furchtbaren Traumes lebte, sah traurig hinüber. Sie kannte beinahe alle Bewohner der Ansiedelung. Wer mochte zur Zeit unter der Brandlegung zu leiden haben? Wer thränenden Auges in die lodernden Flammen stieren, die seine irdische Habe verzehrten? Der Habe ihres Vaters gedachte sie nicht.

Schaudernd kehrte sie sich ab. Wie von einem Schreckgespenst verfolgt, trieb sie ihr Pferd schärfer an. Mit ihr gleichen Schritt hielten die Gefährten. Keiner sprach ein Wort. Ein böser Bann lastete auf allen Gemüthern. Vor ihnen lag noch ein langer Ritt; ein Ritt von Tagen, vielleicht Wochen, je nachdem sie durch feindliche Truppenbewegungen zu Umwegen gezwungen wurden, bevor sie sich einigermaßen in Sicherheit befanden.

Ein sich röthlich färbender Orangestreifen schmückte den östlichen Horizont. Er verhieß einen lieblichen, sonnigen Tag.

— — — — — — — — — — — —

Gerade die Fabriken des Colonels Rutherfield waren es, die sammt dem Wohnhause in Flammen standen und in dem Feuerschein Lydia gleichsam einen letzten wehmüthigen Scheidegruß nachsandten.

Die Flüchtlinge mochten sich seit einer Stunde unterwegs befunden haben, als Quinch nach beendigtem Spiel von einer seltsamen Unruhe ergriffen wurde. Sogar der Wachsamkeit seines Adjutanten mißtrauend und überall Verrath und hinterlistige Angriffe fürchtend, begab er sich selbst auf den Weg, um sich von dem Stande der Dinge in dem Hause des Colonels zu überzeugen. Von zweien seiner Leute begleitet, schlug er den Weg ein, welcher ihn um die Ansiedelung herum und an Rutherfield's Besitzung vorbeiführte. Auch er stieß auf den Erschlagenen; doch argwöhnischer, als die Mitglieder der Patrouille, prüfte er den anscheinend in tiefen Schlaf Versunkenen aufmerksamer, um sofort die Gewißheit zu gewinnen, daß derselbe nicht nur todt sei, sondern auch ein gewaltsames Ende gefunden hatte.

Ein böser Verdacht bemächtigte sich seiner. An der Umfassungsmauer hinschreitend, legte er im Vorbeigehen die Hand auf den Griff des Schlosses der Pforte. Zu seinem Befremden wich die Thür beim ersten Druck aus ihren Fugen. Begünstigt durch den Mondschein, eilte er nach der Hinterthür des Wohnhauses hinüber. Ein wilder Fluch entwand sich beim Anblick der sinnlos betrunkenen Schildwache seinen aufeinander knirschenden Zähnen.

Bereits vertraut mit allen Räumlichkeiten, schritt er über den Flurgang, welcher durch den aus Lydia's offenem Zimmer fallenden Lichtschein matt erhellt wurde. Schon bevor er eintrat, tönte ihm rauhes Schnarchen entgegen. Auf der Schwelle des Gemaches blieb er stehen, und Unheil verkündendes Grinsen trat auf sein in verhaltenem Grimm verzerrtes Gesicht, als er des mit Flaschen und Gläsern bedeckten Tisches und hinter demselben des wahnwitzig aufgeputzten Mannes ansichtig wurde. Sein zweiter Blick traf den von der Wand gerückten Schrank wie die offene Tapetenthür, und jetzt wußte er, daß die Tochter

des Colonels ihm gewissermaßen unter den Händen entschlüpft war. Wie in Raserei schlug er sich mit der Faust vor die Stirne.

„Ich hätte es errathen müssen!" rief er wuthschnaubend aus, so daß seine Begleiter scheu von ihm zurückwichen, „aber das ist des verwünschten Negers Werk. Folgte ich meiner Eingebung, so röstete ich den Hund lebendigen Leibes, und er hätte Alles eingestanden. Verdammt! Vielleicht ist er noch zu fassen, dann aber soll ihm die Haut in Fetzen heruntergepeitscht werden, bevor man ihm den Strick um den Hals legt —"

Er brach ab. In das Zimmer eintretend, waren seine Blicke auf John Kay gefallen. Dessen unnatürliche Lage und die vollkommene Regungslosigkeit veranlaßten ihn, schärfer hinüber zu spähen. Anfänglich schien sogar er trotz seiner Verstocktheit von Grauen befallen zu werden. Doch nur einige Sekunden, und ein wieherndes Gelächter teuflischer Schadenfreude entwand sich seinen Lippen, als er den Adjutanten, in gräßlichem Gegensatz zu den ihn schmückenden blutgetränkten Spitzen und Schleifen, mit durchschnittenem Halse daliegen sah.

„Schade d'rum, daß der Lump sich jetzt nicht selber betrachten kann," höhnte er giftig. „Bei Gott! Er würde seine Lust an dem Bilde haben! Bei der ewigen Hölle, das ist des Negers Werk; der aber ist mit dem Frauenzimmer zum Teufel, oder er müßte weniger Schlauheit besessen haben, als ich ihm zutraue."

Finster starrte er auf den entseelten Genossen unzähliger Schandthaten hin. In seinen plötzlich erschlaffenden Zügen verrieth sich, daß sein eigenes Loos ihm vorschwebte, wenn er sich entschlossen hätte, an John Kay's Stelle sein Quartier in dem gefährlichen Hause aufzuschlagen. Scheu sah er um sich. Zähneknirschend vergegenwärtigte er sich, daß die reiche Beute, welche er in Lydia's Person bereits in seinem

Besitz zu halten glaubte, durch die unbezähmbare Trunksucht seines Adjutanten und die List eines verachteten Negers unrettbar für ihn verloren gegangen sei. Zurücktretend warf er den Theilnehmer an dem Gelage durch einen Fußtritt von dem Polsterstuhl herab. Wie blödsinnig stierte derselbe zu ihm auf. Nach einem mißglückten Versuch, sich zu erheben, fiel er zurück, um alsbald wieder auf dem besudelten Fußboden weiter zu schnarchen. Quinch achtete seiner nicht mehr. Durch das in der Tischplatte steckende Messer war seine Aufmerksamkeit auf das Blatt Papier hingelenkt worden. Gleich darauf befand es sich in seinen Händen, dann las er: „Sullivan, hüte Dich! Mache Deine Rechnung! Der Strick ist gedreht, an welchem Du hängen wirst! Kampbell."

Als wären sie ihm unverständlich geblieben, las er diese Worte dreimal, und immer deutlicher offenbarte sich, daß sie eine geradezu vernichtende Wirkung auf ihn ausübten. Sein eben noch rothbraun glühendes Gesicht hatte sich entfärbt, und abermals spähte er scheu, wie einen hinterlistigen Angriff befürchtend, um sich. Seine Blicke streiften die beiden ihn unruhig überwachenden Begleiter. In dem Bewußtsein, eine Anwandlung von Feigheit vor ihnen verrathen zu haben, knitterte er das Blatt in der Faust zusammen.

„Kampbell," sprach er, seine heftige Erregung gewaltsam bekämpfend, „wie kommt der verrufene Spion hierher? Zum zweiten Mal bedroht er mich. Wenn er sich nur ein einziges Mal zeigen wollte," und ingrimmig lachend fügte er hinzu: „Fünftausend Dollars sollten mir nicht zu viel für seinen Skalp sein," und wiederum giftig lachend zu seinen Begleitern: „Doch wer kennt den Schurken? Wer sah ihn jemals, mögen wir immerhin das heimliche Wirken dieses räthselhaften Kundschafters auf Schritt und Tritt empfunden haben? Hol' ihn der Teufel. Was kümmere ich mich um ihn."

Einen letzten finsteren Blick warf er auf die grausige Scene, dann zündete er eins der auf dem Tische stehenden Lichter an, und seinen Leuten voraus schritt er von Gemach zu Gemach. In jedem weilten sie kurze Zeit. Nach Beute suchten sie nur oberflächlich. Was vorhanden war, eignete sich nicht zum Mitnehmen; was aber von Werth für sie hätte sein können, das mochte, wer weiß wo, an sicherem Ort geborgen sein.

Als sie in's Freie hinaustraten, knisterte und knackte es im Hause aller Enden. Hier und da sprangen Fensterscheiben vor der Hitze des sich schnell entwickelnden Brandes. Der noch immer sinnlos berauschte Diener des todten Adjutanten war vor die Thür geschleppt worden. Neben der Schildwache lag er vor der untersten Treppenstufe.

„Sie ernüchtern sich von selbst, wenn es erst zu heiß wird," meinte Quinch boshaft spöttelnd, „werden sie angesengt, ist's ihre eigene Schuld. Verdient haben sie's für ihre Wachsamkeit," und lästerlich vor sich hinfluchend, schritt er mit seinen Bluthunden von Gebäude zu Gebäude, wo Heu, Stroh und Holzvorräthe die Brandstiftung erleichterten. Als die Lohe aus dem Dache des Wohnhauses schlug, hing oberhalb der Fabriken und der dazu gehörigen Schuppen und Stallungen bereits eine schwere Rauchwolke.

Der Feuerruf ging von Haus zu Haus, von Straße zu Straße. Nur spärlich eilten die Einwohner herbei, um die Wirkung des verheerenden Elementes so viel wie möglich einzuschränken. Wer sagte ihnen, wie lange es noch dauerte, bis sie selbst, obdachlos und des Letzten beraubt, zum Wanderstab griffen! Die schrecklichsten der Kriegsfurien, jene finsteren Schutzgeister des Verbrechens, waren entfesselt. Wie viel Blut sollte noch fließen, bevor es gelang, sie zu bändigen, ihre Fackeln zu verlöschen und dem holden Frieden neue Wege anzubahnen!

Sechstes Kapitel.

Wer zu Anfang der sechziger Jahre, also zur Zeit des furchtbaren brudermörderischen Bürgerkrieges, in St. Louis der dem Mississippi zunächst liegenden und mit diesem ziemlich parallel laufenden Straße stromaufwärts so weit nachfolgte, bis an Stelle der zusammenhängenden Häuserreihen vornehm eingefriedigte Gärten mit stattlichen Landhäusern dieselbe begrenzten, dessen Aufmerksamkeit wurde sicher durch einen umfangreichen quadratischen Platz gefesselt, der sich zu seiner freundlich emporblühenden Nachbarschaft verhielt, wie etwa ein griesgrämiger obdachloser Strolch zu einer geschniegelten und gebügelten Gesellschaft in einer Theaterloge ersten Ranges.

Der Gegensatz wurde verschärft, wenn man den Platz, der ein regelmäßiges Häuserviereck hätte tragen können, sogar tragen sollen, ein wenig eingehender prüfte. Zunächst störte der ihn umfriedigende, zwar feste, sonst aber recht ärmlich dareinschauende Palissadenzaun. Seine durch Verwitterung erzeugte langweilige graublaue Farbe erhielt nur da einen etwas munteren Ausdruck, wo muthwillige Kinderhände ihn mit den tollsten Kreidezeichnungen und noch tolleren Bemerkungen schmückten. Außerdem sah man hier statt der benachbarten geschmackvoll angelegten Parkgärten nur einige kleine Kartoffel- und Gemüsefelder, überragt von einem Dutzend Pfirsich- und vielleicht doppelt so vielen Apfelbäumen.

Inmitten dieser wenig anheimelnden Umgebung, und nicht einmal in der richtigen Mitte des umfangreichen Platzes, erhob sich endlich, wie verloren, das Wohnhaus des Besitzers. Auf einem, das Erdreich in Manneshöhe überragenden, aus Feldsteinen gemauerten Unterbau war dasselbe aus behauenen Balken einstöckig errichtet worden und umschloß vier nicht allzukleine Zimmer, sowie eine

Küche nebst schmalem Flurgang. Zwei Giebelzimmer nahmen die Hälfte des Bodens ein, und zu diesen gelangte man von der Küche aus auf einer allerdings festen, im Uebrigen aber zum Halsbrechen recht geeigneten Treppe.

Auch hier war Alles bläulich verwittert, die Holzmauern wie das Schindeldach, nur daß dieses gesprenkelt erschien, indem der Besitzer mit peinlicher Genauigkeit jede schadhafte Stelle alsbald wiederum erneuerte, wogegen die Wände, wo nur immer eine geeignete Fläche es ermöglichte, mit Oelmalereien bedeckt waren, die zwar von keinem übermäßig hervorragenden Talent zeugten, dafür aber in um so grelleren und lebhafteren Farben prangten.

Vier kleine Fenster und eine Thür lagen auf der Vorderseite, ebenso viele nach der Gartenseite hinaus, und diese unterschieden sich dadurch von einander, daß auf der ersteren eine ebenfalls von Schindelwerk überdachte, einfach hergestellte Veranda von dem einen Giebel nach dem anderen hinüberreichte. Nebenbei wurde sie von zwei mächtigen Hickory-Nußbäumen beschattet, deren Jugend mindestens auf die Zeiten des ersten Unabhängigkeitskrieges entfiel. Und so erzeugte das ganze Grundstück den Eindruck, als ob es einst aus den Händen eines anspruchslosen Farmers in die des jetzigen Besitzers übergegangen sei und, trotz der über dasselbe hinauswachsenden Stadt, keine Wandlung erfahren habe. Aus neuerer Zeit stammte ein großer Bretterschuppen, welcher die doppelte Aufgabe einer geräumigen Tischlerwerkstatt und eines Magazins erfüllte.

Ueber die Persönlichkeit des derzeitigen Besitzers wurde man übrigens durch ein oberhalb des Thorweges angebrachtes Brett belehrt, auf welchem die ziemlich verwitterte Inschrift zu lesen war: „Tischlerei und Sargmagazin von Martin Findegern“ — ein echt deutscher Name und eine Firma, die schon über ein Vierteljahrhundert hindurch ihren guten Ruf bewahrt hatte.

Ja, so lange war es her, als Martin Findegern, ein ehrlicher märkischer Tischlergeselle, das seinen Mann ernährende Geschäft begründete, und das geschah in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre. War er schon in der Heimath als schlauer Rechenmeister bekannt gewesen, dem gesunder Mutterwitz überall durchhalf, so darf am wenigsten gemuthmaßt werden, daß besondere Vorliebe für ein abenteuerliches Dasein ihn über das Weltmeer trieb, was denn auch durch sein späteres Leben zur Genüge bestätigt wurde. Ebensowenig hatte er jemals etwas begangen, infolge dessen der heimathliche Boden ihm unter den Füßen zu heiß geworden wäre. Fragte ihn aber Jemand nach der Ursache seines Auswanderns, so lautete die mit bedeutsamem Emporschrauben der Brauen ertheilte Antwort kurz und bündig: „Familienangelegenheiten."

Und Familienangelegenheiten waren es in der That gewesen. Seine einzige Schwester, einst ein auffällig schönes Mädchen, welche unter den erdenklichsten Opfern ihrer Eltern, die ebenfalls der edlen Tischlerzunft angehörten, wie durch eigenen unermüdlichen Fleiß sich zur Erzieherin ausgebildet hatte, war nämlich von einem nicht mehr ganz jungen Geheimrath als Frau heimgeführt worden. Damit erreichte das frühere herzliche geschwisterliche Verhältniß selbstverständlich sein Ende. Nur zweimal hatte Martin nach ihrer Verheirathung das geheimräthliche Haus besucht, und zwar das erste Mal, um sich nach der Heimkehr von der Wanderschaft vorzustellen und in wohlgefügter Rede seine aufrichtigen Glückwünsche darzubringen. Der Empfang mußte indessen von Seiten des Herrn Schwagers ein recht kühler gewesen sein; denn zwei Jahre vergingen, bevor er abermals erschien, um den Herrn Geheimrath gegen die Sicherheit seiner Ehrlichkeit schüchtern um ein mäßiges Darlehen zur Begründung einer eigenen Werkstatt zu ersuchen. Zum Ueberfluß fügte er hinzu,

daß er sich, nachdem er festen Fuß gefaßt habe, nach einer braven Frau mit etwas Geld umzusehen gedenke. Darauf antwortete der Herr Geheimrath, trotz der flehenden Blicke seiner jungen schönen Gattin, ablehnend. Vornehm berief er sich darauf, daß er sich grundsätzlich allen Geldgeschäften fern halte. Unter vier Augen bot er ihm dagegen ein Geschenk in der Höhe von vierhundert Thalern, wenn er sich verpflichte, das Geld zur Ueberfahrt nach Amerika zu verwenden, wo er tausendfach Gelegenheit finde, sich zu Ansehen und Reichthum emporzuschwingen.

In dem Gefühl, daß der Herr Schwager nur darnach trachte, sich auf alle Zeiten seiner zu entledigen, aber auch in dem Bewußtsein, ein derartiges Beiseiteschieben nicht zu verdienen, zumal er sich stets in respektvoller Entfernung von ihm gehalten hatte, ging er nach kurzem Ueberlegen auf das Anerbieten ein. Die Heimath war ihm eben durch das herzlose Verfahren verleidet worden. Am liebsten hätte er dem Geheimrath das Geld vor die Füße geworfen, wäre es ihm nur möglich gewesen, die Mittel zur Ausführung des in ihm angeregten Planes anderweitig aufzutreiben. So landete er denn eines Tages wohlbehalten und mit über dreihundert Thalern in der Tasche in New-York, wo er bald lohnende Arbeit fand.

Sparsam, fleißig und ehrlich, nebenbei von ungewöhnlichem Scharfsinn, legte er einen Dollar nach dem anderen zurück. Daneben aber vorsichtig, sogar mißtrauisch, betheiligte er sich mit seinem kleinen Kapitälchen an einem ihm sicher erscheinenden Unternehmen, wobei er so glücklich war, sein Vermögen im Laufe des ersten Jahres zu versechsfachen. Ohne Sorgen und schlaflose Nächte war es indessen dabei nicht abgegangen, und so beschloß er, um das Erworbene nicht wieder auf's Spiel zu setzen, allen Spekulationen endgiltig zu entsagen.

Neben der Begeisterung für das Tischlergewerbe, be-

seelte ihn der gleichsam fanatische Wunsch, ein Stückchen Land zu besitzen, dessen Eigenthumsrechte gerade bis in den Mittelpunkt der Erde hineinreichten. Da aber der Grund und Boden in der Nachbarschaft von New-York zu theuer, so entschloß er sich, westlich zu ziehen, und wählte zu seinem Ziel St. Louis.

Mit ungefähr achtzehnhundert Dollars in der Tasche und frischem Lebensmuth in der Brust traf er daselbst ein. Vier volle Wochen verwendete er als vorsichtiger Geschäftsmann darauf, sich mit den dortigen Verhältnissen einigermaßen vertraut zu machen und in der Nachbarschaft etwas Umschau zu halten. Die nächste Folge davon war, daß er eines Tages mit einem Farmer, der eine Strecke außerhalb der Stadt Ackerbau und Viehzucht betrieb, sich um dessen sechzig Morgen Land einigte. Fünfzehnhundert Dollars zahlte er an, ebenso viel blieb ihm noch abzuzahlen, und kaum zwei Wochen verstrichen, da hatte er in dem alten hölzernen Wohnhause seine Werkstatt eingerichtet.

Anfänglich war sein Erwerb ein kümmerlicher, indem er darauf angewiesen war, bei benachbarten Farmern in der Vorstadt Arbeit zu suchen. In demselben Maße aber, in welchem er als gewissenhafter Meister bekannt wurde, mehrten sich auch seine Aufträge, so daß er schon nach Ablauf des ersten Jahres einen Theil seiner Schulden abzutragen vermochte. Nur einen Kummer hatte er, und der bestand darin, daß er, ursprünglich eine gesellige Natur, seine Tage in tiefer Einsamkeit zu verleben gezwungen war, außerdem aber die Zeit ihm fehlte, die kleinen Gartenfelder und tragfähigen Obstbäume hinter dem Hause nach Gebühr auszunutzen. Doch auch darüber half ein glücklicher Zufall ihm hinweg.

Nach vollbrachtem Tagewerk von der Stadt heimkehrend, sprach er in einer Schänke vor, um daselbst mit einem Glase Bier sich zu erquicken. Nebenbei hatte ihn Musik

angelockt, und als er eintrat, wurde er eines mit ihm ungefähr gleichalterigen Mannes ansichtig, der sich durch wildes braunes Lockenhaar, einen stolz emporgedrehten starken Schnurrbart nebst Knebelbart auszeichnete. Ziemlich schäbig gekleidet, hielt er auf den Knieen eine große Ziehharmonika, welcher er mit erträglicher Gewandtheit die allerschönsten Heimathweisen entlockte.

Ueber sein Glas hinweg beobachtete Martin Findegern den Virtuosen lange aufmerksam. Hin und wieder schüttelte er den Kopf zweifelnd, um indessen alsbald wieder, die Blicke auf den Fremden gerichtet, in tiefe Betrachtungen zu versinken.

Endlich ließ der Virtuose in seinen Vorträgen eine Pause eintreten. In würdevoller Haltung mit einem Notenblättchen von Tisch zu Tisch schreitend, gelangte er auf seinem Rundgange auch zu Martin Findegern. Pünktlich legte dieser das bereit gehaltene Fünfcentstück auf das Papier, bemerkte aber, indem er scharf zu dem vor ihm Stehenden aufsah: „Es sollte mich nicht wundern, hätten wir uns früher schon gesehen."

„Habe nicht die Ehre," versetzte der Fremde, das Gesicht geringschätzig halb abkehrend, infolge dessen Martin Findegern deutlich zwei lange Narben unterschied, die sich auf seiner linken Wange kreuzten.

„Doch, doch, Mann," erklärte Martin dringlicher, „ich könnte d'rauf schwören. Die beiden Schmarren in Ihrem Gesicht sind mir unvergeßlich."

„Wo sollten wir einander begegnet sein?" hieß es noch immer vornehm herablassend zurück, und wie im Spott senkte sich der eine Mundwinkel sammt der betreffenden Schnurrbarthälfte.

„Bless you, Mann, in Heidelberg," erklärte Martin Findegern lebhaft. „Jetzt entsinne ich mich auch Ihres Namens. Krehle nannte man Sie, als es sich darum handelte,

Zeugenaussagen zu bestätigen. Das war ja eine fürchterliche Schlägerei zwischen Studenten und Handwerksburschen, und wenn Sie mir damals mit Ihrem ungehörig schweren Stock den Schädel nicht in Scherben brachen, so lag es sicher nicht an Ihrem guten Willen. Hatte ich doch kaum noch die Kraft, Sie über den Kopf zu schlagen, daß Ihnen das Blut über die Stirne lief; und das Ende vom Liede war: ich mußte drei Tage brummen."

Mehr und mehr hatten bei diesen eifrigen Mittheilungen Krehle's Züge sich erhellt. Ein Anflug von Wehmuth trübte gleich darauf seine Augen, und als Martin schloß, da knüpfte er an dessen letzte Bemerkung mit den Worten an: „Und mir wurden vierundzwanzig Stunden Carcer zuerkannt. Doch gleichviel, der empfangene Schlag hat wenigstens in dieser Angelegenheit mein Gedächtniß verschärft, und ich müßte mich sehr irren, wenn Sie nicht ein gewisser Findegern wären."

„Martin Findegern, wie er leibt und lebt," bestätigte dieser sichtbar herzlich erfreut, und treuherzig reichte er dem früheren Gegner die Hand, „und wenn mir seit langer Zeit wieder einmal eine angenehme Ueberraschung widerfuhr, so geschah das heute, als ich die beiden Schmarren in Ihrem Gesicht wieder erkannte."

Und wie Martin Findegern, offenbarte nunmehr auch Krehle seine Befriedigung, Jemand gefunden zu haben, mit dem er gemeinschaftlich der alten Zeiten gedenken könne. Dann aber dauerte es nicht lange, da saßen die einstigen Todfeinde in angelegentlichem Gespräch vertraulich beieinander. Das Ergebniß dieser, wohl eine Stunde dauernden Unterhaltung war, daß Doktor Arminius Krehle, wie er sich stolz nannte, mit dem Wanderstabe in der rechten Hand, und die Ziehharmonika unter dem linken Arm — seine ziemlich schlaffe Reisetasche trug Martin Findegern — diesen nach Hause begleitete, um sich nicht

mehr von ihm zu trennen. Als Bedingung war zwischen ihnen vereinbart worden, daß Doktor Krehle die Pflege des Gartens und der Obstbäume zu übernehmen habe, wofür Martin Findegern ihm ein seinen Bedürfnissen entsprechendes Monatsgehalt zusagte. Da indessen mit dieser Beschäftigung Krehle's Zeit nicht ganz ausgefüllt wurde, so versuchte er es mit dem Schreiben von Zeitungsartikeln, jedoch nur so lange, bis er sich von der Nutzlosigkeit seines Strebens überzeugte. Seine Anschauungen paßten eben nicht für die amerikanischen Verhältnisse. Dann verfiel er auf die Idee, eine Schmetterlingssammlung für den Verkauf nach dem Auslande anzulegen, allein auch damit wurde es nichts, weil die selteneren Falterarten ihm zum Zweck des Aufgespießtwerdens nicht zufliegen wollten. Nach diesen bitteren Täuschungen entschloß er sich endlich schweren Herzens, ebenfalls zu einem Handwerk zu greifen. Er begann damit, sich in das Geheimniß des Lackierens der von Martin Findegern angefertigten Möbel einweihen zu lassen. Der Erfolg war ein überraschender. Außerdem aber entdeckte er bei dieser Gelegenheit sein Talent zum Malen, welches er in seinen zahlreichen Mußestunden zur eigenen Befriedigung und Martin's ungeheuchelter Bewunderung mit lobenswerthem Eifer pflegte. Sein erstes Meisterwerk bestand darin, daß er auf einem Brett oberhalb der Hausthür das Bildniß einer Riesenschnecke herstellte, welche ihr in allen Regenbogenfarben prangendes Haus auf dem Rücken trug, eine von Martin Findegern dankbar anerkannte Anspielung, weil er selber nicht nur sein Haus, sondern auch den ganzen wüsten Platz am liebsten überall hin mit sich herumgeschleppt hätte. So war er auch vollkommen zufrieden damit, daß sein Heimwesen von da ab den Namen „Schneckenhaus" führte. Nach dieser ersten gelungenen Probe entstanden darauf, wo nur immer eine geeignete Fläche sich innerhalb und außerhalb des Hauses

bot, zahlreiche charakteristische Gemälde, namentlich Portraits Findegern's in allen denkbaren Stellungen, an welchen die beiden Gefährten sich in gleichem Maße erfreuten.

Aus den beiden Haus- und Arbeitsgenossen wurden solcher Art zwei Freunde, die trotz der Verschiedenartigkeit ihrer Bildungsstufe und Ansichten mit unverbrüchlicher Treue aneinander hingen. Wenn aber diese Verschiedenartigkeit häufig zu bösem Hader führte, der in vielen Fällen mit einer gegenseitigen Kündigung auf sofort endigte, so kühlten die Gemüther sich andererseits jedesmal ebenso schnell wieder ab, wie sie sich erhitzten, und Alles ging seinen gewohnten ruhigen Gang. Doch so eng sie miteinander verbunden sein mochten: eine Kluft blieb zwischen ihnen bestehen, nämlich daß statt der vielleicht wohl angebrachten Brüderschaft das etwas förmliche: „Herr Doktor Krehle" und „Herr Martin Findegern" fortan Geltung behielt.

Zehn Jahre waren verstrichen, als Martin Findegern gezwungen war, zum Zweck der Weiterführung und Neuanlage von Straßen, einen Theil seines Besitzthums — selbstverständlich gegen hohe Entschädigung — an die Stadt abzutreten. Doktor Krehle nannte es ein glänzendes Geschäft, natürlich der Grund zu einem ernsten Zerwürfniß, wogegen Martin Findegern thränenden Auges überwachte, wie sein Land zu einem regelmäßigen Viereck beschnitten wurde. Er beruhigte sich indessen sehr bald, nachdem die ihm gebliebene, noch immer sehr ansehnliche Fläche, laut Kontrakt mit einem acht Fuß hohen festen Palissadenzaun eingehegt worden war. Seine Befriedigung erhöhte, daß er von jetzt ab die Grenzen seines Eigenthums so viel leichter zu übersehen vermochte.

Durch den erheblichen baaren Vermögenszuwachs war er freilich in die Lage gerathen, eine Familie ohne viele Sorgen ernähren zu können; leider stand er aber schon in

einem Alter, in welchem man wählerisch wird. Und wie für den Doktor Krehle, war es auch für ihn selbst ein unerträglicher Gedanke, die Herrschaft auf seinem Grund und Boden mit einer noch so sanftmüthigen Hausehre theilen zu müssen.

Abermals gingen fünf oder sechs Jahre dahin, und aus der Tischlerei war längst eine Sargfabrik geworden, für welche sogar mehrere Meister in der Stadt arbeiteten, als eines Tages ein pfiffig dareinschauender Amerikaner bei Martin Findegern erschien und ihm vierzigtausend Dollars für seine Besitzung bot.

Obwohl freudig erstaunt, schüttelte Martin den Kopf und erklärte mit verschmitztem Augenblinzeln, daß er sein Land nicht gekauft habe, um es wieder aus den Händen zu geben.

Der Amerikaner erhöhte sein Gebot um fünftausend Dollars, und abermals und immer wieder, bis er endlich die Summe von achtzigtausend erreichte; jedoch nur um ebenso oft von dem nicht minder pfiffigen Martin zu hören, daß er um das Geld betrogen und bestohlen werden könne, wogegen es schon einen recht kräftigen Mann erfordere, um auch nur einen Sack voll Erde von seinem Grundstück heimlich davonzutragen, und damit war die Sache erledigt.

Jahre gingen dahin und näher rückte die Stadt seiner geliebten Scholle, als ihm, wiederum unerwartet, der Vorschlag zuging, sein Grundstück, ohne viel zu feilschen, für hundertundfünfzigtausend Dollars hinzugeben.

„Nicht für doppelt so viel," entschied Martin Findegern zu Doktor Krehle's Entzücken, der für seine Kunsterzeugnisse fürchtete, und weiter lebte er mit dem von ihm unzertrennlichen Gefährten nach alter Weise, ohne sich jemals nach einer Aenderung seiner äußeren Lage zu sehnen. Das Einzige, wozu er sich entschloß, bestand darin,

daß er eine schwarze Aufwärterin annahm, welche den Tag über seinem bescheidenen Hauswesen vorstand, jedoch des Abends sich jedesmal wieder entfernte.

Jahr auf Jahr verstrich, und mit jedem einzelnen wuchsen und befestigten sich die Seltsamkeiten der beiden alternden Junggesellen. Jahr auf Jahr und nach Tausenden zählten die Menschen, welchen Martin ihr letztes Haus gebaut und Doktor Krehle es kunstgerecht lackiert hatte. Die Stadt, und zwar deren schönster Theil, schob sich an dem Palissadenzaun vorbei und neue erhöhte Angebote ergingen an Martin Findegern, ohne daß sein fester Wille dadurch erschüttert worden wäre. Als er aber endlich viermalhunderttausend Dollars mit einer Miene ablehnte, als ob es sich um einen Korb Hobelspäne zum Anheizen gehandelt habe, da nannte man ihn verrückt. Höchstens erkundigte man sich noch unter der Hand, ob er den Schandflecken der Stadt nicht aufgeben wolle, um sich mit einem soliden Vermögen zur Ruhe zu setzen, und immer vergeblich.

So war das Jahr 1862 herangekommen, also das zweite des mit wachsender Erbitterung geführten Bürgerkrieges, als das patriarchalische Leben der beiden innig verbundenen Genossen eine nichts weniger als willkommene Störung erleiden sollte.

Mit Europa hatte Martin Findegern seinen ohnehin spärlichen Briefwechsel gänzlich aufgegeben, nachdem ihm die betrübende Kunde von dem Tode seiner Schwester übermittelt worden war. Das geschah vor acht Jahren, mithin lange genug für ihn, die ganze überseeische Verwandtschaft zu vergessen. Sich bei dem geheimräthlichen Schwager nach dessen drei Kindern zu erkundigen, hielt er für überflüssig, weil er glaubte, auf keine Antwort rechnen zu dürfen, und so gedachte er auch ihrer, die er nie kennen lernte, kaum noch beiläufig.

— — — — — — — — — — — —

Frühling war es und ein so lieblicher Nachmittag, wie er unter jenen bevorzugten Breiten nur denkbar. Die Pfirsich- und Apfelbäume hinter dem Schneckenhause blühten üppig und verheißend. Auf den breiten Landflächen, die unbestellt blieben, grünten dagegen Unkraut und Brombeerranken um die Wette mit den jungen Pflanzen auf den nach Schnur- und Winkelmaß sich aneinander reihenden Beeten. Träge hing das Sternen- und Streifenbanner von dem hohen Flaggenmast nieder, welchen Martin bald nach Ausbruch des Krieges aus Patriotismus für den Norden und zum Hohn der in St. Louis lebenden zahlreichen Seccessionisten errichtet hatte, um jede von den Unionisten gewonnene Schlacht durch deren Hissen feierlich begrüßen zu können.

Mit der Anfertigung eines Sarges für das Magazin beschäftigt, während Doktor Krehle einen anderen mit großer Sorgfalt lackierte, hatte er eben Vesperschicht gemacht, um mit diesem beim Glase Bier ein halbes Stündchen zu verplaudern. Auf der Hobelbank saß er, neben sich ein Zeitungsblatt — seit Ausbruch des Krieges waren die beiden alten Junggesellen eifrige Politiker geworden — dessen Inhalt den Stoff für ihr Gespräch bildete.

Von guter Mittelgröße, hager, dabei aber kräftig und sehnig gebaut, mit dem gefältelten weißen Hemde — er hielt nämlich nach amerikanischer Sitte auf feine Wäsche — ferner mit der blauen Latzschürze und den bis über die Ellenbogen emporgerollten Aermeln war Martin Findegern nicht nur eine selbstbewußte, sondern auch ansehnliche Erscheinung. Trotz des respektablen Alters von achtundfünfzig Jahren, verrieth sich in seiner Beweglichkeit noch immer eine gewisse Jugendfrische. Seinem länglichen, hageren Gesicht mit den klugen blauen Augen und der wunderbar spitz in die Welt hinausragenden, etwas schief gerathenen großen Nase gereichte zur besonderen Zierde ein pinselartiges Bärtchen

von zweifelhafter Farbe, welches sich unterhalb des Kinns keck hervorschob.

Gutmüthigkeit war der Hauptausdruck dieses wunderlichen Antlitzes; daneben aber machte sich ein eigenthümlicher Zug von Verschlagenheit geltend, so daß man bei der ersten oberflächlichen Bekanntschaft nicht recht wußte, welcher von diesen Eigenschaften der Vorrang gebührte. Sein mit Weiß gemischtes röthliches Haar bedeckte ein schwarzer Cylinderhut — eine andere Kopftracht kannte er nicht — den er, so oft eine Pause in der Arbeit eintrat, mit großem Bedacht auf seine feuchte und daher gegen Erkältung empfindliche Stirn drückte.

Vor ihm auf einem des Anstrichs harrenden Sarge saß Doktor Arminius Krehle, neben sich ein Glas Bier und zwischen den Zähnen eine echt deutsche lange Pfeife mit verschossenen Seidenquasten. Seitdem er zum ersten Male wieder mit Martin Findegern zusammentraf, hatte er sich im Aeußeren nur wenig verändert. Da war dasselbe braune, jetzt freilich mit einigen Silberfäden durchzogene lockige Haar, derselbe Bartschnitt, wie er ihn schon als flotter Bursche getragen haben mochte, und da waren vor allen Dingen dieselben braunen Augen, die in einer Weise schauten, als ob ihm das ganze Erdenrund unterthan gewesen wäre. Von einem bestimmten Ausdruck seines runden, fleischigen Gesichtes ließ sich eigentlich nichts Zuverlässiges behaupten. Unzweifelhaft war nur der einer unerschütterlichen Gemüthsruhe, wie sie seiner zur Wohlbeleibtheit hinneigenden kurzen Gestalt entsprach und sich dem lebhafteren Freunde gegenüber leicht bis zu dessen Verzweiflung steigerte.

Martin hatte eben einen Kriegsbericht vorgelesen und seine kurze Pfeife mit dem Porzellankopf in Brand gesetzt, worauf er, die Brauen nach der Stirn hinaufschraubend und mit dem rechten Auge listig blinzelnd, seine Erörte-

rungen mit den Worten eröffnete: „Sie können glauben, Herr Doktor, diese gelegentlichen Rückwärtsbewegungen der Unionisten sind nur darauf berechnet, den Feind in eine Falle zu locken."

Krehle drückte mit dem kleinen Finger die Asche in seiner Pfeife nieder, senkte den linken Mundwinkel sammt Schnurrbarthälfte tief herab, die bekannte Bewegung, welche Martin auf hundert verschiedene Arten deutete und verabscheute, und antwortete empörend gleichmüthig: „Die Unionisten gehen ohne Zweifel bis über Washington hinaus zurück, damit die Seccessionisten mit aller Bequemlichkeit in die Landeshauptstadt einziehen können."

„Bless you, Herr Doktor," versetzte Martin, welchem die Zornesröthe in's Antlitz stieg. „Wüßte ich nicht, daß Sie im Herzen auf Seiten der Nördlichen stehen, möchte ich Sie für einen Rebellen halten. Es sollte mich kaum wundern —"

Das Bellen des Hofhundes, welches Fremde anmeldete, unterbrach ihn; Beide spähten durch das Fenster nach dem Thorwege hinüber.

„Ein wunderbar kluges Thier, dieser Hobel; meldet die Leute, bevor sie die Pforte geöffnet haben," bemerkte Martin, und nachdenklich betrachtete er den durch seinen Namen der Tischlerzunft eingereihten Hund, welcher auf Grund seines Aeußeren wie seiner Seltsamkeiten mit Fug und Recht als der Dritte im Bunde bezeichnet werden durfte. Ungewöhnlich groß und gänzlich schweiflos, nebenbei ein Ausbund von Häßlichkeit, zählte er zur Sippe der Schlächterhunde. Seinen Dienst versah er mit erträglicher Gewissenhaftigkeit, und was er sonst noch verstand, beschränkte sich auf die ihm von Krehle mit großer Geduld beigebrachte Kunst, auf ein gegebenes Zeichen sich auf derselben Stelle im Kreise zu drehen und lustig bellend mit den Zähnen nach seinem abhanden gekommenen Schweif zu schnappen.

Endlich öffnete sich die Pforte zögernd, als hätten die betreffenden Besucher vor ihrem Eintritt noch einige berathende Worte gewechselt, und herein schritten zwei Herren und eine Dame, die nach flüchtiger Umschau die Richtung nach dem Schneckenhaus hinüber einschlugen.

„Die sehen nicht aus, als kämen sie, um sich einen Sarg zu bestellen," meinte Krehle, die Fremden aufmerksam betrachtend.

„Die nicht," bestätigte Martin; „aber sie spähen um sich, als ob sie den Werth meines Grundstückes abschätzten. Wahrscheinlich Kauflustige."

„Ist ein gutes Geschäft zu machen, so würde ich an Ihrer Stelle darauf eingehen," bemerkte Krehle gleichmüthig.

Martin Findegern schleuderte ihm einen Zornesblick zu, indem er erklärte: „Heimleuchten will ich ihnen, daß ihnen die Kauflust auf ewig vergeht."

Schnell drückte er den Hut, den er eben abgelegt hatte, wieder auf sein Haupt, und in der Absicht, den Fremden dadurch den Weg zu zeigen, trat er in's Freie hinaus.

Die sich Nähernden waren Martin's kaum ansichtig geworden, als sie ihre Schritte auf ihn zulenkten, jedoch in den Bewegungen immer noch Zweifel verriethen. Er gewann dadurch Zeit, sie eingehender zu prüfen, nicht minder Krehle, der sie schadenfroh durch das Fenster betrachtete.

Zwei stattliche junge Männer waren es, die am wenigsten wie Geschäftsleute aussahen, dagegen in Haltung wie Bekleidung ein besseres Herkommen verriethen. Weit jünger als sie, höchstens siebenzehn Jahre alt, war ihre Begleiterin, deren Blicke, nach den lebhaften Bewegungen des mit einem kleidsamen Strohhut bedeckten Hauptes zu schließen, kindlich neugierig in alle Richtungen

flogen, bis sie endlich auf der blauen Schürze und dem hohen schwarzen Hut haften blieben.

Je näher die jungen Leute kamen, um so durchdringender starrte Martin auf die drei hübschen Physiognomien. Es war, als hätte er in denselben nach etwas gesucht. Unwillkürlich nahm er die erloschene Pfeife aus dem Munde, sie hinter dem Schürzenlatz bergend. Einen plötzlich erwachten Argwohn vergeblich bekämpfend, bemerkte er kaum, daß die beiden jungen Männer ihn höflich begrüßten, und das Mädchen, eine schlanke, freundliche Gestalt mit holdselig erröthendem fröhlichen Kinderantlitz, sich anmuthig verneigte. Den Rand seines Hutes als Gegengruß mit den Fingern nachlässig berührend, fragte er eintönig, womit er dienen könne, dann wechselte er die Farbe. Scharfsinnig hatte er entdeckt, daß die Fremden mit einem Ausdruck auf ihn hinsahen, welchem unzweideutig Enttäuschung zu Grunde lag.

(Fortsetzung folgt.)

Ihr Geheimniß.

Novelle

von

Georg Hartwig.

(Nachdruck verboten.)

1.

Ueber Nacht hatte es stark gewittert. Jetzt in der Frühe brach der Sonnenball wie ein strahlendes Freudenantlitz durch das fliehende Wolkenheer und trieb es im Fluge auseinander. Nun blauete der Himmel, die Vögel sangen in den frisch aufgeblühten Jasminsträuchern, zwischen den schlanken Gräsern funkelten die letzten Regentropfen und aus den Kelchen der halb entfalteten Rosen stieg ein wonnesamer Duft zum Morgenlicht empor.

In der Geißblattlaube am Weiher, auf welchem weiße Schwäne träge dahinzogen, klirrten die Kaffeetassen unter der Hand des ordnenden Dieners. Zwei kleine Mädchen im Alter von sechs und sieben Jahren standen harrend am Eingang der Laube und verfolgten mit ungeduldigem Eifer die Ausschmückung des Frühstückstisches. Jetzt setzte der alte, im Dienst ergraute Johann die silberne Platte mit der buntbemalten Kanne und dem weitbauchigen Sahnetopfe nieder, überzeugte sich noch einmal von dem Inhalt der Zuckerdose, rückte die Schale mit Honig etwas mehr in den Vordergrund, schob vier Stühle regelrecht an den Tisch heran und sagte endlich lächelnd: „Nun können wir die Mama rufen!“

Wie im Sturm flog das goldlockige Schwesternpaar davon, dem Hause zu. „Mama, Mama — der Kaffee ist fertig! Komm!“

Sofort öffnete sich ein Fenster zu ebener Erde, und ein Frauenkopf nickte freundlich durch die weißen Spitzenvorhänge. „Ich komme. Wo ist der Vater?“

„Papa ging vor einer Weile mit dem Gärtner in's Gewächshaus,“ rief Alma, die Aelteste, noch ziemlich athemlos vom schnellen Lauf.

„Er sagte, er käme gleich zurück,“ fiel Asta, die Jüngere, ein, ihre Locken aus der heißen Stirn streichend. „Du solltest nur immer herauskommen, Mama!“

Die junge Frau hatte den Schluß dieser Aufforderung nicht mehr abgewartet. Sie trat bereits aus der Hausthür auf die von Weinlaub umrankte Veranda.

„Da bin ich. Guten Morgen, meine lieben —“

Sie kam nicht weiter. Beide Kleinen hielten mit ihren Armen die Mutter umfangen und zogen deren glücklich lächelndes Haupt zu sich nieder.

„Guten Morgen, Mama! Guten Morgen, liebe Mama!“ riefen sie, derselben Hände und Lippen mit jugendlichem Ungestüm küssend. „Heute siehst Du aber schön aus!“ Sie traten zurück und bewunderten das weiße Morgenkleid mit den leuchtenden rothen Schleifen. „Und wie Deine Augen strahlen!“

„Närrchen!“ sagte die erröthende junge Frau, ihre beiden Töchter an den Händen fassend und mit ihnen den Gartensteig nach der Laube hinabschreitend. „Heute ist ja unser Hochzeitstag. Heute sind Papa und ich acht Jahre verheirathet.“

„Gab's da auch so hohe Kuchen mit weißem Zuckerguß und buntem Zuckerzeug daran,“ fragte die zierliche Asta, ihre rosige Wange an der Mutter Kleid schmiegend, „wie neulich bei Tante Wredow?“

Die junge Frau nickte lebhaft. „Auch Baumkuchen gab's — gewiß!" Sie wurde plötzlich ernst und drückte ihrer Kinder Hände fester in den ihrigen.

„Mama, wie schön mußt Du als Braut ausgesehen haben!" rief Alma entzückt. „Trugst Du auch so einen grünen Kranz mit langem Schleier?"

„Natürlich! Wollt ihr den Kranz nachher einmal ansehen?" fragte die junge Frau bewegt. „Ich habe ihn sorgsam aufgehoben neben Papa's weißem Rosenstrauß, den er mir damals schenkte."

Ihre Stimme war sehr weich geworden.

„Da kommt Papa! Guten Morgen, Papa! Wir gratuliren zu Deinem Hochzeitstage!" Die beiden Kleinen machten sich frei und stürmten einer hohen Männergestalt entgegen, welche soeben raschen Schrittes aus dem dichtverwachsenen Boskett trat.

Sein erster Blick streifte die reizvolle Erscheinung seiner Gattin, die ihm strahlenden Blickes entgegenlächelte. Wie sie jetzt vor ihm stand, die schöne Gestalt, mädchenhaft zart geschmückt, das längliche, von sanfter Röthe übergossene Antlitz erwartungsvoll gehoben, dieses süße Antlitz mit den tiefblauen Augensternen und den feinen, vor Erregung bebenden Lippen, da quoll der Strom seiner Liebe mächtig über. Egon v. Wartenberg trat zu seinem Weibe und küßte, sie in die Arme schließend, ihren Mund mit fast bräutigamswarmer Innigkeit.

„Erika, meine geliebte Erika! Noch viele, viele Jahre, wie diese, welche hinter uns liegen!"

Sie drückte sich stumm an seine Brust.

„Vorausgesetzt," fuhr er scherzend fort, „daß Du diese acht Jahre neben mir erträglich fandest."

„O Egon —" Ihre Stimme versagte. Thränen füllten ihre Augen.

„Ich muß doch einmal ein ernstes Wörtchen mit Dir

sprechen," sagte der Freiherr mit vorwurfsvoller Zärtlichkeit. „Diese Neigung zur Melancholie darf nicht mehr zunehmen. Sieh, was ich Dir mitgebracht habe! Gib her!" rief er in's Gebüsch zurück.

Der Gärtner trat mit stolzem Selbstbewußtsein zu dem Gutsherrn, welcher ihm rasch einen Blumentopf abnahm und ihn seiner Gattin überreichte.

„O!" riefen auch die Kleinen, sich auf die Fußspitzen erhebend.

„Eine Erika für eine Erika!" sagte Egon.

Es war ein Prachtexemplar von erstaunlicher Fülle und Größe.

„Ja, der gnädige Herr hat schon ein ganzes Jahr seine Freude daran gehabt," schmunzelte der Gärtner geschmeichelt. „Jeden Morgen war sein erster Gang zur Erika. Wie habe ich sie vor der gnädigen Frau verstecken müssen! Ich war immer in Angst, die Frau Baronin möchten 'was merken."

„Nein, Friedrich," sagte Erika mit erglühten Wangen, „daran dachte ich nicht. Aber ich danke Ihnen für Ihre Mühe."

Der Gärtner zog sich, ganz roth vor Freude über das Lob, zurück, während der Hausherr seiner Gattin den Arm reichte, sie zum Frühstückstisch zu führen. Lustig sprangen die Kleinen voran.

„Egon, Du bist so gut," flüsterte sie. „Ich verdiene es nicht."

„Aber ich verdiene jetzt eine Tasse Kaffee," lehnte er scherzend ab. „So, hier steht meine Gabe, hier können wir sie Alle sehen und bewundern."

Die junge Frau waltete ihres Hausfrauenamtes mit unbewußter Anmuth. Aufmerksam verfolgte sie die Bedürfnisse der Ihrigen, jeden Wunsch schon im Entstehen errathend. Ihre weißen Hände regten sich lautlos und doch immer geschäftig, bis das Kinderpaar aufstand.

„Jetzt gib uns Brod, Mama, für die Schwäne — ja?"

Nach Empfang desselben sprangen sie nach dem Weiher, über dessen blauer Fläche ein Heer von Insekten summend schwärmte.

Das Ehepaar blieb allein zurück.

Egon beobachtete unbemerkt die Schatten einer unbegreiflichen Veränderung in den Gesichtszügen seiner Gattin. Ihr Antlitz, fest und schwer in dem aufgestützten Arm ruhend, war mit tieftraurigem Ausdruck dem blühenden Blumentopf in der Mitte des Tisches zugewandt. Welch' ein Reichthum von Gefühl sprach daraus, von Liebe und von —

Egon berührte ihre Hand.

Sie schreckte zusammen und fast augenblicklich umspielte das gewohnte freundliche Lächeln Erika's Lippen. „Wie Du mich erschreckst," sagte sie kopfschüttelnd.

„An was dachtest Du?" fragte er, ihre Hand liebkosend.

Sie erröthete. „Du wirst schelten —"

„Schelten? Und noch dazu heute?" rief er vorwurfsvoll. „Im Uebrigen, weißt Du nicht, wie lieb mir Offenherzigkeit ist? Nein, das soll kein Tadel sein," unterbrach er sich zärtlich, als ihre Finger mißbilligend sich zusammendrückten. „Wann hättest Du mir je etwas verschwiegen! Oder ich Dir! Also an was dachtest Du?"

Sie zauderte. Ihre Wangen waren erblaßt. Aber an diesen schnellen Wechsel ihrer Gesichtsfarbe gewöhnt, übersah ihn der Freiherr. „Ich dachte an das, was ich war — und an das, was Deine Liebe aus mir gemacht hat."

„Ob ich es nicht vorher wußte!" rief der Freiherr lachend.

„Nein, das weißt Du nicht," sagte Erika mit fester Betonung, „Du kannst nicht wissen, welche Rückerinne-

rungen mich so oft im Anschauen Deiner Güte, Deines Reichthums überwältigen. Hoffnungslos, ein armes, abhängiges Geschöpf, welches vor jeder Laune des Schicksals zu zittern gezwungen war, der Noth preisgegeben, so sahst Du mich, so fandest Du mich."

„Das heißt, ich sah an einem Sommerabend ein auffallend schönes, sittsam gekleidetes Mädchen neben dem Fahrstuhl eines alten, keifenden Weibes einhergehen, sanftmüthig, geduldig, wie ein Engel. Um Dich zu quälen, warf die Alte von Zeit zu Zeit Taschentuch, Buch, Handschuhe, und was sie sonst besaß, zu Boden, und Du bücktest Dich unzählige Male darnach, ohne einen Vorwurf laut werden zu lassen. Zuletzt behauptete sie gar, ihre Brille unterwegs verloren zu haben, und schickte Dich eine weite Strecke zurück."

„Es waren viele Menschen auf der Promenade, ich fürchtete mich, allein —"

„Ja, es schien, als ob Du Dich weigertest. Aber dann siegte die rohe Gewalt — Du gingst und ich mit Dir."

„Auf dem Rasen fand ich das abgenutzte Futteral ohne Brille."

„Ich hatte mich Dir noch nicht genähert, als aber jetzt ein junger, vorlauter Mensch Dich zu belästigen begann —"

„Sah ich Dich als Schutzgeist plötzlich an meiner Seite stehen und —"

„Zwangst mich, sofort und ohne Besinnen mich in Dich sterblich zu verlieben."

Ihre Augen leuchteten. „Du trafst uns wieder im Freien und wieder, sprachst meine hartherzige Brodgeberin an und endlich —"

„Endlich machte ich Dir begreiflich, daß nichts Anererbtes im Stande sei, Deinen Vollbesitz mir zu ersetzen, und so kamst Du denn zu der Einsicht, daß es sich im

Arm der Liebe besser leben ließe, als unter der Abhängigkeit eines zanksüchtigen, boshaften alten Weibes."

Sie schlang ihre Arme um seinen Hals. „Aber ich war armer Leute Kind —"

„Hochachtbarer — und das ist die Hauptsache," sagte er, ihr blondes Haupt an sich drückend. „Auf dem Namen Deiner frühverstorbenen Eltern ruht nicht der geringste Makel."

„Nein," sagte sie gepreßt.

„Nun, siehst Du! Arm und unbescholten ist genau dasselbe wie reich und unbescholten. Ich weiß, was Dich augenblicklich bedrückt, aber ich sage Dir vorher, daß die engherzigen Anschauungen und Anfeindungen weitläufiger Verwandten mich noch nicht einen Augenblick gekränkt haben. Hast Du denn noch immer nicht volles Vertrauen zu mir fassen können?"

„O, immer!" flüsterte sie hastig aufschauend.

„Nun, so unterdrücke diese trübsinnigen Anwandlungen. Du bist mir lieb und werth wie nichts auf der Welt, Du bist mein Glück, mein Stolz, ein würdigstes Mitglied unserer Familie."

Es kämpfte etwas gewaltig in ihr. Zuletzt stockte ihr der Athem für Sekunden. Es war, als hätte sie einen Entschluß gefaßt. „Und wenn ich —" murmelte sie, seine Hand heftig an ihre Brust drückend.

„Und wenn Du zehnmal der Abkömmling eines alten Namens wärest und nicht die Waise eines armen Gerichtsschreibers — ich könnte Dir nicht mehr Hochachtung und Liebe entgegenbringen," fiel er mit entschiedenem Nachdruck ein. „Dieses Thema ist jetzt zum letzten Mal erörtert, Erika!" Er war aufgestanden. Ein eigener strenger Zug veränderte sein Antlitz. „Hörst Du? Ich spreche nie wieder darüber und wünsche auch, daß Du nie wieder darüber nachsinnst. Es ist dies eine Beleidigung für mich."

Sie sprang hocherregt auf und stürzte an seine Brust. Ein Thränenstrom brach aus ihren Augen.

„Soll ich nicht so hart mit Dir in's Gericht gehen, kleine, sentimentale Frau?" fragte er bewegt, ihre Wange küssend. „Weißt Du auch, daß Thränen eine schlechte Vorbedeutung für das künftige Jahr sind?" schloß er neckend.

Sie trocknete hastig die Wimpern. „Das darf es nicht." Aber es durchschauerte sie doch eigenthümlich kalt „Ich verspreche Dir —"

„Mama," rief Asta mit klagender Stimme, „Alma hat mir ein Stück Brod fortgenommen!"

Erika fuhr zusammen. „Fortgenommen? Wer?"

Die kleine Sünderin stand mit verlegener Miene da.

„Wer hat etwas fortgenommen, was ihm nicht gehört?" rief Erika, mit einer ihr sonst fremden Leidenschaftlichkeit um sich schauend. „Wie darfst Du es wagen —"

„Ich bitte Dich, ein Scherz vielleicht," begütigte Egon, erstaunt über die hochgradige Erregung seiner Gattin.

„Gib das Brod zurück!" sagte Erika mit zitternder Stimme. „Gleich, auf der Stelle! Und nimmst Du noch einmal, was Dir nicht gehört —"

Er betrachtete ihre flammenden Augen, ihre glühenden Wangen verwundert. „Erika!"

Sie zuckte zusammen. Das laute Weinen des Kindes drang ihr in's Herz.

„Geht!" murmelte sie leise. „Vertragt euch und habt euch lieb!" —

2.

Vier Wochen später war der Baron in's Seebad gereist.

Auf ihren dringenden Wunsch war Erika mit ihren

Töchtern zurückgeblieben auf dem schönen, stillen Landsitz, den sie so ungern auch nur für Stunden verließ.

Dort wandelte sie zwischen den Laubengängen mit dem beglückenden Gefühl ungestörter Einsamkeit umher, am Weiher entlang oder weit hinein in den ausgedehnten Park, dessen dicht verwachsenes Dach jedem heißen Sonnenstrahl wehrte.

In diese herzerquickende Einförmigkeit brachten die Briefe ihres Gatten die schönste Abwechselung. Er fühlte sich zusehends munterer und gestärkt, daneben aber auch voll wachsender Sehnsucht nach Weib und Kind.

Endlich zeigte eine Postkarte die Stunde an, zu welcher er nach Wartenberg zurückzukehren gedachte. Des Jubels der Kinder war kein Ende. Auch Erika breitete mit demselben leidenschaftlichen Entzücken ihre Arme dem heimkehrenden Gatten entgegen, wie einst vor Jahren dem Bräutigam.

„Ich bringe Dir aber Unruhe in's Haus," sagte Egon, als der Sturm sich etwas gelegt hatte, „liebenswürdige Menschen, deren Bekanntschaft ich im Bade machte, und die begierig sind, unser schönes Süddeutschland kennen zu lernen. Wir können sie jeden Tag erwarten."

„Wer sind denn diese neuen Freunde?"

„Ein Grundbesitzer aus Dänemark, blond und kräftig wie ein Hüne, ein schwedischer Großindustrieller, ein Holländer, ein wahres Prachtexemplar von gedeihlichem Phlegma, und zuletzt ein Nirgendwo und Ueberall in der Welt, ein etwas abgestandener Junggeselle, dem Amerika's Sonne den Scheitel etwas stark gelichtet hat, wie er in einem Dutzend Sprachen zu schwören bereit ist."

Erika lachte und erklärte, ihr Bestes thun zu wollen, den fremden Gästen einen angenehmen Aufenthalt zu schaffen.

Der Diener brachte ein schwarzgesiegeltes Schreiben.

Egon erbrach es und las. „Traurig! Denke Dir, mein alter langjähriger Rechtsanwalt in Iberg ist plötzlich an einem Schlaganfall verstorben. Nun, die lustigen Erben werden ihn gern betrauern. Da heißt es, sich nach einem Ersatz umsehen!“

„Seine Stelle wird wohl bald ausgefüllt sein!“

„Drei für Einen, lieber Schatz. Deshalb keine Sorge!“

Die nächsten Tage verflossen Erika allzu schnell, theils in der Freude ihrer Wiedervereinigung mit dem geliebten Gatten, theils unter den Vorbereitungen zum festlichen Empfang der erwarteten Gäste.

Dazwischen legte es sich allerdings oft wie eine beklemmende Last auf ihre Seele, die sie in verdoppelter Thätigkeit abzuschütteln bemüht war. Sie wollte Mitfreude empfinden, nichts sollte sie daran hindern.

Und so kam der Tag heran, wo die Abendtafel im Speisesaal den letzten Blumenschmuck von ihrer Hand empfing.

Der Baron trat ein. „Soviel Mühe für mich!“ Er nahm sie in seine Arme. „Aber jetzt sollst Du Dich selbst schmücken — ich will, daß unsere Gäste Dich bewundern.“

Sie nickte. „Warte hier!“

Bald genug kam sie zurück, ihrer Lieblingsgewohnheit nach in weiße Spitzen gehüllt, einige frische Rosen im Haar und an der Brust.

„Und das Brillantkreuz, welches ich Dir mitbrachte?“ fragte er, sie entzückt betrachtend.

Sie zuckte leicht zusammen. „Ach nein! Ich habe — sei nicht böse — ein Vorurtheil gegen Steine. Ich weiß nicht —“

„Kleine, wunderliche Frau! Nun, Du weißt genau, was Du thust,“ schloß er, ihren Mund küssend.

Draußen fuhren rasch hintereinander zwei Wagen vor.

„Da sind sie!“ rief Egon auf die Rampe hinauseilend. „Willkommen, meine Herren!“

Aus den Kissen erhoben sich fünf Gestalten, in Staubmäntel gehüllt. Der Eine, eine hohe, schlanke Erscheinung mit einem breitkrämpigen Strohhut auf den dunklen Haaren sprang elastisch zur Erde nieder und trat lebhaften Schrittes auf den Freiherrn zu.

„Ich bitte um Verzeihung, Herr Baron, wenn ich als Fremder und ungebetener Gast dennoch wagte, mich meinem Freunde Elton anzuschließen. Er behauptet, daß Ihre Gastfreundschaft zuverlässiger sei, als die seine, denn da er Ihre Einladung nicht im Stich lassen wollte, war er entschlossen, mich schon bei meiner Ankunft wieder an die Luft zu setzen."

Der Freiherr drückte ihm die Hand. „Seien Sie willkommen! Meine Frau wird sich gleich mir über den Zuwachs freuen."

„Der Frau Baronin gegenüber dürfte mein plötzliches Erscheinen noch unentschuldbarer sein, aber ich werde mich bemühen, den ersten unangenehmen Eindruck mit der Zeit zu verbessern." Er brachte das Alles in einer fließenden, gewandten Sprechweise vor, wobei seine interessanten, etwas scharfen Züge einen bestechend liebenswürdigen Ausdruck erhielten.

Inzwischen hatte sich der wohlbeleibte Holländer möglichst umständlich aus den Kissen erhoben zur sichtlichen Verzweiflung des augenscheinlich etwas nervösen Mr. Elton, welcher mit Händen und Füßen bemüht war, die Vorwärtsbewegungen des dicken Herrn zu beschleunigen. Der Däne hatte den Reisehut abgenommen und schwenkte ihn dem Gastfreund grüßend entgegen, während er dessen Rechte mit beiden Händen umfaßte und drückte; dagegen sah der in rastloser Thätigkeit früh ergraute Schwede sich vor Allem prüfend in der Runde dieses herrlichen Besitzthums um.

Egon, froh gelaunt, erwiederte die wortreichen Ent-

schuldigungen des Mr. Elton, seinen Freund so ohne Weiteres mitgebracht zu haben, mit einer einladenden Handbewegung nach der weit geöffneten Thür der Halle.

Voranschreitend zur Treppe, welche zu den Fremdengemächern führte, gönnte er seinen Gästen zuvor die Wohlthat einer sorgfältigen Toilette, bevor er sie persönlich in den Salon seiner Gemahlin führte.

Die bereits tief stehende Sonne warf ihre letzten Strahlen über Erika's liebreizende Gestalt, als sie sich vom Fenstersitz erhob, den eintretenden Herren hausfraulich die Hand zu bieten.

„Einer fehlt noch!" sagte Egon, mit Befriedigung das überraschte Mienenspiel der Fremden betrachtend, als sie sich über die schlanke Rechte seiner Gemahlin neigten.

„Hätten wir diesen Augenblick voraus geahnt," sagte der galante Mr. Elton, sich zum zweiten Male tief gegen Erika verneigend, „so würden wir nicht erstaunt gewesen sein, daß Ihr Herr Gemahl uns seinen Stammsitz als den schönsten der Welt rühmte."

In diesem Augenblick wurden draußen im Vorzimmer rasche, scharfe Schritte hörbar. Die Thür ging auf.

„Liebe Erika — Herr v. Westarp!"

Der nicht mehr ganz junge Mann, dessen vielbewegtes Leben ihm auf der Stirn geschrieben stand, trat schnell und mit vollendeter Höflichkeit der Hausherrin gegenüber, welche ihm gleich allen Uebrigen die Hand grüßend entgegenstreckte.

Ihre blauen Augen strahlten frohe Herzensgüte — da plötzlich war es, als ob ein Blitzstrahl die Farbe aus ihren Wangen jagte und die Finger, welche in des Fremden Hand erkalteten, begannen zu zucken.

Das Alles geschah so schnell und unvermittelt, daß Niemand der Umstehenden den seltsamen Wechsel gewahrte, auch Herr v. Westarp nicht, obwohl seine grauen Augen

einen flüchtigen Moment forschend auf Erika's schönen Zügen zu ruhen schienen.

„Ich habe als ungebetener Gast das geringste Anrecht auf Ihr Wohlwollen, Frau Baronin," versetzte er. „Ist wirklich noch ein kleiner Rest Ihrer Gnade für mich zurückgeblieben?"

Er sprach mit einer bezaubernden Liebenswürdigkeit, so daß Erika befreit aufathmete und scherzend sagte: „Seien Sie versichert, Herr v. Westarp, daß ich meine Fürsorge in fünf ganz gleiche Theile abgemessen habe, so daß Niemand zurückgesetzt, aber auch Niemand bevorzugt werden kann."

„Ich und bevorzugt!" seufzte Westarp drollig. „Das wäre in meinem Lebensbuche ein roth anzustreichender Fall. Wie müßte der Mensch aussehen, der meiner unbedeutenden Person einen Vorzug gönnte?"

„Zu Tisch jetzt, meine Herren, wenn ich bitten darf!" rief der Baron, aus dem angrenzenden Speisesaal tretend.

Sofort erhob sich Mynheer van Geeden mit würdevoller Langsamkeit, der schönen Frau vom Hause den Arm zu reichen.

Westarp sah dem voranschreitenden Paare forschend nach, bis es im Nebenzimmer verschwand. Erst dann folgte er.

3.

Das Mahl war zu Ende, als Erika sich von der Tafel zurückzog und die Herren beim Weine allein ließ.

Ihre Seele war durch die abgewälzte Last einer quälenden Vorstellung glücklich erleichtert.

Sie betrat das Schlafzimmer ihrer Kinder. Das Nachtlämpchen in der rothen Glasschale flimmerte von der Decke herab über die weißen Kissen, worin das Schwestern-

paar ruhig athmend schlummerte. Ihre blonden Locken umrahmten die blühenden Wangen, zwischen denen die rothen Lippen halbgeöffnet hervorschimmerten.

Erika's Mutterauge konnte sich nicht sattsehen an diesen Pfändern ihrer Liebe. Sie beugte sich nieder und drückte heiße Küsse auf die Stirnen der holden Schläferinnen.

Es war warm in dem verhangenen Gemach, zu warm für Erika's lebhaft klopfendes Herz. Drunten im Garten, wo jetzt der Mond sein zitterndes Licht über Sträucher und Blumen streute, wehte eine wundervolle Abendluft.

Aus den geöffneten Fenstern des Speisesaales drang lauter Stimmenwechsel durcheinander.

Erika wandte sich dem entfernt liegenden Weiher zu. Er leuchtete wie ein blauer Spiegel zwischen den hängenden Birken. Nichts regte sich in der Runde. Die weißen Wasserrosen darauf schimmerten wie versilbert.

Die Blicke der jungen Frau ruhten gedankenverloren auf den Reizen dieser zauberischen Mondlandschaft. Ferne, ferne Zeiten stiegen vor ihrem Geistesauge auf, niemals vergessene Bilder einer freudlosen ersten Jugendzeit. Damals war es gewesen, wo das Gespenst sich drohend gegen sie erhob, dessen Schatten immerfort, bis in die glücklichsten Stunden ihres Lebens hinein sie verfolgte, das ihr auch jetzt wieder in diesem Augenblicke die Zufriedenheit aus dem Herzen jagte und dafür angstvolle Unruhe, nagenden Zweifel in die Seele senkte.

Welch' eine tückische Laune des Geschickes mußte gerade diesen Mann ihr heute in den Weg führen, den sie weit weg in irgend einem entfernten Winkel der Welt wähnte. Aber was that der Name Westarp zur Sache! Ob er oder ein Anderer! Gleichviel. Das Gespenst stand vor ihr, es verstellte ihr den Weg zur Umkehr, und vorwärts führte er nur an einem Ausgang vorüber, den sie acht lange Jahre schaudernd geflohen, den sie nicht einzuschlagen

gewagt. Aus Furcht? Aus Liebe? Aus Selbstsucht! O, daß sie damals Kraft genug in sich gefühlt hätte —

Erika fuhr zusammen. Schritte kamen näher.

Sie wandte erschrocken das Haupt.

„Egon —"

„Verzeihen Sie, Frau Baronin, ich bin es, der Ihre Betrachtungen stört!"

Die Gestalt Westarp's trat aus dem Schatten der Gebüsche in die mondbestrahlte Helle hinaus.

„Sie?" Das Wort erstarb ihr im Munde. Aber er hatte sie ja nicht erkannt und sollte sie auch nie, nie erkennen! „Ich glaubte in der That, mein Mann —"

„Ihr Herr Gemahl unterstützt noch fürsorglich die Bemühungen van Geeden's, durch tapferes Trinken das gewohnte Phlegma ein wenig zu überwinden."

Erika wußte nicht, ob es Wahrheit oder Einbildung sei, daß die augenblickliche Sprechweise Westarp's eine merkliche Abschwächung achtungsvoller Höflichkeit bekundete.

Sie wandte sich zum Gehen. „Es wird kühl."

„Kühl? Ich bitte, Frau Baronin, eine Sommernacht, wie sie nicht schöner gedacht werden kann. Man könnte Alles um sich her mit Händen greifen trotz des angenehmen Nebels, man könnte durch diesen hindurchsehen bis zur Grenze der Vergangenheit, ja, wahrhaftig, man thut es!"

Erika's Athem stockte. „Ich glaube doch —"

„Was glauben Sie?" fragte er nähertretend. „An den Hokuspokus, welchen wir Vorsehung nennen? Ich nicht. Sonst dürfte die Vergnügungssucht eines Narren wie Elton mich nicht urplötzlich als Medusenhaupt vor Ihr Angesicht geführt haben, als Medusenhaupt, vor dem versteinern muß, dem gewisse Erinnerungen im Herzen ruhen. Oder sollte mich mein Kennerblick diesmal getäuscht haben? Sollte Herr v. Wartenberg wirklich

wissen —? Nein, er weiß es nicht," schloß er mit fester Ueberzeugung.

Sie hatte die gefalteten Hände gegen ihre Brust gedrückt. Nun hatte ihr inneres Angstgefühl doch nicht gelogen. Was kam jetzt?

„Ich freue mich," sagte Westarp, der mit sich kämpfenden Frau noch näher tretend, wobei seine grauen Augen mit heißem Glanz auf ihrer liebreizenden Erscheinung ruhten, „ich freue mich, daß ich meiner Bestürzung erfolgreicher Meister ward, als Sie. Denn wenn ich Sie zu täuschen im Stande war, wie dann erst die Anderen! Ihrem ersten Augenaufschlag verdanke ich die Gewißheit, daß jener häßliche Flecken —"

„Schweigen Sie! Schweigen Sie!" rief Erika mit ausbrechender Angst. „Sie irren!"

„Ich irre?" Er zuckte mitleidig die Achseln. „Schöne Erika, Ihr Bild hat sich damals zu tief in meine Seele eingegraben, als daß ich Ihre Persönlichkeit je vergessen könnte. Daneben sagt mir eine innere Stimme, daß Herr v. Wartenberg nicht der Mann ist, den man mit Rührmärchen von gekränkter Unschuld gewinnen kann. Es müssen da andere, wie soll ich sagen — Uebersetzungen, Umschreibungen vorliegen, die zu ergründen mir ein Leichtes wäre."

„Und wenn ich Ihnen sage," fiel Erika mit wiedergewonnener Würde, wenngleich mit vor Erregung bebender Stimme ein, „wenn ich Ihnen sage, daß Sie in diesem Augenblick ein niedriges Rachegelüst fortspinnen, vor welchem Ihr Zartgefühl damals schon hätte zurückschrecken müssen, ein Rachegelüst, welches Sie die Pflichten des Gastes vergessen läßt und einer schuldlosen Frau die Schamröthe in's Antlitz jagt, wenn ich Ihnen sage, daß zwischen jenem brutalen Gewaltakt und der jetzigen Stunde ein wonnereiches Stück Leben für mich liegt, dessen Vollbesitz mir

alles erduldete Leid vergütet hat und um dessen Erhaltung ich allein besorgt bin — wollen Sie dann noch wagen, mir mit diesen Erinnerungen zu nahe zu treten?"

Sie war in ihrer sittlichen Entrüstung hinreißend schön. Ihre blauen Augen flammten, und die Lippen zitterten leise.

Westarp's Blicke wurden immer funkelnder. „Warum sind Sie mir damals wie einem Verfehmten aus dem Wege gegangen?" flüsterte er halblaut, nach Erika's Hand greifend. „Warum gaben Sie mir nicht, was Sie dem Baron so verschwenderisch hinwarfen? Glauben Sie nicht, daß ich das Alles auch zu würdigen verstanden hätte? Besser, sage ich Ihnen!"

„Kein Wort mehr!" rief Erika, von Widerwillen und Angst erfaßt. „Ich will nichts hören. Verlassen Sie mich!"

„Besser, sage ich Ihnen!" wiederholte Westarp eindringlich, ohne ihren gepreßten Ruf zu beachten. „Was bot Ihnen dieser Mann, was ich Ihnen nicht auch geboten hätte? Mehr noch hätte ich Ihnen bieten können! Warum sind Sie mir damals wie ein scheues Wild ausgewichen? Es wäre Alles anders gekommen!"

„Sie halten mich für schuldig?" fuhr Erika mit leidenschaftlicher Heftigkeit auf. „Elender, Sie wagen es, mir das anzudeuten?"

„Was heißt schuldig!" sagte er achselzuckend.

„Genug!" rief Erika, ihr Antlitz mit beiden Händen bedeckend und in Thränen ausbrechend. „Ich fühlte es längst, mein Glück war ein Schein, nur geborgt."

„Behalten Sie es," flüsterte Westarp mit stockender Stimme, „behalten Sie es, ich will es Ihnen nicht rauben. Nur schenken Sie mir von diesem Glück einen kleinen — kleinen Theil. Lassen Sie Geheimniß Geheimniß bleiben, ich rüttele nicht daran. Ich würde, wenn es darauf ankäme, einen Meineid für Sie schwören. Zum Beweise

dessen, daß Sie mir vertrauen, reichen Sie mir Ihre Hand — einen einzigen Kuß — Erika, süße, immer Geliebte!"

Sie stand wie erstarrt. Daran, nein, daran hatte sie nicht gedacht. War sie, wenn sie auch nur seine Finger jetzt berührte, nicht erst wahrhaft befleckt in ihrer Ehre? Sie dachte an Egon's zärtliches Lächeln, an seine treue, feste Liebe, und eine unsägliche Wehmuth erfüllte ihr Herz. Sie dachte aber auch an sein reizbares Ehrgefühl, und ein kalter Schauer durchrieselte ihre Glieder. Jetzt vor ihn treten, zu seinen Füßen niederstürzen und eine Beichte ablegen, eine Gewissenslast — und dann vielleicht verachtet werden: sie konnte es nicht ausdenken. Den Blick der bittersten Ueberraschung, des widerwilligsten Staunens glaubte sie nicht ertragen zu können.

Sie schrie laut auf vor Seelenangst und stürzte durch das dicht verwachsene Gebüsch davon.

Westarp sah ihr finster nach. Sein nicht unschönes Antlitz nahm allmählig einen häßlichen, stechenden Ausdruck an. Er murmelte etwas Unverständliches zwischen den Lippen, dann lachte er laut auf, zündete sich eine Cigarette an und ging langsam am Rande des Weihers auf und nieder.

„Eh? Charmant!" rief die dünne Stimme Mr. Elton's hinter der Geißblattlaube hervor. „Hier schwärmt er für Natur und fängt romantische Grillen. Uns so zu entwischen!"

Westarp's Züge verwandelten sich schnell in gemessene Zurückhaltung. Er bot dem mit den übrigen Herren nähertretenden Egon die Hand.

„Ich hatte den Vorzug, die Frau Baronin auf ihrer Abendpromenade begleiten zu dürfen." Er stockte und fuhr alsdann lächelnd fort: „Bei meinen langjährigen Wanderfahrten, kreuz und quer, sind mir sehr oft täuschende Aehn-

lichkeiten aufgefallen, und ich als unbeholfener Hans Taps bin mit mancher diesbezüglichen Anfrage nicht selten auf entrüstete Ablehnung gestoßen. Heute nun befinde ich mich in ähnlichem Falle." Er schritt an Wartenberg's Seite gemächlich plaudernd den Anderen voran. „Das Aeußere Ihrer hochverehrten Frau Gemahlin erinnert mich an ein junges Mädchen, welches ich vor zehn Jahren flüchtig kennen lernte: Erika Heffter."

Der Baron lächelte. „Erika — das stimmt. Der Familienname meiner Frau lautet aber anders."

Westarp biß sich auf die Lippe. „Dachte ich's doch," sagte er scherzend, „daß ich mich wieder einmal irrte! Die Frau Baronin dürfte sich den schlichten Geburtsnamen verbeten haben."

„Durchaus nicht," erwiederte Egon ernst. „Meine Frau ist von bürgerlicher Herkunft mit dem nicht einmal seltenen Namen Meyer — Erika Meyer."

„Jetzt muß ich aber doch lachen," fiel Westarp ein. „Auch eine Erika Meyer lernte ich einst kennen. Sie lebte damals in Marienwerder."

„Meine Frau entführte ich aus dem kleinen Städtchen Wahn in der Herrschaft Arenberg. Ihr Vater hatte nicht weit davon, in Meppen, seine alten Tage beschlossen."

„Beschlossen? Der Vater Ihrer Frau Gemahlin?" fragte Westarp mit nicht ganz geschickt verhülltem Staunen. „Verzeihen Sie, ich glaubte die Frau Baronin vorhin so verstanden zu haben, als sei sie sehr früh verwaist gewesen."

„Sie fand einen Ersatz in ihrem späteren Adoptivvater, dem Gerichtsaktuar Meyer. Richtig übrigens, Heffter hieß sie einstmals. Der Name ist uns Allen so wenig geläufig, daß er mich vorhin wirklich flüchtig zum Irrthum verleitete."

„Darf ich Ihnen meinen aufrichtigen Glückwunsch zu dieser Wahl noch nachträglich aussprechen aus vollem

Herzen!" sagte Westarp mit so überzeugungsvoller Wärme, daß der Baron ihm freundschaftlich die Hand drückte.

„Ich lernte Ihre Frau Gemahlin im Hause einer gewissen Kommerzienräthin Beinlich kennen, einer charmanten Dame, nur etwas gar zu ängstlich in Allem, was sie ihr eigen nannte."

„Beinlich?" fragte Egon nachsinnend. „Das muß ich vergessen haben. Beinlich? Freilich, wer kann alle Namen behalten. Unser Kopf wird im Lauf der Jahre so damit vollgepfropft —"

„Sie haben vollständig Recht, Herr Baron. Mein Gedächtniß insbesondere ist in dieser Beziehung das reine Sieb. Heute herein, morgen heraus! Die Beinlichs waren gute Bekannte von mir, sonst wäre jede Spur ihres Andenkens längst in mir verlöscht von der Mitternachtssonne und der Tropensonne. So aber ist mir in Erinnerung geblieben, daß Ihre Frau Gemahlin als Gesellschafterin der Frau vom Hause dort auf Händen getragen wurde. Und wie sollte es auch anders sein!"

Wartenberg blickte sinnend in die mondbeglänzte Ferne. Es verstimmte ihn, daß dieser fremde Mann mehr von der Vergangenheit seiner Gattin wußte, als er selbst. Weshalb hatte Erika dieses Zeitabschnittes ihres Lebens niemals Erwähnung gethan? Einer augenscheinlich verhältnißmäßig glänzenden Periode ihrer freudearmen, abhängigen Jugend. Wenn Westarp ein alter Bekannter von ihr war, weshalb hatte sie diesem Zufall nicht überrascht Ausdruck gegeben?

„Meine Frau besitzt Ihr glückliches Physiognomiegedächtniß nicht, wie ich bemerke," warf er ruhig hin.

„Sie erkannte mich allerdings erst, nachdem ich mich durch die Kenntniß der Vergangenheit genügend legitimirt hatte. Ich habe leider keinen Anspruch, jemals des Interesses der Frau Baronin werth gewesen zu sein."

„Haben Sie den Gerichtsaktuar Meyer auch noch gekannt?“

„Gewiß! Ein altes, vertrocknetes Männchen mit bravem Herzen und altväterischen Anschauungen, eine Art Original. Er lebte schlecht und recht, sprach wenig und war der irrigen Ansicht, daß ihm seine oft verkannten vortrefflichen Eigenschaften einmal im Jenseits hoch angerechnet werden würden. Er wurde also von Marienwerder nach Wahn versetzt?“

„Er versetzte sich selber dorthin, indem er seinen Abschied nahm.“

„So? Ah, das machte er recht. Auf diese Weise erhielt er Muße, sich seiner Adoptivtochter völlig zu widmen.“

„Ich denke, ja!“ sagte Wartenberg trocken, indem er sich seinen nachfolgenden anderen Gästen zuwandte.

Die Persönlichkeit Westarp's erschien ihm von Sekunde zu Sekunde unsympathischer. Obwohl derselbe nicht mehr geäußert hatte, als Jeder das Recht hatte, fühlte er sich von dem Vernommenen doch unangenehm berührt, beinahe verletzt, ohne zu wissen weshalb. Er beschloß, Erika heute noch über Alles, was er gehört, auszufragen, damit er Westarp demnächst sicher gegenübertreten könnte.

Von diesem Vorsatz beseelt betrat Egon sein Schlafgemach. Er rief leise Erika's Namen. Sie antwortete nicht. Als er neben ihrem Lager stand, fand er sie in tiefem Schlaf versunken. Sie mußte übermüdet gewesen sein.

Er beugte sich voll inniger Liebe zu ihrem schönen Antlitz nieder. Täuschte er sich, oder waren ihre Wimpern naß?

„Erika!“ rief er noch einmal leise.

Sie regte sich nicht.

Da entfernte er sich vorsichtig.

Sie aber wachte und weinte still die Nacht hindurch. —

4.

Am nächsten Tage nöthigte ein unvorhergesehener Zwischenfall den Freiherrn, seine Wahl in Betreff eines neuen Rechtsbeistandes zu treffen. Sie fiel auf einen noch jungen Anwalt, welcher vor nicht langer Zeit aus Schlesien eingewandert war, aber es mit vielem Geschick und Glück verstanden hatte, sich aus bescheidenen Anfängen zu einer bedeutenden Praxis heraufzuarbeiten.

Die Spannung, in welcher Egon v. Wartenberg durch jene unvermuthet an ihn herantretende Nöthigung sich befand, und die damit verbundene Fahrt zur Stadt, zu welcher er auch seine Gäste der Abwechselung halber aufforderte, ließ ihn den Verdruß des gestrigen Abends vergessen, um so mehr, als er Erika's Schweigen auch nicht die mindeste Bedeutung beimaß.

So gestaltete sich sein Abschied von ihr und den Kindern in Gegenwart Westarp's zu einer herzlichen Scene so innigen häuslichen Glückes, daß dieser ein höhnisches Lächeln weder unterdrücken konnte noch wollte.

Erika bemerkte es, und ein Stich ging ihr durch's Herz, daß sie unwillkürlich rasch von ihrem Gatten forttrat und es kaum noch sah, als er ihr vom Wagen herab die freundlichsten Grüße zurücksandte. —

Rechtsanwalt Benno Wasmuth empfing seinen neuen Klienten mit großer Zuvorkommenheit und entwickelte im Laufe des Gespräches eine so überzeugende Schärfe des Verstandes und soviel juristisches Wissen, daß der Freiherr glaubte, nach dieser Richtung hin nicht leicht eine bessere Wahl treffen zu können. Desto weniger sagte ihm die Persönlichkeit Wasmuth's zu, sein ganzes Wesen.

Die hochgewachsene, überschlanke Gestalt trug ein unschön geformtes Haupt, dessen kurzgeschorenes Haar den grübelnden Ausdruck der Gesichtszüge nur vermehrte. Es

lag in diesen tiefliegenden, von schwarzen Wimpern umschatteten Augen ein unstäter Wechsel von Melancholie und herber Genußsucht, von schroffem Egoismus und scheuer Zurückhaltung. So oft der Freiherr im Lauf der geschäftlichen Erörterungen versuchte, den Blick des Sprechers fest auf sich zu ziehen, so oft entschlüpfte ihm dessen Auge mitten im Versuche und heftete sich mit beharrlicher Ausdauer auf den grünen Tuchbezug seines Schreibtisches. Zuletzt mußte Wartenberg die Hoffnung aufgeben, indem er die außerordentliche Begabung dieses Mannes fast mit Bedauern bewunderte.

Gewöhnt, mit seinem Rechtsbeistande angenehmen gesellschaftlichen Umgang zu pflegen, sprach der Freiherr auch jetzt den Wunsch aus, die Gemahlin Wasmuth's kennen zu lernen.

Der Rechtsanwalt kam dieser Aufforderung nur zögernd nach. Es schien fast, als ob ihm an derlei Förmlichkeiten nicht viel liege. Nichtsdestoweniger öffnete er eine Seitenthür, schob die Portière zum nächsten Zimmer etwas hastig zurück und ließ seinen Gast in den Salon eintreten.

Er war leer und machte wie alle unbewohnten Räume einen erkältenden Eindruck. Durch die fest zusammengezogenen Vorhänge drang ein ungemüthliches Dämmerlicht.

Benno Wasmuth riß ungestüm eine dritte Thür auf und rief den Namen seiner Frau in den Flur hinaus. Als dieser Ruf ohne Folgen blieb, bemerkte der Freiherr ein nervöses zorniges Aufleuchten seiner Augen, zugleich war er im Begriff, selbst hinauszustürzen, als plötzlich die Gerufene lautlos auf der Schwelle erschien. Bei Wartenberg's Anblick wollte sie erröthend zurückweichen, aber ihr Gatte kam dieser schüchternen Regung unliebenswürdig zuvor.

„Der Herr Baron will Deine Bekanntschaft machen,

Anna, also komm herein und schließe die Thüre hinter Dir; es zieht stark!"

Die junge Frau, deren sanfte Züge sofort das Herz des Freiherrn gewannen, ging ihrem vornehmen Gast bescheiden entgegen. Er nahm ihre Rechte aufmunternd in die seine. Ihre Abhängigkeit und sichtliche Furcht vor der Rücksichtslosigkeit ihres Eheherrn thaten ihm weh.

„Verzeihen Sie, gnädige Frau," sagte er freundlich, „daß ich störend in Ihre häuslichen Geschäfte eingriff, aber ich hatte das Bedürfniß, die Gemahlin eines so ausgezeichneten Rechtsgelehrten kennen zu lernen."

Ein Schimmer des Stolzes und der Freude zog über ihr sichtlich hübsch gewesenes Antlitz, dessen ursprüngliche Frische wie von Thränen verwischt schien. „Mein Mann —"

„Bitte, laß das!" fiel der Rechtsanwalt mit schlecht verhehltem Spotte ein. „Du wirst später noch Gelegenheit dazu finden, hoffe ich. Jetzt habe die Güte und —" er trat auf sie zu und flüsterte ihr ein paar Worte in's Ohr, die sie nicht augenblicklich verstand. Seine Ungeduld wuchs. Er drückte ihre Hand heftig erregt und wiederholte, was er gesagt.

Sie nickte erschrocken und eilte davon.

Der Freiherr, welcher keine Lust verspürte, den also bestellten Wein abzuwarten, entschuldigte sich mit der Anwesenheit seiner Gäste, indem er die Hoffnung aussprach, Wasmuth nebst Gemahlin drei Tage später zu Mittag bei sich in Wartenberg zu sehen.

Die seltsame Menschenscheu des Rechtsanwalts rang bei dieser liebenswürdigen Aufforderung ersichtlich mit dem Gebote des Verstandes. Nach einem zögernden Räuspern gab er seinem Danke Ausdruck und stimmte zu.

Egon verabschiedete sich.

Kaum war er verschwunden, als Anna Wasmuth mit

einem hübsch geordneten Präsentirbrett voll Flaschen, Gläser und feinem Gebäck erschien. Sie hatte Alles selbst und mit athemloser Hast hergerichtet. Jetzt fand sie den Gast nicht mehr vor und ihren Gemahl in übelster Laune.

„Weshalb ist der Baron denn schon fort?“ fragte sie schüchtern und betrübt.

„Weshalb?“ Er lächelte finster. „Weil Du den Zweck Deines Lebens darin findest, mir das meinige zu verbittern. Laß das endlich einmal sein!“ rief er in gesteigerte Ungeduld ausbrechend, als er Thränen an ihren Wimpern bemerkte. „Ich bin dessen so herzlich müde. Was ist aus mir geworden! Was hast Du aus mir gemacht!“

„Ich? O, Benno —“

„Du! Ja, Du!“ rief er, die schmalen Lippen aufeinander pressend. „Du hast mir die Ruhe genommen, mich zum Abscheu für alle Menschen gemacht! Ich weiß, daß es so ist und kann es doch nicht ändern. Was hätte ich sein können, wenn ich Dich nie gesehen hätte! Weshalb mußte ich mich gerade damals in Dich vergaffen, ich Narr, ich alberner, sinnloser Narr! Was könnte ich sein, und was bin ich geworden! — Geh! Ich kann Deinen Anblick jetzt nicht ertragen! Geh! Ich sage Dir, Deine Gegenwart bringt mich noch zur Verzweiflung!“

Die arme Frau, an solche Auftritte gewöhnt, begnügte sich, ihr Gesicht mit dem Taschentuch zu verhüllen.

Er trat bleich vor Erregung auf sie zu und riß ihre Hände herab. „Wenn Du jetzt noch nicht weißt, daß ich ein elender Mensch durch Dich geworden bin, so könnte ich verzweifeln. Ich wollte, mich rührte der Schlag augenblicklich!“

„Laß mich doch nach Hause zurückkehren,“ flüsterte sie leise. „Aber Du willst mich ja nie fortlassen, wenn Du ruhig geworden bist.“

Er erwachte wie aus einem Rausche. „Fort? Jetzt?

Was hätte das für einen Zweck? Nein, kein öffentliches Aergerniß! Man kann viel im Stillen ertragen, aber niemals dürfen Andere davon erfahren. Das merke Dir!"

„Was habe ich Dir denn zu Leide gethan? Wir liebten uns doch so herzlich!" sagte sie bitterlich weinend.

„Schweig!" rief er abermals erblassend. „Davon sprich nie ein Wort! Wenn Du mir in jenen Tagen die Treue gebrochen hättest, würde ich heute ein glücklicher Mensch sein. Warum thatest Du es nicht?"

Sie sah ihm ängstlich in das fahle Antlitz mit den finster glühenden Augen. „Du bist krank, Benno!"

Er nahm heftig ihre Hand in die seine. „Anna, armes Weib!" flüsterte er, wie von einer Regung des Mitleids übermannt.

Sie wollte sprechen, aber schneller noch hatte er sich abgewandt und schritt aus dem Zimmer, indem er die Thür krachend hinter sich zuwarf.

— — — — — — — — — — — — —

Inzwischen fuhr der Freiherr mit seinen Gästen in bester Laune nach Schloß Wartenberg zurück.

Der Abend dämmerte bereits, und ein hochrother Wolkenkranz kennzeichnete die Stelle, wo die Sonne mit goldigem Glanz versunken war.

Ein dufterfüllter Wind wehte über die blühenden Kleefelder daher und wiegte die rothen Köpfchen neckisch hin und wieder. Von den Wiesen herüber erklang das Geläute heimkehrender Schafheerden weit durch die klare Luft. Auf den gelben Stoppeln weideten Schaaren schnatternder Gänse, rannten dem vorüberrollenden Wagen nach und streckten die langen Hälse zischend aus. Dazwischen sang die Drossel schmetternd ihr Abendlied in den Zweigen eines mächtigen, mit rothen Beeren überladenen Ebereschenbaumes, der am Wege stand.

Der Baron dachte daran, wie oft Erika diesen präch-

tigen Baum bewundert und ihre Kinder mit seinen gelbrothen Büscheln geschmückt hatte, und sein Herz wurde weit vor Liebe und Sehnsucht. Er ließ Mynheer van Geeden's Schweigen ebenso gleichmüthig über sich ergehen, wie Mr. Elton's gefällige Bewunderungsrufe, und sprang fast hastig vom Wagen, sein Weib zuerst zu begrüßen.

Gegen ihre Gewohnheit stand Erika heute nicht auf der Rampe, umgeben von beiden Töchtern. Hatte sie den Wagen nicht kommen hören?

„Wo ist die Frau Baronin?" fragte Egon ungeduldig und besorgt.

„Die gnädige Frau war den ganzen Nachmittag auf ihrem Zimmer, und die kleinen Baronessen spielen im Garten."

Wartenberg verabschiedete sich kurz von seinen Gästen und trat in Erika's Wohnzimmer ein.

Sie lag auf dem Divan. Bei seinem Kommen sprang sie, wie aus leichtem Schlummer erwachend, erschreckt in die Höhe.

Er eilte ihr zärtlich entgegen. „Erika, was fehlt Dir?"

„Ich hatte Kopfweh," sagte sie, seinem Blick ausweichend.

„Kopfweh?" wiederholte er verwundert. „Das ist ein neuer, sehr unliebsamer Gast, den wir unter allen Umständen entfernen müssen." Er setzte sich zu ihr und küßte sie. Aber trotz aller Zärtlichkeit und Besorgniß konnte ihm eine Veränderung ihres Wesens doch nicht entgehen.

„Leidest Du noch?" fragte er, ihr Kinn sanft emporhebend, da sie die Augen fast beständig vor ihm niederschlug.

Sie schüttelte den Kopf.

Da fiel ihm seltsamerweise das Gespräch des gestrigen Abends wieder ein. Er hatte seine erwachte Abneigung

gegen Westarp noch nicht überwinden können und es deshalb auch vermieden, mit demselben heute in einem Wagen zu fahren. Nun war es ihm plötzlich, als ob er das blasse, spöttisch lächelnde Antlitz desselben vor sich in der Luft sähe. Er zog die schöne, sich unabsichtlich sträubende Frau fester in seine Arme und fragte mit zärtlichem Vorwurf: „Warum hast Du mir nie erzählt, daß Du in Marienwerder Gesellschaftsdame bei einer Kommerzienräthin Beinlich warst?"

Kaum war der Name Beinlich über seine Lippen gegangen, als Erika mit einem lauten Angstschrei in die Höhe fuhr. Alles Blut war aus ihren Zügen gewichen, selbst die sonst purpurrothen Lippen schimmerten bläulich weiß.

Er griff erschrocken nach ihrer Hand.

Da glitt ein Zittern durch ihren Körper, so heftig und erschütternd, daß ihre Zähne hörbar aufeinander schlugen.

„Erika, um Gottes willen, was ist Dir?" Der Baron war aufgesprungen und versuchte sie an sich zu ziehen, aber in demselben Augenblick machte sie sich mit leidenschaftlicher Bewegung frei, und einen tiefen, schmerzerstickten Seufzer ausstoßend, sank sie bewußtlos zu seinen Füßen nieder.

Egon v. Wartenberg ward durch ihren hilflosen Zustand nicht minder in Angst und Schrecken gesetzt, als durch das Räthselhafte ihres Betragens.

Es war ihm unmöglich, als sie mit Hilfe der Jungfer endlich zu sich kam, jetzt ein tröstendes Wort zu ihr zu sprechen.

Er verließ das Zimmer mit der niederdrückenden Gewißheit, daß hier ein Geheimniß obwalte, dessen Kenntniß ihm verhehlt worden sei, während ein Fremder darum wußte, vielleicht sogar ein Mithandelnder gewesen war.

Was in aller Welt konnte unter gewöhnlichen Verhältnissen Beunruhigendes darin liegen, wenn er Erika's Gedächtniß liebevoll nachhalf? Sollte jene Spanne Zeit gewaltsam aus demselben entfernt werden? Weshalb hatte sie in den langen Jahren ihrer Bekanntschaft, ihrer glücklichen Ehe nicht das Vertrauen zu ihm fassen können, ihm das freiwillig mitzutheilen, was ein Anderer bereits wußte? Vielleicht sogar viele Andere? War es etwa eine Angelegenheit, die an der Frauenehre seines Weibes gezehrt hatte? Ein Flecken an ihrer Tugend, den das öffentliche Urtheil gebrandmarkt hatte? Sein Weib, der er seinen Namen gegen den Willen aller Anverwandten gewissermaßen aufgezwungen aus Liebe?

Die Stirn des grübelnden Mannes bedeckte sich mit Schweißtropfen. Er konnte, so gern er sich auch davon abwenden wollte, den einmal angesponnenen Gedankenfaden so schnell nicht abbrechen. In dieser qualvollen Stunde saß er widerwillig zwar, aber doch unbestechlich über Erika's ganzes Verhalten während ihrer achtjährigen Ehe zu Gericht. Gab es auch nur einen einzigen Schatten darin, der sie anklagte? Und doch —

Der Freiherr sprang heftig auf. Hatte ihrer Schönheit, ihrer sanften, liebreizenden Haltung nicht stets ein Hauch räthselhafter Schwermuth angehaftet, die in einzelnen Momenten bis zu thränenvoller Selbstanklage sich steigerte? Waren es nicht Züge unbegreiflicher Selbstunterschätzung gewesen, die sie sein mannhaftes Werben so hoch preisen ließen, wo ein Blick in den Spiegel genügt hätte, sie zum Bewußtsein ihrer seltenen Reize zu bringen?

Seine Stirn glühte. Wenn Westarp —

Er konnte es nicht ausdenken. Wenn er unter einem Dache, unter seinem eigenen Dache den ehemaligen Geliebten beherbergte!

Nein, das war unmöglich! Und doch, die Weltkenntniß

des Barons belächelte diesen guten Glauben spöttisch, was sollte denn unmöglich sein? Daß ein früherer Liebhaber seine einstige Geliebte aufsucht und schöner vielleicht noch findet als zuvor? Aber wenn es so war — die Hand des Freiherrn ballte sich in wortlosem Grimme — wenn Erika aus Furcht die Annäherung Westarp's duldete, oder gar —

Er schleuderte den Gedanken wie ein giftiges Insekt von sich und verließ das Zimmer.

Unten im Speisesaal stand die Abendtafel gedeckt. Die Kerzen und der Kronleuchter waren entzündet. In den schön geschliffenen Flaschen funkelte gelber und rother Wein.

Der Baron goß sich ein Glas ein. Sein Inneres schien ihm wie ausgebrannt von diesem ersten bitteren Schmerz. Er stürzte den belebenden Trank auf einen langen Zug hinab.

Seine Gäste schlenderten draußen zwischen den Blumenterrassen gemächlich auf und nieder. Westarp lehnte an einer Säule und blies den bläulichen Rauch seiner Cigarette in die Luft. Egon glaubte zu bemerken, daß sein Auge sich hin und wieder beobachtend Erika's Zimmer zuwandte.

Er schritt, seinen Zorn mühsam bemeisternd, ohne Gruß an ihm vorüber.

Gleich darauf meldete der Diener, daß angerichtet sei, und unter Mynheers gemächlich-würdevollem Vorantritt verfügte sich die kleine Gesellschaft in den Speisesaal zurück.

Auf den leeren Stuhl seiner Gattin deutend wollte der Freiherr soeben ihr Fernbleiben Unwohlseins halber entschuldigen, als sich plötzlich die Thür öffnete und Erika, bleich zwar, aber desto hinreißender in ihrer gewohnten weißen Kleidung erschien.

Sie neigte freundlich grüßend das Haupt. Als Egon ihre Hand etwas gezwungen berührte, fühlte er, daß dieselbe kalt wie abgestorben war.

Das bis dahin gleichgiltige Mienenspiel Westarp's wurde jetzt von Sekunde zu Sekunde belebter. Es gewährte seinem verderbten, grausamen Charakter einen fast teuflischen Reiz, ein so schönes Weib unter seine Gewalt gebeugt zu wissen, die Rache an ihr zu kühlen, welche ihre wiederholte Zurückweisung in ihm entflammt.

Er wußte genau — denn er las es in Erika's Zügen — daß der Freiherr soweit schon Gebrauch von dem ihm Mitgetheilten gemacht hatte, daß Erika in größter Angst schwebte, das Geheimniß völlig verrathen zu sehen. Je mehr er sie in diesen Zustand der peinlichsten Furcht hineindrängte, desto sicherer mußte ihr Rechtsgefühl umdunkelt werden.

Die Tafel ward aufgehoben. Erika nahm dankend die Verbeugungen ihrer Gäste entgegen. Als Westarp sich ihr zuletzt nahte, blickte ihr Auge plötzlich forschend in die Runde. Dann flüsterte sie ihm hastig zu: „Ich will Sie sprechen. Am Weiher — sogleich!"

Nichts an ihm verrieth, daß er die Worte verstanden. Aber Egon's durch Verdacht und gekränkte Liebe verschärfter Blick hatte den kurzen Zwischenfall allzu gut beobachtet, um sich das unvermuthete Erscheinen seiner Gattin nicht plötzlich erklären zu können.

Er ballte drohend die Hand, entschlossen, jede Spur unbarmherzig zu verfolgen.

Nach der immerhin anstrengenden Stadtfahrt überließen sich die Herren gern einer behaglichen Ruhe, selbst der bewegliche Mr. Elton konnte sich der einschläfernden Wirkung der frischen Luft und schaukelnden Bewegung nicht völlig entziehen. Er behauptete, dringende Briefe schreiben zu müssen, und war der Erste, welcher sich empfahl und auf sein Zimmer zurückzog.

Erika war bereits vorher im Hause verschwunden, aber nur, um auf einem Umwege nach dem abseits gelegenen Weiher zu geben.

Sie befand sich in einem unbeschreiblichen Zustande geistiger Noth und körperlicher Schwäche. Sie wußte, daß Egon Argwohn geschöpft hatte, nur berührte ihre Sorge seine Befürchtungen nicht mit einem Gedanken.

Jetzt erwartete sie das Erscheinen Westarp's mit fieberhafter Ungeduld. Ihre Wangen glühten, ihre Pulse flogen.

Endlich kam er.

Sie eilte ihm entgegen und beide Hände in sprechender Angst an die Brust drückend, rief sie ihm flehend zu: „Verlassen Sie unser Haus morgen in aller Frühe! Thun Sie es, und ich will Sie segnen!"

Er betrachtete ihre Verwirrung mit entzücktem Blicke. „Erika, Sie schicken mich fort? Und verlangen doch —"

„Nichts als Menschlichkeit, als das, was das Ehrgefühl Ihnen von selbst gebieten sollte," unterbrach sie ihn drängend. „Ihr Erscheinen hat den Frieden dieses Hauses bereits gestört. Gehen Sie, ich flehe Sie darum an, und kommen Sie nie, nie wieder! So kann vielleicht noch Alles gut werden."

Er zog ihre Hand in die seine — sie merkte es nicht. „Schweigen will ich," flüsterte er leidenschaftlich, „und den niederschlagen, der es wagt, an der Unbescholtenheit Ihres Rufes zu zweifeln."

Sie zuckte zusammen.

„Aber Sie müssen auch gütig zu mir sein," fuhr er fort, ihre Hand fester drückend, „Sie müssen mir den Beweis liefern, daß Sie meinen guten Willen, Ihnen Ihr häusliches Glück zu erhalten, anerkennen, Sie müssen die starre Abneigung gegen meine Gefühle bekämpfen, die ja nur der Anbetung Ihrer Person entspringen. Was wiegt ein flüchtiges Selbstvergessen gegen die Gewißheit, Ihren nichts ahnenden Gatten zu spät zum Mitwissenden zu machen, machen zu müssen?"

Sie wollte ihre Hand aus der seinen reißen, als

plötzlich ein Schrei des Entsetzens ihren Lippen entquoll. Dicht neben dem Hollundergebüsch, vom Mondlicht vollkommen klar beleuchtet, stand ihr Gatte und starrte auf die Gruppe am Weiher.

Das Röhricht flüsterte im Nachtwind. Man hörte sein leises Schwanken und Raunen deutlich, so lautlos still verfloß die nächste Minute.

Erika, noch immer nicht begreifend, um was es sich handle, wollte auf Egon zueilen, als derselbe Westarp mit verächtlicher Geberde sein zusammengeballtes Taschentuch vor die Füße warf.

„Wir sprechen uns morgen!"

Da ging ihr ein Verständniß auf. Sie hörte weder das höhnische „Wie Sie wünschen!" Westarp's, noch sah sie sein überlegenes Lächeln. Sie stürzte ihrem Gatten nach, der sich abwandte, ohne ihre Gestalt mit einem Blick zu streifen.

„Egon!" rief sie kaum verständlich vor athemraubendem Herzklopfen. „Egon, ich schwöre Dir, Du irrst Dich —"

Er hörte sie nicht mehr. Da stürzte sie verzweifelnd zu Westarp zurück und seinen Arm umklammernd rief sie: „Gehen Sie ihm nach! Um Gottes willen, schnell! Sagen Sie ihm — bekennen Sie Alles — mir ist es jetzt gleich! Nur werden Sie nicht sein Mörder. Haben Sie doch Erbarmen und gehen Sie ihm nach!"

Aber Westarp, schwer gereizt in seinem Stolze, schüttelte kalt lächelnd den Kopf. Da fuhr sie auf wie eine Verzweifelnde und stürzte den Gang herauf, den Egon soeben vor ihr gegangen. —

In seinem Arbeitszimmer brannte die Lampe und beleuchtete die ruhelos auf und nieder schreitende Gestalt des Barons. Jetzt war sein Verdacht Wahrheit geworden. Jetzt erntete er die Früchte seiner allen Widerstand bezwingenden Liebe.

Die Thür ging auf. Erika trat ein. Sie war trotz des eiligen Laufes weißer als die Spitze ihres Gewandes. Vor ihrem Gatten blieb sie wie angewurzelt stehen.

Er wandte sich verächtlich von ihr ab.

Da fiel sie ihm zu Füßen.

Er hob sie nicht empor. „Steh' auf," sagte er unwillig.

Sie regte sich nicht. Die Hände vor ihr Antlitz gepreßt gab sie kaum ein Lebenszeichen von sich.

Aber in ihr rang die Pflicht mit der Scham den härtesten Kampf, da überstürzten sich die Worte, mit denen sie die Beichte beginnen wollte und doch nicht beginnen konnte, da fühlte sie sich von den kommenden Minuten schon verurtheilt, moralisch vernichtet.

Er kam ihr nicht zu Hilfe. „Hast Du eine Entschuldigung für Dich? Ich finde keine."

„Doch!" sagte sie zitternd. „Ich — Westarp — er weiß —"

„Wie soll ich Dich verstehen?" fragte er ungeduldig, da die abgerissenen Worte ihm völlig unverständlich blieben.

„Westarp weiß —" wiederholte sie, aber die Zunge stockte abermals.

„Was weiß er?" forschte der Baron, sie verwundert betrachtend.

„Daß —"

Er nahm sie bei der Hand. „Steh' auf!"

Sie schüttelte stumm den Kopf.

Da beugte er sich tiefer nieder, um die Silben zu unterscheiden.

„Als ich in Marienwerder war, kam ich in das Haus des Kommerzienraths Beinlich —" Sie zuckte bei Nennung dieses Namens zusammen, als empfinde sie einen körperlichen Schmerz.

Der Baron ward aufmerksam. Er hatte Recht, Erika's Schuld begann in diesem Hause.

„Weiter!" sagte er herbe.

„Die Frau war mir nicht wohlgesinnt, niemals. Sie haßte mich —"

„Weiter!" wiederholte der Freiherr noch schroffer.

„Da, eines Tages, kam Westarp in's Haus und —" Sie stockte. „Ich wies ihn ab, ich verachtete ihn —"

Egon athmete erleichtert auf. „Du verachtetest ihn?"

Sie nickte heftig. „Hassen — verachten — ich weiß es nicht mehr. Jetzt — bald darauf während einer Gesellschaft gab mir die Kommerzienräthin ihr Brillantgehänge zum Aufbewahren. Ich — und dann war es fort. Ich sollte — ich sollte die Diebin sein. Ich weinte, ich schwor, umsonst. Man schleppte mich vor Gericht und —" Erika's Lippen verstummten.

„Und?" fragte der Freiherr fast erstarrend vor dem, was nun folgen sollte.

„Ich hatte es nicht genommen!" schrie sie plötzlich auf, und ihre Hände sanken vom Antlitz herab, welches endlich Thränen überströmten. „Aber man glaubte mir nicht. Man schickte mich in Untersuchungshaft und" — sie sprang verzweifelt empor — „entließ mich dann wegen Mangels an Beweisen — als Diebin dennoch gebrandmarkt."

„Du? Nicht möglich!" Der Freiherr trat leichenblaß zurück.

Erika's Geheimniß, so lange versteinert in Schmerz und Angst, strömte jetzt mit rückhaltlosem Schluchzen über. Es war ihr jetzt Alles gleich — nur endlich einmal die erdrückende Last von sich abwerfen um jeden Preis. Ohne mit ihren Gedanken die Folgen dieses traurigen Bekenntnisses zu streifen, gab sie sich völlig der Wonne hin, die jahrelange Qual mit einem Male von sich zu schleudern, wie ein Fiebernder den marternden Fiebertraum. Ver=

gessen war selbst der Verdacht, welchen Egon auf ihre Treue geworfen hatte, und damit auch die Person des Mannes, welcher denselben hervorgerufen.

Die Hände gegen ihr hoch klopfendes Herz gepreßt, so sprach sie, so bekannte sie. Jeden, auch den kleinsten Umstand brachte sie dem tödtlich erschrockenen Manne zu Gehör, nichts blieb ihm verborgen von den Gefühlen der Verzweiflung, des machtlosen Kampfes gegen die unerbittliche Gewalt. Von jenem Augenblick an, wo sie das Juwelenkreuz bewundernd in der Hand gehalten und beim Zuruf ihrer Herrin hastig in die Tasche gesteckt hatte, um es ihr späterhin abzuliefern, bis zu dem schrecklichen Moment, wo sie noch inmitten der Gesellschaft das Schmuckstück vergebens bei sich suchte und nicht fand, wo das erstaunte Lächeln der Umstehenden und der triumphirende feindselige Blick der Kommerzienräthin vernichtend auf ihr ruhten, und das befriedigte Mienenspiel Westarp's ihr nahezu die Besinnung raubte, während Scham und Entrüstung ihre Zunge verstummen machten, entrollte sie ihrem Gatten ein so packendes Bild dieses schrecklichen Vorganges, daß der Freiherr zwischen Zorn und Mitleid kämpfend nicht eine Silbe zu erwiedern vermochte.

Auch dann noch, als sie bis zur Athemlosigkeit erschöpft schwieg, kam er ihrer geistigen und körperlichen Noth nicht zu Hilfe. Ihr erstickter Ruf: „Ich bin nur schuldig in dem, was ich aus Liebe zu Dir fehlte!" ließ ihn zusammenschrecken.

„Aus Liebe zu mir?" fragte er dumpf. „Aus Selbstsucht für Dich!"

Sie griff nach seiner Hand. „Ich konnte Dich nicht verlieren. Ich wollte glücklich sein!"

„Warst Du glücklich?" forschte er unbarmherzig.

„Nein!"

„Nun also, so war Dein Gewissen reger als Dein Herz."

„Hättest Du mich erwählt, wenn ich Dir damals Alles gestanden hätte?“ fragte sie stockend, und eine glühende Röthe heißer Scham färbte jäh ihr bleiches Antlitz.

Er wandte sich, in seinem besten Gefühl tief verletzt, ab.

„Egon — eine Schuld aus Liebe!“

„Dieser Bube!“ murmelte er ingrimmig. „Du gabst ihm das Recht, meinen blinden Glauben zu höhnen, mit Deiner Ehre zu spielen, darauf zu spekuliren. Wärst Du aufrichtig gewesen, vor der ganzen Welt hätte ich Dich vertheidigt. Und wäre selbst meine Liebe, mein Stolz nicht stark genug gewesen, ein natürliches Vorurtheil zu überwinden, wie hoch würde ich Dich gestellt haben um eben dieser Aufrichtigkeit willen! Mir hast Du verheimlicht, was jeder Schreiber in Marienwerder Dir zum Vorwurf machen darf. Und Du glaubtest, daß dieses dünne Gewebe ewig dauern könne? Der erste Zufall riß es auseinander, und was ich Dir in jener trauten Stunde unserer Verlobung —“

Er konnte nicht vollenden, wandte sich ab und verließ das Zimmer.

5.

Der nächste Morgen brach sonnenhell an, als der Freiherr nach schlafloser Nacht sein Fenster öffnete. In kühler, thauiger Frische prangten die Blumenbeete, überstreut von glitzernden Frühperlen. Zarte, weiße Herbstfäden hingen von Strauch zu Strauch, von Baum zu Baum und umhüllten die grünen Blätter wie mit Schleiern. Tiefe Ruhe athmete Alles, Frieden und gesättigte Sommerluft.

Egon v. Wartenberg überblickte sein schönes Eigenthum mit gedankenlosen Blicken. Es wühlte und kämpfte in

ihm noch mit unverminderter Gewalt. Er konnte Erika nicht freisprechen von der Schuld vorsätzlicher Täuschung und — dieses Letztere stachelte ihn gegen sich selber auf — konnte sich eines leisen Zweifels nicht erwehren, ob sie nicht doch von Armuth oder Eitelkeit verführt, das Kleinod ungerechterweise an sich gebracht. Zwar schleuderte der Freiherr diesen Gedanken, so oft er sich regte, mit Abscheu von sich, aber Erika's ihm ganz unbegreifliche Verschwiegenheit, die er bei ihr am wenigsten vorausgesetzt, verwirrte das klare Bild, welches er bis dahin im Herzen getragen.

Immer wieder und wieder mußte er sich die Frage vorlegen: was soll daraus werden? Ohne daß er eine Antwort darauf fand.

Flüchtig kam ihm der Gedanke, ob er das Gerichtsverfahren in Erika's Sache noch einmal anstrengen sollte. Aber sein eigener Zweifel schlug diesen Vorsatz ebenso schnell nieder als das Bewußtsein, ein besseres Resultat nicht erzielen zu können. Wo waren die Beweise ihrer Unschuld?

In dieser stummen Selbstqual erschien es ihm wie eine Erlösung, seinem Zorn Westarp gegenüber freien Lauf lassen zu können, ihm, der es gewagt, seine Hausehre anzutasten.

Der Freiherr schlug auf die Handglocke.

„Bitten Sie Mynheer van Geeden, mir für einige Minuten die Ehre seines Besuches zu schenken.“

Der Diener verschwand.

Gleich darauf ward der schwere, etwas schleppende Schritt des Holländers auf dem Gange gehört, und seine breite Gestalt erschien im Rahmen der Thür.

„Sie wünschen, lieber Freund?“

Der Baron trat ihm entgegen und bot ihm beide Hände. „Mein ehrlicher Freund, nehmen Sie Platz! Und was ich Ihnen jetzt sage, überlegen Sie bei sich,

ohne mich zu fragen. Ich stehe im Begriff, mich mit einem ehrlosen Buben zu schießen — er heißt Westarp!"

Das offene, Behaglichkeit athmende Gesicht Mynheers erstarrte vor Ueberraschung. Seine wasserblauen Augen schlossen sich vor Unwillen. „Ich verstehe," sagte er dann langsam. „Herr v. Westarp gehörte nicht zu unserer Gesellschaft, er kam von ungefähr dazu — Sie dürfen das nicht vergessen."

In diesem Augenblick ertönte das Rollen eines davonfahrenden Wagens. Gleich darauf klopfte Jemand an die Thür.

„Herein!"

Mr. Elton trat zögernd ein. Bei Mynheer van Geeden's Anblick schien er sich zurückziehen zu wollen, aber der Freiherr winkte ihm, näher zu treten.

„Mynheer van Geeden ist mein Vertrauensmann in dieser Sache. Bitte, sprechen Sie ohne Umschweife! Entledigen Sie sich Ihres Auftrages."

„Ich" — die kleine Gestalt wand sich in sichtbarer Verlegenheit hin und her. „Herr v. Westarp — ich bitte um Verzeihung, es ist mir selbst unbeschreiblich peinlich, gewissermaßen die Verantwortung zu tragen, obwohl ich kein großer Menschenkenner bin."

Der Freiherr reichte ihm die Hand. „Ich trage Ihnen nicht das Mindeste nach, Mr. Elton. Sie waren und sind mir ein willkommener Gast. Zur Sache jetzt!"

„Herr v. Westarp," begann Elton mit zunehmender Geläufigkeit, „fühlt sich durch Ihre gestrige Haltung in seinem Zartgefühl gekränkt und verletzt und erwartet Zurücknahme der Beleidigung oder —"

„Ich bitte, das Weitere mit Mynheer van Geeden abzumachen!" fiel der Baron bleich vor Erregung ein und verließ das Zimmer. —

Am Spätnachmittage verabschiedete sich Mr. Elton von

den übrigen Herren, und in der Frühe des folgenden Tages fuhr der Freiherr in van Geeden's Begleitung nach der nächsten Bahnstation, hinter welcher sich ein ausgedehnter Hochwald hinzog.

Weder Elton noch van Geeden war es vergönnt gewesen, Erika's liebliches Antlitz zum Abschied zu sehen. Sie war leidend und hielt sich in ihren Gemächern eingeschlossen. Selbst ihren Töchtern war der Zutritt in dieselben versagt worden.

Der Baron hatte nach reiflichem Entschluß vorderhand jede Annäherung an seine Gattin vermieden, bis er die Unverschämtheit Westarp's hinreichend gezüchtigt haben würde.

Am Abend spät kehrten beide Herren sichtlich müde und abgespannt zurück. Mr. Elton fehlte. Er hatte den Freundschaftsdienst übernommen, den plötzlich ziemlich heftig erkrankten Herrn v. Westarp zu pflegen.

Spät erst in der Nacht erlosch das Licht in Egon's Arbeitszimmer. Das Schicksal hatte in dieser Sache gerecht entschieden. Wie aber konnte die hoffnungslose Spaltung seiner einst so glücklichen Ehe ausgeglichen werden?

Mit dem Morgengrauen schlief er endlich ein, ohne zu einer Entscheidung durchgedrungen zu sein, und die mißhandelte Natur forderte ihr Recht bis in die späteren Morgenstunden hinein.

Da erwachte der Freiherr mit einem jähen Schreck. Heute war ja der Tag, zu welchem die Einladungen zur Mittagstafel längst ergangen waren, an die aber weder er noch Erika im Sturm der letzten Begebenheiten gedacht hatten. Seine Unruhe wuchs. Zur Absage war es zu spät, und naturgemäß lag dem Freiherrn viel daran, jedes Aufsehen gerade jetzt von seinem Hause fernzuhalten.

Es gereichte ihm zur Befriedigung, als er im Speise-

saal die Vorbereitungen zur Ausschmückung der Festtafel in vollem Gange fand. Das Küchenpersonal hatte gleichfalls seine Schuldigkeit gethan und nichts versäumt, den bewährten Ruf der freiherrlichen Gastmähler von Neuem zu rechtfertigen. So kam Egon dann zu dem Entschlusse, diesen Zwang aus gewichtigen Gründen auf sich zu nehmen und, um allem unnützen Geschwätz die Spitze abzubrechen, auch Erika zu vermögen, sich demselben freiwillig zu unterziehen.

Er begab sich zum Zimmer seiner Gattin. Auf sein wiederholtes Klopfen öffnete sie endlich die Thür.

Ihr Anblick schnitt ihm in's Herz.

Sie wandte sich zur Seite, als er hastig hereintrat.

Diese scheue Bewegung that ihm unsäglich wehe.

„Erika," sagte er leise, als spräche er zu einer Kranken.

Sie war blaß wie eine Leiche, nur einzelne rothe Flecken glühten auf Stirn und Wangen.

Sein unseliger Zweifel quälte ihn von Neuem. War sie wirklich unschuldig?

„Du siehst sehr schlecht aus. Fühlst Du Dich unwohl?"

„Nein!"

Er wollte ihr die Hand reichen, aber sie wich zurück. Ihr Zartgefühl, ihre Liebe hatten errathen, was sein Mitgefühl in Banden hielt.

„Ich wollte Dich daran erinnern —"

„Morgen früh werde ich so weit sein!" fiel sie hastig ein.

„Armes Kind," sagte er tief bewegt. „Du bist an Deinem Feinde gerächt, er wird Dir nicht wieder in den Weg treten."

Ihre tief umschatteten Augen flammten flüchtig auf. „Du? Du hast Dein Leben gewagt?" Es schwindelte ihr, sie mußte sich an die Wand lehnen.

„Wird es Dir möglich sein, heute beim Essen zu erscheinen?" fragte er zögernd. „Unsere Gäste sind nicht mehr abzubestellen."

„Kamst Du deswegen?“ fragte sie mit noch geschlossenen Wimpern.

Er nickte. „Darf ich darauf rechnen? Es wäre mir um unser Beider willen sehr lieb.“

„Ja!“ flüsterte sie leise.

„Ich danke Dir,“ sagte er. — „Erika!“ Er konnte es nicht hindern, daß sein Herz überquoll. „Erika!“

Sie schüttelte stumm den Kopf und trat in's Nebenzimmer. —

Trotz allen Kummers empfand der Baron etwas wie Dankbarkeit und Erleichterung, als er sich ihres guten Willens versichert halten durfte. Sein überaus reizbares Selbstgefühl fand eine gewisse Beruhigung in der pünktlichen Beobachtung der nun einmal unumgänglichen Pflichten der Konvenienz.

Zur festgesetzten Stunde begannen sich die Räume des Schlosses mit den erwarteten Gästen zu füllen. Es war ein nicht allzu großer, aber mannigfach zusammengesetzter Kreis, in welchem der Hausherr mit ruhiger Freundlichkeit sich bewegte, während Erika nur mit Aufbietung aller Kräfte ein scheinbares Interesse zu wahren vermochte.

Der Anblick des heißgeliebten, ihr jetzt so weit entfremdeten Mannes, dem sie die Freiheit zurückzugeben entschlossen war um jeden Preis, raubte ihr für Sekunden den Athem. Dazu gesellte sich in immer rascherer Folge ein steter Wechsel von Fiebergluth und Fieberkälte, mit einem erstickenden Angstgefühl verbunden, welches ihren Lippen ein frohes Lächeln zur Unmöglichkeit machte.

Aber dieses Opfer war ja das letzte, welches sie Egon bringen konnte, und sie würde es gebracht haben, hätte auch ihr Leben davon abgehangen. Es war dies die letzte Gelegenheit, sich noch einmal eins mit ihm zu fühlen, mit ihm, den sie aus Liebe so schwer gekränkt und der nicht verzeihen konnte, verzeihen wollte.

Aus diesen Betrachtungen wurde Erika durch einen Zuruf ihres Gatten aufgeschreckt. Er führte eine kleine, unscheinbare Dame am Arme, neben welcher ein ihr fremder Herr schritt.

„Mein neuer Rechtsbeistand, Doktor Bruno Wasmuth!"

Erika schaute bei Nennung dieses Namens hastig auf. Ein eigenthümliches Schreckgefühl ließ ihre Gesichtszüge erst jäh erröthen und dann erblassen.

Das fahle Antlitz des Fremden verrieth keinerlei Ueberraschung. Kalt und scheu wie immer blickte er auf das reizvolle junge Weib, während eine Fluthwelle ahnungsvoller Gefühle ihren Busen hob und senkte.

„Die Gemahlin des Herrn Wasmuth!" drang Egon's Stimme an ihr Ohr.

Sie raffte ihre letzte Kraft zusammen, die drohende körperliche Schwäche zu überwinden.

„Ich freue mich" — sagte sie mit einer ihr selbst fremd klingenden Stimme, dabei schaute sie in Anna Wasmuth's verlegen lächelndes Antlitz und hinab auf einen funkelnden Stern auf deren dunklem Seidengewand. Jetzt — dem Freiherrn schnitt es wie ein Messerstich durch die Seele, während der Rechtsanwalt verdrießlich und halb und halb erschreckt zu seiner nichts ahnenden Gattin hinübersah — jetzt drang ein gellender Aufschrei über Erika's Lippen, ein Angst- und ein Freudenruf zugleich, ihre Hände glitten auseinander, um sich krampfhaft schnell der bestürzten Frau entgegenzustrecken.

„Erika!" rief der Freiherr.

Sie sah wie eine Irrsinnige starr auf das leuchtende Rubinkreuz inmitten funkelnder Brillanten nieder. Plötzlich öffneten sich die blassen Lippen. „Das Kreuz — das Kreuz — dort!" Bewußtlos sank sie nieder.

In der allgemeinen Bestürzung, welche diesem unvermutheten Vorfall folgte, entging es dem Freiherrn nicht,

daß Wasmuth's Antlitz eine geisterhafte Blässe annahm. Seine ohnmächtige Gattin im Arm haltend, warf er dem Rechtsanwalt einen durchbohrenden Blick zu, den dieser mit unsicherem Lächeln erwiederte.

Obwohl kein Mensch aus der Gesellschaft den Zusammenhang dieses Zwischenspiels ahnte, und Jeder nur innige Theilnahme für die leidende Baronin empfand, deren ganze Haltung heute bereits von fortschreitender Krankheit zeugte, lastete dennoch eine dumpfe Schwüle über dem folgenden Festmahl, welchem der Freiherr nur mit allergrößter Ueberwindung beiwohnte.

Sehr schnell ward die Tafel aufgehoben. In rascher Reihenfolge entleerten sich die Räume, und bald leuchtete der Glanz der Wachskerzen über die hastig wieder hergestellte Ordnung.

Drinnen aber in ihrem Schlafgemach lag Erika, das blonde Haar von der Stirn zurückgestrichen, mit den fieberglänzenden Augen in rastloser Bewegung um sich schauend, der Besinnung beraubt.

Der Arzt erklärte ein schweres Nervenfieber im Anzug. Verzweifelnd hielt Egon die heiße Hand der Kranken in der seinen. Jetzt, wo er im Begriff stand, Erika zu verlieren, fand sich die volle heiße Liebe in seinem Herzen wieder, fand er auch plötzlich ein Verständniß für die Verheimlichung ihres Leidens. Und sie hatte unschuldig gelitten. Eine jubelnde Stimme im Innern rief es ihm fortwährend zu. Wie immer der Zusammenhang sein mochte zwischen jenem Brillantkreuz und dem entwendeten Schmuckstück der Kommerzienräthin Beinlich, Erika's Hand war rein wie das Sonnenlicht. Ihr unvermittelter Aufschrei hatte es bezeugt, mehr, als Worte es versichern konnten, daß die Wahrscheinlichkeit vorlag, die seiner Zeit auf so räthselhafte Weise verschwundenen Juwelen an einer andern Person wieder gefunden zu haben. Mochte diese

Thatsache eine Täuschung sein oder nicht, im ersteren Fall konnte und mußte eine Entschuldigung dem Rechtsanwalt und seiner Gattin gegenüber genügen, im letzteren —

Die Wärterin rief den Freiherrn aus der Krankenstube hinaus. Es sei eine Dame unten vorgefahren, die ihn ohne Verzug zu sprechen wünsche.

Widerwillig nur gab er der Bitte Gehör. Aber sein Staunen war unbeschreiblich, als er in der Eintretenden die Gattin des Rechtsanwalts Wasmuth erkannte.

Sie war in tiefe Trauergewänder gehüllt, ihr Antlitz von Thränen geröthet und geschwollen.

„Was führt Sie zu mir, gnädige Frau?“ Der Freiherr schritt ihr hastig entgegen.

Sie konnte nicht sprechen. Ihre Erschütterung drohte sie völlig zu überwältigen.

„Ihr Gatte —?“ unterbrach Egon endlich ihr heftiges Schluchzen. „Ich bitte, da ich nicht errathen kann —“

„Nein, das kann Niemand,“ murmelte die unglückliche Frau, ihr Taschentuch fest gegen die bebenden Lippen drückend, „Niemand erräth, was ihn antrieb — ich selbst nicht.“

„Ihr Gatte —?“ wiederholte der Freiherr halb ungeduldig, halb in höchstgespannter Erwartung.

„Ist todt — erschossen,“ flüsterte sie, scheu um sich blickend. „Gestern Nacht hat er sich selbst getödtet. Das Kreuz ist schuld daran. Was hat es für eine Bewandtniß mit diesem unglückseligen Kreuz? Sagen Sie es mir, ich bitte Sie!“

Der Freiherr blickte lange forschend in das flehende Antlitz des armen jungen Weibes, endlich nahm er ihre zitternde Rechte in die seine. „Von wem erhielten Sie das Schmuckstück geschenkt?“

„Von meinem Mann. Es war kein Unrecht dabei. Er hatte sich das Geld dazu erspart.“

„Wann schenkte er es Ihnen?“

„In unserer Verlobungszeit. Ich wünschte mir einmal im Scherz Brillanten, und Benno liebte mich damals über alle Maßen, ganz so wie er mich zuletzt als die Ursache seiner wunderbaren Verstimmung haßte.“

„Er brachte es Ihnen mit?“

„Ja, ich erinnere mich des Tages noch wie heute. Er war damals in Marienwerder beim Gericht beschäftigt. Zum Weihnachtsfest kam er auf Urlaub zu uns und am Heiligabend schenkte er es mir. Noch vor der Hochzeit ließ er sich versetzen und schlug später die Anwaltscarrière ein.“

„Wußte Ihr Gatte gestern, daß Sie das Kreuz anlegen würden?“ fragte der Freiherr mit nicht ganz sicherer Stimme.

„Nein, o nein! Ich durfte es später niemals mehr tragen, obwohl ich nie erfuhr, weshalb. Gestern hatte ich es heimlich angelegt aus Eitelkeit. Nun sagen Sie mir um Gottes willen, gibt es einen Grund, der meinen Mann um dieses Schmuckstückes halber in den Tod jagen konnte? Ich kenne keinen, keinen!“

Sie schlug die Hände abermals vor ihr Antlitz und schluchzte laut auf.

Der Freiherr, obwohl Zorn und Verachtung seine Stirn purpurroth färbten, denn die Wahrheit lag jetzt hell vor seinen Blicken, konnte sein Mitgefühl diesem sprechenden Jammer nicht verschließen. Er erbarmte sich der fremden Noth.

„Lassen Sie die Sache ruhen,“ sagte er, Anna Wasmuth's Hände sanft herabziehend und in den seinen haltend. „Sprechen Sie zu Niemand darüber. Was auch geschehen sein mag — es ist todt. Forschen Sie nicht, grübeln Sie nicht. Nehmen Sie an, daß Alles gut ist, wie es kam, so werden Sie am sichersten Frieden finden. Das Kreuz aber schicken Sie mir, ich allein kenne seine fernere Bestimmung.“

Es mochte ihr doch wohl eine leise Ahnung durch die Seele ziehen, denn sie neigte schweigend und dankend das Haupt.

Am nächsten Tage erhielt der Freiherr den verhängnißvollen Schmuck zugestellt, welcher einst die Liebesleidenschaft eines moralisch schwach veranlagten Menschen bis zum Verbrechen erregt, um ihn sodann in doppeltem Schuldbewußtsein aller Lebensfreude zu berauben. Dem Arm der Gerechtigkeit vorgreifend gab er sich freiwillig den Tod.

Gleich nach Empfang der Sendung sprach der Freiherr in einem Schreiben an die Kommerzienräthin Beinlich seine tief verletzten Gefühle rückhaltlos aus, indem er zugleich die Person des Thäters namhaft machte und den Brillantschmuck beifügte.

— — — — — — — — — — — —

Lange Wochen hindurch schwebte Erika zwischen Leben und Tod. Die Gluth des Fiebers drohte ihren Körper mehr als einmal zu verzehren, und nur der hingebenden Pflege, welche sie umgab, dankte sie die endliche Zunahme ihrer Kräfte.

Der Freiherr, von Reue und Sorge überwältigt, wich kaum für Stunden vom Lager seiner Gattin, obwohl die Heftigkeit ihrer Fieberphantasien seine geistige Marter stetig vermehrte. Erika's ängstliche Bitte, sie von Westarp zu befreien, ihr Flehen um Erhörung, und das jauchzende Entzücken ihrer endlichen Schuldentlastung drangen ihm wie ebensoviele Dolchstiche durch's Herz.

Aber dann kam eine Stunde, wo Erika's blaue Augen wieder verständnißvoll um sich schauten und erwartungsfreudig dem Wintersonnenlicht entgegen strebten, eine Stunde, wo sie aufgehört hatte, ihre Umgebung für ihr Leben zittern zu lassen, wo sie den Eintritt ihres Gatten mit tief bewußtem Zagen fürchtete und doch ersehnte.

Und in dieser Stunde war es, wo Egon ihr die ganze

Fülle seiner nie erloschenen Liebe offenbarte, wo er sie mit wortlosem Entzücken wieder und wieder an sein Herz drückte, sie und die Kinder, welche ihrer Freude nicht Meister werden konnten, die geliebte Mutter wieder glücklich lächelnd und genesend zu sehen.

Erika's Hand in der seinen haltend, erzählte der Freiherr ihr den letzten Verlauf der Dinge.

Als er schwieg, schlang sie die Arme um seinen Hals, zog sein Haupt zu sich nieder und fragte schamhaft erröthend: „Was war nun größer, meine Schuld oder meine Liebe?"

Er küßte ihr die Worte von den Lippen.

Amor in Gala.

Aus dem Tagebuche eines Hoffräuleins.

Von

F. v. Bülow.

——— (Nachdruck verboten.)

Schönwalde, 7. März.

Gott sei Dank, endlich entlassen! Vier Stunden stocksteif im Eisenbahnwagen sitzen, ohne gähnen zu dürfen, und dabei auf jeden Wink der Herrschaften achten! Für ein wildes Ding, wie mich, ist's Sträflingsarbeit! Seit Jahresfrist bin ich nun an diesem Hofe und noch immer sehne ich mich nach meinem Dorfe!

Der Eisenbahnfahrt folgte eine Wagenfahrt durch grelle Sonne. Obwohl's erst März ist, sind wir beinahe geröstet. Hier feierlicher Empfang, umständliche Begrüßung. O Himmel, bin ich müde! Aber Prinz Gustav sieht brillant aus! Dem schmeicheln die Photographen einmal nicht.

Schönwalde, 8. März.

„Das Landleben hat doch viel Charme für mich," sagte die Frau Prinzessin heute zu ihrem Faktotum, dem Kammerherrn v. Wergelin. Ich dachte: was wissen königliche Hoheit vom Landleben! Wiesenau trat mir vor Augen, meine Heuhaufen, meine Pferde, meine Hunde — ja, das war Landleben! Und hier? Ob das vergoldete Gefängniß von Grün umgeben ist, oder vom Straßenlabyrinth — die Gitterstäbe fühlt man doch.

Aber über den Wergelin muß ich immer lachen, ich kann nicht anders. Wenn er mit süßlichem Tone und schmachtenden Augen von der „pittoresken Scenerie“ oder von dem „alpinen Charakter der Landschaft“ redet, sieht er gar zu albern aus. Warum er nur niemals reden kann, wie ihm der Schnabel gewachsen ist? Heute, als ich 'mal wieder hinter meinem Sonnenschirm lachte, bemerkte ich plötzlich, daß Prinz Gustav mich mit Vergnügen beobachtete. Ich glaube, ich bin feuerroth geworden. Hoffentlich hat's nur die Gräfin Klettenhofen nicht gesehen. Sie hat mich ohnehin auf dem Strich und ist eine alte Spionenseele, die überall Unheil wittert.

Prinzeß Hedwig ließ sich heute von Wiesenau erzählen, und wie ich dort herumzutollen pflegte.

„Du glückliche Käthe!“ sagte sie. „Wenn ich doch auch einmal auf einen Baum klettern könnte!“

Sie ist jetzt neunzehn, gerade ein Jahr älter als ich; sieht aber aus wie feines Porzellan in Spitzenumhüllung.

12. März.

Auch hier verstreicht ein Tag genau wie der andere, trotz des beständigen Kommens und Gehens von Gästen. Vormittags liegen Prinzeß und ich den Studien ob. Wir lesen die Briefe der Frau v. Sévigné. Wenn die Klettenhofen nicht dabei säße, möchte man manchmal grad 'naus lachen.

Um ein Uhr wird zum Gabelfrühstück angetreten. Dann Siesta — des Tages beste Stunde. Von Drei an „Promenade“, meist zu Wagen, seltener zu Fuß. Reiten darf Prinzeß leider nicht, es greift sie an. Um sieben Uhr wird dinirt, dann bemüht sich im Salon alle Welt so fad und langweilig zu sein, wie's irgend geht.

Ich gähnte heute 'mal mit offenem Mund hinter meinem Fächer. Da rief plötzlich Prinz Gustav: „Ich freue mich immer, Fräulein v. Rosen im Salon so leb-

haft angeregt zu sehen!“ Er sieht's darauf ab, mich in Verlegenheit zu setzen, und freut sich wie ein Kobold, wenn ich roth werde. Na, morgen reist er ab.

14. März.

Prinz Gustav ist doch nicht abgereist.

18. März.

Ich habe mich eingeschlossen und geheult wie ein Schloßhund. Die Klettenhofen ist ein altes Greuel! Das war nämlich so.

Gestern steh' ich mit Prinzeß im rothen Zimmer, wo wir uns versammeln, um zur Tafel zu gehen. Da kommt Prinz Gustav und Baron Egon Doverow, der Adjutant. Ersterer soll die Prinzeß zu Tisch führen, der Andere mich. Doverow sieht etwas befangen aus, aber der Prinz schelmisch und vergnügt wie je. Er verneigt sich tief vor Prinzeß Hedwig, tiefer als vorschriftsmäßig, und — ich trau' meinen Ohren nicht! — bittet um die Ehre, Fräulein v. Rosen zu Tisch führen zu dürfen.

Mir wurde siedend heiß vor Bestürzung, und ich sagte: „Verzeihen, Hoheit, das geht nicht. Es ist gegen die Rangordnung!“

Aber während ich rede, nimmt meine Prinzeß ruhig den Arm Doverow's und geht mit ihm ab. Was bleibt mir übrig, als mit dem Prinzen zu folgen?

Nachher war mir's schon recht! Doverow starrt die Prinzeß an und spricht keine zehn Worte. Der Prinz dagegen —!

Zum Glück saßen wir mit der Klettenhofen auf einer Seite, so daß sie uns nicht sehen konnte. Sonst wär' ich meines Lebens nicht froh geworden. So aber war's entzückend! Was er mir Alles zugeflüstert hat! Ich fragt' ihn, warum er nicht abgereist sei. Da sah er mir ganz eigenthümlich tief in die Augen und sagte, gerade jetzt

habe Schönwalde zuviel Anziehendes für ihn. Er neckte mich damit, daß ich hinter meinem Fächer solch' ausdrucksvolles Mienenspiel triebe; er wünsche allemal, mitthun zu können, sagte er, und wenn er mich störe, so sei es nur der Aerger darüber, daß er ausgeschlossen sei. „Denken Sie, wie famos es wäre, wenn wir Zwei zusammen so hinter'm Fächer hervor alle Welt auslachen könnten!" Ich wurde immerfort roth, das fühlte ich. Wie kann er nur sagen: „Wir Zwei zusammen!" Eigentlich hätt' ich überhaupt bös werden müssen, aber ich bracht's nicht über's Herz. Er war gar zu nett!

Nach Tisch drückte mir Prinzeß Hedwig verstohlen die Hand, aber so fest, daß es fast schmerzte. Was hat sie nur? Ich dachte schon, die Sache wäre glatt vorübergegangen, da bleibt auf einmal die Frau Prinzessin stehen und fragt: „Was hatte dieser Umtausch der Plätze denn zu bedeuten?"

Wir kennen Alle diesen kühlen, leisen Ton und zittern davor. Ich sehe unwillkürlich nach der Klettenhofen, die sich in ihrer neuen Damastrobe wie ein gemästeter Pfau spreizt. Sie sieht nicht roth aus, nein, blau. Zum Glück nimmt ihr Prinzeß Hedwig das Antworten ab. „Es war eine Verabredung zwischen Prinz Gustav und mir," sagt sie muthig, „ein Scherz, um Käthe Rosen zu necken."

Ich athmete erleichtert auf. Aber: „Das dicke Ende kommt nach," wie unser alter Kutscher zu sagen pflegte. Heute erschien plötzlich die Klettenhofen in meinem Zimmer, und nun gab's eine Strafpredigt. Ich hasse diese Gräfin! Sie blickt Eis und spricht Dolche. Frivol nannte sie mich und kokett und gewissenlos und pflichtvergessen — zehn Schmähungen in einem Athem! Ich mochte kein Wort zu meiner Vertheidigung vorbringen, so zuwider war sie mir! Ach, wäre der Prinz doch nur abgereist, je weiter, desto lieber!

20. März.

Wir sollen auf Wunsch des Hofraths Doktor Seldenmeyer Lawn-Tennis spielen, das heißt Prinzeß Hedwig soll es, um kräftiger zu werden. Wunderbare Kostüme sind dazu von London verschrieben worden.

Heute fingen wir an. Ein englischer Major macht den Lehrer. Erst war's öde, dann geriethen wir in Eifer. Leider mußten wir da aufhören. Ich war sehr lustig, obwohl ich mir vorgenommen hatte, Prinz Gustav, der mitspielte, nie wieder anzusehen. Es ist nur halb und halb geglückt. Der schöne Doverow zeichnete sich 'mal wieder durch Zerstreutheit aus. Was dem nur immer im Kopfe steckt?

23. März.

Heute ist Prinz Gustav nun wirklich abgereist. Mir ist's, als habe er alles Leben aus Schönwalde mit fortgenommen. Er kommt aber bald wieder, sagt er.

Prinzeß Hedwig ist manchmal so sonderbar. Heute fand ich sie an ihrem entzückenden Schreibtischchen sitzend, damit beschäftigt, lauter E und D auf ein Blatt Papier zu schreiben. Ich glaubte, sie mache ein Räthsel und fragte: „Was soll das sein?“ Da fuhr sie zusammen, zerriß das Papier in kleine Fetzen und sagte in kurzem, hartem Ton: „Nichts.“

Ich fragte: „Sind Sie mir böse, liebste Prinzeß? Bitte nicht! Ich habe ja Niemanden hier, als nur Sie!“

Da streichelte sie mein Haar und fing an zu weinen, Was hat sie nur?

28. März.

Ich glaube, jetzt weiß ich, was sie hat.

Heute fragte mich Gräfin Adeline Welsau, welche die Frau Prinzessin ihres schönen Gesanges wegen einzuladen pflegt: „Wie ist's denn nun geworden?“

Ich fragte ganz dumm zurück: „Was?“

„Nun, mit der Verlobung!“ antwortete sie.

„Verlobung? Welche Verlobung?“ Mir klopfte auf einmal das Herz zum Zerspringen. Und die Welsau glaubte, ich stelle mich absichtlich unwissend.

„Sie brauchen nicht so geheimnißvoll zu thun, Fräulein v. Rosen,“ sagte sie, „alle Welt spricht ja bereits davon.“

Ich versicherte nochmals ernsthaft, daß ich von nichts wisse. Da sagte sie: „Prinz Gustav ist nach Schönwalde geschickt worden, weil man ihn mit unserer kleinen Prinzeß zu vermählen wünscht. Haben sich denn nun die Herzen gefunden?“

Mir wurde es dunkel vor den Augen. „Prinzeß hat nicht geruht, mich zur Vertrauten ihrer Herzensangelegenheiten zu machen,“ sagte ich schroff.

Gräfin Welsau wird mich jetzt ein unausstehlich hochmüthiges Ding nennen. So geht es mir immer, weil ich einmal die Aushorcherei nicht vertragen kann. Sie würde mich vielleicht milder beurtheilen, wenn sie wüßte ... aber zum Glück weiß das Niemand!

30. März.

Das hätte ich nicht gedacht, nein, das nicht! Ich würde es Niemand glauben, wenn ich's nicht mit eigenen Augen gesehen und mit eigenen Ohren gehört hätte. Die Frau Prinzessin hatte auf der Waldwiese ein Fest für die Dorfkinder veranstaltet. Wir durften den Kuchen vertheilen, die Chokolade einschenken und dann mitspielen. Es war herrlich! Die Kinder verloren bald die anfängliche Scheu und wurden rechtschaffen wild. Ich fühlte mich wohler als lange und tollte nach Herzenslust mit den Rangen herum.

Bei dem Versteckspiel geriethen wir von der Wiese in den Wald. Ich fand mich mit aufgelösten Zöpfen, kochheiß im Gesicht und nach Athem schnappend an einem

Eichstamm lehnend. Meine jugendlichen Verfolger hatten mich offenbar aus dem Auge verloren, und ich benutzte die einsame Stelle, um meinen Anzug wieder etwas in Ordnung zu bringen.

Auf einmal hörte ich Stimmen auf dem Waldpfade. Rasch versteckte ich mich, um die Leute vorbei zu lassen. Aber ohne Arg lugte ich durch das Gezweig und sah — meine Prinzeß an der Seite Doverow's.

Wie seltsam, dacht' ich. Sie gingen sehr langsam und sprachen leise. Schon wollt' ich aus meinem Versteck hervorbrechen, denn vor den Beiden genire ich mich nicht. Aber sie waren so vertieft in ihr Gespräch, daß ich nicht stören mochte.

Egon Doverow ist so schrecklich ernsthaft, und die Prinzeß redet auch gern ein bischen klug. Weiter dacht' ich nichts.

Aber seine Stimme klang merkwürdig erregt. Auf einmal hört' ich die Prinzeß sagen: „Ich kann nicht, Herr v. Doverow! Ich beschwöre Sie, mir zu glauben. Rücksichten, deren Nöthigung Sie unterschätzen — mein Gott, wozu rede ich? Sie wollen mir nicht glauben, und wissen doch, wie mein armes Herz blutet! Sie wissen doch, daß ich Sie allein, Sie allein liebe. Aber wer fragt nach meinen Gefühlen? Ich darf nicht! Ich kann nicht!"

Da sagte er leidenschaftlich: „Sie können, sobald Sie wollen! Haben Sie den Muth, mit den veralteten Ueberlieferungen zu brechen. Es gibt kein heiligeres Gesetz, als die Stimme des Herzens!"

„Die Pflicht ist heiliger," antwortete die Prinzeß.

Sie waren gerade bei der Eiche stehen geblieben, so daß ich jede Silbe gehört hatte. Jetzt sank ihr Sprechen zum Flüsterton herab. Ich verstand nichts mehr, aber ich sah, daß sie ihm die Lippen zum Kusse bot.

Es war still ringsum, bis auf das geheimnißvolle

Waldesrauschen, und ich dachte, sie müßten meinen Herzschlag hören.

Als ich zehn Minuten später mit mühsam bewältigter Erregung zu der Gesellschaft zurückkehrte, fand ich die Prinzeß liebenswürdig plaudernd und scherzend, als sei nicht das Mindeste vorgefallen. Sie war nicht einmal röther als sonst.

2. April.

Sie hat's gemerkt.

Ich stand heute vor der Abendmahlzeit im rothen Zimmer und kramte in den Photographien der Frau Prinzessin, die da zu allgemeiner Besichtigung herum liegen. Prinz Gustav's Bild schob ich rasch unter die anderen, dann betrachtete ich lange ein Bild von Baron Egon Doverow. Er hat einen interessanten Kopf, das Gesieht sieht männlich, stolz und leidenschaftlich aus; freilich auch ein wenig düster.

Auf einmal fragt dicht hinter mir die Prinzeß: „Wer ist denn der Glückliche, in dessen Anblick Käthe Rosen so ganz versunken ist?"

Ich fuhr zusammen, wie auf einem Unrecht ertappt, und warf die Unglücksphotographie hastig zu den übrigen. Aber die Prinzeß nahm sie auf, sah sie an und warf einen langen, fragenden Blick auf mich.

Ich hätte Alles darum gegeben, in diesem Augenblick unbefangen erscheinen zu können, und dabei fühlte ich, daß mein Blick unsicher wurde, daß ich heiß erröthete.

Sie sagte nur: „Ah!" Dann kamen die Herren. Wir gingen zu Tisch.

3. April.

Und sie war doch auf falscher Fährte! Heute ließ sie mich nach dem Frühstück zu sich rufen.

„Käthe," begann sie mit einem forschenden Blick in meine Augen, „interessirst Du Dich für Doverow?"

„In wiefern?“ stotterte ich.

„Ich will es wissen. Liebst Du ihn? Ja oder nein!“

„Prinzeß!“ rief ich vorwurfsvoll.

Und da trat sie einen Schritt zurück und sagte wieder ihr kleines „Ah!“ der Ueberraschung. Sie hatte mir angesehen, daß ich Bescheid wußte.

Erst schien sie mir zu zürnen, dann gab sie sich einer sanfteren Regung hin und beichtete. Sie habe von Anfang an für Egon Doverow geschwärmt, erzählte sie mit bezauberndem Lächeln; der Baron sei nur gar zu leidenschaftlich und ungestüm, so daß ihr zuweilen angst und bange werde. Er quäle sie ein wenig.

„Wie kann er es nur wagen!“ rief ich.

Da sah die Prinzeß so zwischen den blonden Wimpern durch über mein Gesicht und schien zu denken: „Davon verstehst Du, gutes Kind, nichts.“

„Und was soll daraus werden?“ fragte ich kleinlaut.

Sie seufzte. „Ich muß natürlich ein Ende machen,“ sagte sie trübe. „Papa und Mama wünschen, mich dem Prinzen Gustav zu vermählen.“

„Und Sie willigen ein?“

„Ja, gewiß,“ sagte sie ruhig. „Natürlich darf der Prinz von meinen Beziehungen zu Doverow nie etwas erfahren. Kann ich mich auch auf Dich verlassen, Kleine?“

Ich nickte. Sprechen konnt' ich nicht.

Prinzeß Hedwig strich mir liebkosend über den Scheitel. „Du bist ganz blaß geworden, Käthe. Solch' ein aufgeregtes, kleines Persönchen! Was würde unsere gute Klettenhofen sagen?“ —

Du lieber Gott, wenn doch Alles erst hinter mir wäre! —

5. April.

Sie muß es ihm irgendwie gesteckt haben, daß ich eingeweiht bin. Heute auf der Promenade schlängelt sich

Herr v. Doverow an mich heran und flüstert mir zu: „Mein gnädiges Fräulein, ich flehe Sie an, mir zu helfen!“

Ich that, als hätte ich nichts gehört und wandte mich ab. Aber er hielt wohl mein Schweigen für Einverständniß, denn er fuhr nur dringender fort: „Ich muß die Prinzeß sprechen. Wollen Sie mir behilflich sein?“

Da wurde ich ganz böse und sagte schroff: „Ich kann Ihnen nicht helfen, Herr v. Doverow, und will auch nicht.“

Er versuchte nicht wieder, mich anzureden.

Ist es nicht eine schöne Idee, der Zukünftigen des Prinzen Gustav zum Stelldichein mit einem Anderen zu verhelfen? O mein Gott! Ich weiß nicht mehr aus und ein in dieser Welt der Lügen!

10. April.

Da haben wir glücklich den Skandal! Daß sie es dahin kommen lassen konnte! Wenn sie die Kraft fand, den Mann, den sie liebte, aufzugeben, warum that sie's nicht ganz? —

Ich war bei der Toilette, das heißt, ich las im Modejournal, während die Jungfer mir das Haar striegelte, wollte sagen bürstete. Stürzt auf einmal roth wie eine Päonie, und keuchend wie eine Gebirgslokomotive, die Klettenhofen in's Zimmer.

„Wo ist die Prinzeß?“

„Hier nicht!“ sagte ich. Aber ich war so erschrocken, daß mir das Journal aus den Händen fiel. Nachher, wie ich aufstand, fühlt' ich, daß mir die Kniee zitterten.

Die Klettenhofen plumpste auf mein kleines Sopha, daß es in allen Fugen krachte. Sie war ganz außer sich, wie ich sie noch gar nicht gesehen habe. Sie vergaß sogar, daß sie mich nicht ausstehen kann.

„Das ist eine schöne Geschichte!“ keuchte sie. „Wenn königliche Hoheit etwas merkt, sterbe ich!“

Ich schickte die Jungfer hinaus und flocht mir rasch die Zöpfe selbst. Währenddem erzählte die Gräfin, die Prinzeß sei mit einem Herrn im Park gesehen worden, hinten beim Schilfteich unter den alten Weiden. Sie, die Klettenhofen, habe dies selbstverständlich nicht geglaubt, aber doch unter irgend einem Vorwande nach der Prinzeß geschickt, die sie bei der Toilette vermuthet habe. Die Abgesandte habe das Nest leer gefunden. „Thun Sie mir den einzigsten Gefallen, Fräulein v. Rosen, und laufen Sie rasch nach dem Schilfteich! Aber um Gottes willen nicht vorn herum, sondern zwischen den Boskets durch, daß Sie nicht vom Schloß aus gesehen werden. Sagen Sie der Prinzeß, daß man aufmerksam geworden ist. Wenn Sie Beide miteinander zurückkommen, läßt sich vielleicht noch ein Eklat vermeiden! Aber eilen Sie, bestes Kind! Wenn königliche Hoheit etwas erführe — ich stürbe!"

Ich hatte schon, während sie sprach, die Zöpfe aufgesteckt und den Frisirmantel abgestreift. Rasch schlüpfte ich in die Morgenblouse und machte die Knöpfe auf der Treppe zu, so trieb mich's hinaus. Die Jungfer keuchte hinter mir her und brachte mir Hut und Handschuhe.

Gott sei Dank, laufen kann ich. Im Umsehen war ich am Schilfteich. Das Laub ist noch sehr zart, so daß ich schon von Weitem der Prinzeß rosenfarbenes Morgenkleid schimmern sah. Sie saß auf der Steinbank am Fuße des Tritonen unter der alten Weide. Doverow stand am Stamme des Baumes und redete dringlich auf sie ein.

Natürlich hatten sie Ort und Zeit vergessen. Ich schämte mich in ihrer Seele und vor mir selbst. Einen Augenblick war's mir, als müßt' ich auf dem Fuße umkehren und fortlaufen. Aber es mußte sein.

Sie sahen mich erst, als ich dicht vor ihnen stand. Ueber dem Rauschen des Wassers, das der Muschel des

Tritonen entstürzt und in den Teich fällt, hatten sie mich gar nicht gehört.

„Hoheit," sagte ich, vom Laufen ganz außer Athem, „es ist die höchste Zeit zum Ankleiden. Man hat mich geschickt."

Sie war ganz weiß geworden; verlor aber nicht die äußere Ruhe. „Wie wir uns doch verplaudert haben, Baron," sagte sie mit einem Lächeln und stand auf.

Raschen Schrittes, und ohne sich nur einmal nach Doverow umzusehen, ging sie neben mir her.

„Hat man mich vermißt?" fragte sie hastig.

Ich wiederholte den Bericht der Klettenhofen.

„Das ist sehr fatal, das ist sehr fatal!" murmelte sie. „Es ist wirklich die höchste Zeit, daß wir ein Ende machen!"

Ich seufzte und dachte: dazu ist's jetzt nur ein bischen spät! — Ich glaube, die Klettenhofen hat etwas mit den Uhren gemacht, sonst hätten wir unmöglich zur rechten Zeit fertig werden können. Aber so wurden wir fertig; nur daß ich mich schrecklich eilte, und daß die Frau Prinzessin sagte: „Die kleine Rosen vernachlässigt sich im Aeußern."

Na, die Klettenhofen wußte warum und ersparte mir diesmal die Predigt.

15. April.

Gott weiß, was bei uns in der Luft liegt! Die Stimmung ist gewitterschwül. Ich fürchte, die Frau Prinzessin hat doch Witterung gekriegt. Die Klettenhofen wird am Ende sterben müssen!

Das ist Galgenhumor, denn mir ist hundeelend.

Draußen regnete es heute, so daß der Spaziergang unterblieb. Dafür mußte die Welsau singen. Sie sang ein trauriges, kleines Lied, in dem es hieß:

„Ach, wär' ich geblieben
Auf meiner Heide!"

Grad' als wär's auf mich gemacht! Mir stieg das Weinen im Halse herauf; aber ich mußte ein ruhiges Gesicht zeigen. Leider hatt' ich den Fächer nicht bei mir. In meiner Angst dreht' ich mein Taschentuch zu einer dünnen Spirale. Dabei ist es zerrissen.

Mir liegt's auf den Nerven wie ein drohendes Unheil.

18. April.

Es ist hereingebrochen. Ich ahnte es ja. —

Die Frau Prinzessin befahl mich heute auf ihr Zimmer und war so auffallend gnädig, daß mir gleich bange wurde. Ich mußte ihr erzählen, ob ich mich am Hofe eingelebt habe, ob ich mich in Schönwalde wohl fühle u. s. w.

Dann kam's heraus. Der Prinz und die Frau Prinzessin fühlten so viel gnädiges Wohlwollen für mich, daß ihnen daran gelegen sei, mich eine gute Heirath machen zu sehen. Es erscheine dies in erhöhtem Grade wünschenswerth, als ich das Unglück habe, keine Eltern mehr zu besitzen. Jetzt böte sich die erwünschte Gelegenheit zu meinem Glück, indem ein reicher Kavalier vom Hofe um die Erlaubniß eingekommen sei, sich um meine Hand bewerben zu dürfen. Sie, die Prinzessin, habe ihm versprochen, in höchsteigener Person seine Sache bei mir zu führen. Es sei dies ein Glück, das ich nicht aus irgend einer Mädchenlaune von der Hand weisen dürfe u. s. w.

Es war Alles in honigsüße Worte eingepackt.

Ich fragte zitternd: „Wer ist's, königliche Hoheit?"

Und die kühle, sanfte Stimme der Frau Prinzessin antwortete: „Baron Egon Doverow."

Da wurde mir dunkel vor den Augen und schwindelig.

„Aber bestes Kind, was fehlt Dir?" rief die Frau Prinzessin ganz erschrocken. „Wer hätte diese Nervenschwäche bei unserem Röschen erwartet?"

Es sollte gütig klingen; aber ich fühlte, daß die Frau

Prinzessin mir zürnte. Die Hofdame, Gräfin Boden, mußte mich nach meinem Zimmer führen.

„Wenn Sie ruhiger geworden sind, besprechen wir das Weitere," sagte die Frau Prinzessin mir noch.

19. April.

Heute, kurz vor Tische schlüpfte Prinzeß Hedwig in mein Zimmer, das ich heute nicht verlassen hatte. Sie küßte mich zärtlich und sagte: „Ich weiß Alles."

„Sie wissen es!" rief ich, „und lehnen sich nicht dagegen auf?!"

„Du thörichtes, rebellisches Ding!" sagte sie und streichelte meine Hände.

Ich war sprachlos. Ist das die vielbesungene Macht der Liebe? Die Gräfin Welsau singt:

„Wenn Zwei sich lieben mit heißen Flammen,
Gott thut ein Wunder und führt sie zusammen.

Das klingt so überzeugend, und ich hab's geglaubt. Bald glaub' ich nichts mehr.

„Sieh, wenn ich mir jetzt die Augen rothweinen wollte," fuhr Prinzeß Hedwig fort, „ich hätte wohl Grund dazu. Aber Du? Was geschieht Dir denn? Einen hübschen, reichen, angesehenen Mann sollst Du heirathen, einen Mann, um den Viele Dich beneiden werden. Ist denn das so schlimm? Komm, sei vernünftig, Käthe!"

„Aber er liebt ja Dich!" rief ich, „er müßte mich ja verabscheuen!"

„Er wäre sehr thöricht," sagte die Prinzeß. „Bist Du nicht jung und reizend?"

„Wie können Sie . . . wie kann er sich zu so etwas hergeben!" rief ich unter hervorstürzenden Thränen. „Weshalb reist er nicht lieber fort, weit fort? Was kann ihn daran hindern?"

„Seine Ehre," sagte Prinzeß Hedwig leise. „Siehst Du, er hat mich bloßgestellt. Man spricht von unseren

Zusammenkünften im Garten. Wenn er sich jetzt mit Dir verlobt, erhält es den Anschein, als sei das Alles nur Deinethalben gewesen. Du siehst, es nimmt dadurch einen völlig harmlosen Charakter an."

Ich nickte stumm.

„Gerade jetzt schweben die Verhandlungen über eine Vermählung zwischen mir und dem Prinzen Gustav, welcher, nebenbei gesagt, für Dich schwärmt. Du kannst Dir denken, daß Mama die Entdeckung meines Verhältnisses zu Doverow äußerst ungnädig aufnahm. Sie hat mich nicht geschont. Die peinliche Geschichte muß durchaus vertuscht werden. Und darum, liebe Käthe, wirst Du nicht länger Deinen Trotzkopf aufsetzen. Du thust mir zu Gefallen, was Mama verlangt. Nicht wahr?"

„Peinliche Geschichte" nennt sie ihre Liebe! Ich kann diese Menschen nicht verstehen.

22. April.

Da meine Augen roth und geschwollen sind, bin ich vom Dienst befreit worden. Die Klettenhofen sieht mich stechend an, wenn sie mir irgendwo begegnet. Sie sind Alle gegen mich verschworen; aber ich will nicht! ich will nicht!

1. Mai.

An Einen hatte ich noch geglaubt, und das gab mir Muth, ihnen Allen Widerstand zu leisten. Jetzt ist auch das am Ende; nun mag aus mir werden, was will. —

Ich durfte heute mit nur einem Diener spazieren reiten. In Gesellschaft soll ich mich jetzt nicht sehen lassen, und die Frau Prinzessin meinte, der Ritt würde mich erfrischen. Es war auch wundervoll! Der kleine Araberhengst folgte, als seien meine leisesten Bewegungen Worte. Er ist ein Wunder von Intelligenz und Feuer, ein reizendes Thier!

Ich ritt durch den Wald und kreuzte nahe der Eisenbahn die Fahrstraße. Da kamen grad' zwei Hofwagen

von der Station her. Ich hielt den „Achmed“ zurück, um die Equipagen vorbei zu lassen. Auf einmal erkannte ich Prinz Gustav.

Auch er hatte mich erkannt, ließ halten und stieg aus. Dann, nachdem Alle mich begrüßt, hieß er seine Herren langsam voraussfahren und ging neben meinem Pferde her in das Holz hinein.

Er thut eben immer grad', was ihm einfällt, und thut's mit einer so genialen Unbekümmertheit, daß man ihm viel mehr zu gute hält, als anderen Leuten. Ich nun gar hätt' ihm zujubeln mögen, denn es schien mir, als sei er eigens zu meiner Rettung dahergekommen.

Er begann damit, mir in der anmuthigsten Weise Liebenswürdigkeiten zu sagen. Es waren Schmeichelworte; aber sie kamen so treuherzig heraus, man konnte nicht böse sein. Nachher wollt' er wissen, warum ich geweint habe. Seine Worte hatten rasch den Weg zu meinem Herzen gefunden; sie ließen mich hoffnungsvoll fühlen. Der meint's gut mit mir, dacht' ich, und wird's nicht zulassen, daß ich gezwungen werde, den Doverow zu heirathen. Verwirrt und ängstlich ob des Verraths erzählt' ich ihm ganz kurz, daß Baron Doverow um mich angehalten habe, und daß die Frau Prinzessin meine Einwilligung verlange.

„Arme, süße Heiderose!“ sagte er zärtlich.

Da mußt' ich wieder weinen. „Ich kann's nicht, und ich lieb' ihn nicht, und ich mag nicht!“ schluchzte ich.

„Pst!“ machte er mit dem Zeigefinger über den Lippen, und sah sich dann nach dem Reitknecht um. Aber der hielt sich wohlweislich in gehöriger Entfernung.

„Es ist die alte Geschichte, Fräulein Käthe,“ sagte er leise und vertraulich. „Unsere Stellung legt uns Pflichten auf. Trösten wir uns miteinander, denn wir sind Leidensgenossen. Ich habe mein Herz an ein gewisses kleines

Röslein verloren; aber darnach fragt Niemand, sondern ich muß die zu dem Hoffräulein gehörende, langweilig vornehme Prinzeß heirathen."

„Sie — Sie rathen mir also —" stammelte ich mit abgewandtem Gesicht.

„Ich rathe Ihnen als Freund, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Und im Grunde ist's so schlimm gar nicht. Doverow ist ein sehr anständiger Kerl und hat Geld. Passen Sie 'mal auf, Käthchen, die junge Baronin Doverow wird ganz anders fetirt werden, als das Fräulein v. Rosen, das als Anhängsel der Prinzeß immer eine untergeordnete Rolle spielt. Und dann wollen wir Alle zusammen einen lustigen Hof halten. Nun, verstehe ich zu trösten?"

„Sie müssen zu Ihren Herren zurück," mahnte ich mit tief gesenktem Kopf. „Diese Unterhaltung hat schon zu lange gewährt."

Er streckte sich, hob den Kopf und sah mir verlangend in die Augen.

„Einen Kuß zum Abschied, süße Käthe!" flüsterte er. „Für die nachherige Bravheit verdienen wir's wirklich! Ein Kuß in Ehren — Sie wissen. Bitte, bitte!"

Aber ich drängte ihn fort und schlug meinem Achmed eins mit der Gerte gegen die Flanken, daß er sofort in Galop davonsprengte.

Jetzt wollt' ich, ich wär' todt!

2. Mai.

Außen Blüthenduft, smaragdenes Grün, Sonnenschein; in meinem Herzen kalte Nacht!

Was sollt' ich mich noch sperren? Für wen und wozu? So ließ ich ihnen den Willen.

Im Zimmer der Frau Prinzessin brachte man uns zusammen. Doverow sah kalt und weiß wie Marmor aus, als er seinen Antrag vorbrachte und mir die Hand küßte. Ich hatte Roth aufgelegt.

Sein fragender, zweifelnder Blick war mir peinlich. Aber die Klettenhofen hatte mich gut abgerichtet. Ich betete meine Lektion ohne Stocken herunter.

Die Frau Prinzessin umarmte und küßte mich. Sie war mit mir zufrieden.

3. Mai.

Zum ersten Male wieder mit den Herrschaften gespeist. Die Frau Prinzessin verkündete bei Tische unsere Verlobung. Alle Welt beglückwünschte mich, auch Prinz Gustav. Er sagte leise zu mir: „Ich beneide den Doverow,“ dabei sah er mich an, wie man die Braut eines Anderen nicht ansehen sollte. Ich trug ein blaßrosa Seidenkleid mit Heckenrosen, und man fand mich hübsch. Doverow redet mich nur an, wenn es nicht anders geht. Er haßt mich natürlich.

5. Mai.

Baron Doverow ist abgereist; auf seine Güter sagt man. Das ist gut; denn Jedermann konnte ihm die Todesqual seiner unglücklichen Liebe vom Gesicht ablesen. Er eignet sich so wenig zum Komödiespielen wie ich.

Daß auch mein Herz um ein zerstörtes Idealbild blutet, ahnt zum Glück Niemand.

Schloß Karlskron, 1. Juni.

Wir sind für einige Wochen nach der Residenz zurückgekehrt. Die Verlobung meiner Prinzeß ist veröffentlicht worden, und die Gratulationsbesuche enden nicht. Prinzeß scheint sich mit viel Gleichmuth in das Unabänderliche zu finden. „Wenn ich Doverow täglich sähe,“ sagte sie zu mir, „so wär's mir schwerer. Die Entfernung läßt sein Bild erblassen.“

In mir ist Alles todt.

3. Juni.

Heute war Doverow hier, um den königlichen Hoheiten seine Aufwartung zu machen und anstandshalber nach dem

Befinden seiner Braut zu fragen. Ich sah ihn im Salon der Klettenhofen, und wir waren so förmlich kalt, daß die gute Gräfin selbst zufriedengestellt schien. Das will etwas sagen.

Ich schaudere vor jeder Begegnung mit diesem Manne, dem man mich aufgedrungen hat, zurück. Meine Stellung ihm gegenüber ist demüthigend, erniedrigend! —

Die Prinzeß, die den Baron nicht hat sehen dürfen, erschien bei Tische mit rothgeweinten Augen. Wenn das nur nicht wieder ein Unwetter heraufbeschwört.

4. Juni.

Ich dacht' es doch. Die Frau Prinzessin wünscht mit der „Affaire Doverow“ ein- für allemal abzuschließen, da Prinzeß Hedwig durch ihr Weinen gestern bewiesen hat, daß sie nicht ganz „taktfest“ ist. Darum soll die Hochzeit beschleunigt werden. Ich bin zu einer Unterredung befohlen worden.

Prinzeß Hedwig zeigte mir ein Zeitungsblatt, das sich im Idyllenton über ihre Verlobung ausspricht.

„In dem herrlichen Naturpark des prinzlichen Jagdschlosses Schönwalde,“ heißt es da, „trat die holde Prinzessin, einer erblühenden Rosenknospe gleich, dem jugendlich schönen Prinzen entgegen, und Beider Herzen waren gefangen. Nur innigste Neigung ist es, was dies fürstliche Paar dem Bunde der Ehe zuführt.“

Ich sah die Prinzeß an. „Es nimmt sich doch ganz hübsch aus,“ sagte sie, und lächelte melancholisch.

6. Juni.

Ich bekam ein Briefchen von Doverow. Seine Handschrift ist männlich und vornehm. Er bittet um eine Unterredung unter vier Augen, ehe die Entscheidung wegen des Hochzeitstages getroffen würde. Ich habe bei der Frau Prinzessin angefragt. Sie will's nicht. Ich soll ihn im Beisein der Klettenhofen sprechen. Die Gräfin hat's ihm geschrieben.

7. Juni.

Doverow verzichtet unter diesen Umständen. Natürlich ist er beleidigt. Er haßt uns Alle und glaubt, ich sei mit den Anderen im Bunde. Ich fürchte mich vor ihm. Wenn er doch noch jetzt sagte: „Ich will nicht!“ Könnt' ich ihm nur einen Vorwand dazu bieten, aber mir fehlt jede Freiheit der Bewegung. Man bewacht mich wie eine Gefangene. Fürchten sie, daß ich ihnen davonlaufe? Vielleicht thäte ich's, wenn ich könnte!

8. Juni.

Großer Ball beim Minister von S. Ich habe ganz wild getanzt trotz der Nadelblicke der Klettenhofen, die schließlich zu Messer-, Dolch- und Lanzenblicken anwuchsen. Tanzen ist gut für Verzweifelte. Es überkommt Einen dabei ein Taumel des Vergessens.

15. Juni.

Sie treffen Vorbereitungen zum „Polterabend“. Grausamer Hohn! Es ist, als ob man eine Hinrichtung mit Scherzen einleiten wollte. Ich habe gebeten, mich in Ruhe zu lassen; aber das paßt ihnen nicht. Sie wollen sich amüsiren.

Festmahl beim Prinzen L. Man feierte das hohe Brautpaar. Prinzeß Hedwig nahm mit sehr viel Anmuth und natürlicher Würde die ihr gebrachten Huldigungen entgegen. Prinz Gustav war sichtlich stolz auf seine Braut. Er übertraf sich selbst an Liebenswürdigkeit und froher Laune. Der ihnen auferlegte Zwang drückt sie nicht sehr. Sie sind es eben nicht anders gewöhnt. —

Doverow hat mir einen sehr kostbaren Schmuck geschickt.

20. Juni.

Noch ein Tag, dann hat diese Marter ein Ende. Was nachher kommt, ist trostlos genug, aber wir werden doch nicht gezwungen sein, ewig zu lächeln.

Die Komödie des Polterabends ist glücklich überstanden.

Stundenlang an der Seite des unglücklichen Doverow fade Scherze und unerträgliche Neckereien anhören zu müssen, zu lächeln und zu lachen, erfreut, überrascht und gerührt zu scheinen — und das Alles mit auf den Tod verwundetem Herzen — es war eine Höllenqual.

Und Doverow litt vielleicht noch mehr. Einmal berührte ich aus Versehen seine Hand. Sie war kalt wie Eis. Warum wagt er nicht, sich gegen den Zwang aufzulehnen?! Noch jetzt würde ein energisches Wort ihn frei machen. —

Im Nebenzimmer liegt mein Brautstaat ausgebreitet. Es ist Alles viel zu kostbar. Man scheint mir den Schmerz, den man mir verursacht, bezahlen zu wollen.

O, wenn nur erst der morgende Tag vorüber wäre! Mir ist's, als müßt' ich sterben!

21. Juni.

Nun ist's geschehen, und ich lebe noch. In einer Stunde reise ich allein mit dem fremden Mann in die weite Welt. Es scheint so unglaublich, so ganz widernatürlich!

Ein passiveres Ding von einer Braut ist wohl nie dagewesen. Erst schmückten sie mich sehr umständlich. Dann empfingen mich die hohen Herrschaften. Die Frau Prinzessin umarmte und küßte mich, doch gemessen, um meine duftige Toilette nicht zu zerknüllen. Die älteren Damen folgten dem hohen Beispiel. Lauter Theaterumarmungen, die mir trotz aller Flüchtigkeit den Athem benahmen.

Im großen Saale fand die Trauung statt. Ich war während der ganzen Ceremonie wie betäubt. Dennoch sah ich einmal, daß Prinzeß Hedwig das Taschentuch an die Augen führte. Da warf ich zum ersten Male einen Blick auf Doverow. Ich dachte, er müsse zucken vor Zorn und Qual. Aber sein strenges Gesicht war aufwärts gerichtet und trug den Ausdruck kalten Stolzes und trotziger Unbekümmertheit. Ich fürchte mich vor ihm.

Dann kam das Hochzeitsmahl. Endlose Tischreden, endlose Glückwünsche, endlose Judasküsse!

Prinz Gustav wagte es, mir zuzuflüstern: „Ich würde mein Glück mehr zu schätzen wissen, als dieser steife Doverow!“ Ich wandte ihm schweigend den Rücken.

Bozen, 22. Juni. Abends spät.

Endlich allein. Mein Kopf schmerzt. Es ist das erste Mal, daß wir Rast machen. Bis jetzt sind wir Nacht und Tag im Eilzug gefahren. Zum Glück brauchte ich weder stocksteif zu sitzen, noch zu lächeln. Das Letztere besonders that wohl. Es war ein solches Ausruhen! — Wenn ich mich nicht von Doverow beobachtet gefühlt hätte, wäre mir wirklich wohl gewesen. Aber das gezwungene Beisammensein wirkt natürlich drückend auf uns Beide. Er behandelt mich wie ein dienstthuender Kammerherr seine Fürstin: sehr achtungsvoll, sehr aufmerksam. Wir reisen übrigens mit einem Diener und einer Jungfer.

Hätte Doverow nur einmal ein vertraulicheres Wort gesprochen, so hätt' ich vielleicht den Muth gefunden, ihn zu bitten, dieser erbärmlichen Ehekomödie baldmöglichst ein Ende zu machen. Wir haben gethan, was von uns verlangt worden. Nun ist's genug.

Bozen, 23. Juni.

Heute Morgen, als die Jungfer meine Rouleaux in die Höhe zog, fiel mein erster Blick auf die Bergmassen und das zwischen ihnen ausgebreitete paradiesische Thal. Unwillkürlich kam mir ein Freudenruf über die Lippen.

Als ich beim Frühstück saß, klopfte Jemand an die Thür. Ich glaubte, es sei der Kellner oder das Stubenmädchen, und sagte: „Herein!“ Da kam Egon Doverow. Es machte mich zuerst schrecklich verlegen, denn es lagen allerhand Toilettengegenstände herum, und überhaupt —

Aber da ihm das Alles gleichgiltig zu sein schien, ließ ich ihn eintreten und bat ihn, Platz zu nehmen.

Er sah müde aus. Die Lider mit den dunklen Wimpern lagen ihm schwer über den Augen. Mit gleichgiltiger Stimme sagte er etwas von Reisedispositionen und ob ich vielleicht eine Fußtour in die Berge befehle.

Eine Fußtour allein mit ihm! Mir lief es förmlich kalt über den Rücken.

„Lassen Sie uns lieber weiter reisen!“ rief ich aufgeregt. Das Sausen und Rasseln der Eisenbahn schien mir das beste Betäubungsmittel.

Er sah auf. Nachdenklich und etwas besorgt ruhte sein Blick auf meinem Gesicht.

„Ich sollte meinen, Sie müßten müde sein,“ sagte er.

Ich schüttelte den Kopf.

„Befehlen Sie also, daß wir heute schon weiterreisen?“

„Ja, weiter, weiter!“ rief ich mit nervöser Ungeduld. „Aber bitte, treffen Sie die Reisebestimmungen, ohne mich zu Rathe zu ziehen, Herr v. Doverow. Es ist mir wirklich ganz gleichgiltig.“

Er stand auf, machte eine kühle Verbeugung und ging.

Ich muß versuchen, etwas rücksichtsvoller zu sein. Was soll ich ihn noch unbehaglicher machen, als er's ohnehin ist! Fänd' ich nur erst den Muth, offen mit ihm zu reden!

Venedig, den 26. Juni.

Eben haben wir uns ausgesprochen. Das erste Mal! Es sind sehr viele Fremde hier, und wir wurden beobachtet. Das war uns Beiden peinlich. Wir reisen als ein junges Ehepaar und leben in Wahrheit wie Fremde miteinander. Dies lächerliche Mißverhältniß muß nach außen hin verdeckt werden, und das ist auf Reisen nicht immer durchzuführen.

Dies ging mir heute durch den Kopf, und entschlossen, ein Ende zu machen, ließ ich Herrn v. Doverow um eine Unterredung bitten. Er erschien sofort, kühl und ernst,

wie immer. Ich mußte meinen ganzen Muth zusammenraffen.

„Es scheint mir unklug, Herr v. Doverow,“ begann ich, „die traurige Komödie dieser uns aufgezwungenen Ehe dem Gerede der Welt preiszugeben.“

Die letzten Worte kamen unsicher über meine Lippen, denn sein düster leidenschaftlicher Blick bohrte sich derart in den meinen, daß ich für mich fürchtete.

„Aufgezwungen?“ rief er mit böse blitzenden Augen. „Ich meine, diese Heirath sei Ihr eigener Wunsch gewesen?“

„M e i n Wunsch?“

Es muß wohl Mancherlei in diesem Ausruf gelegen haben, was ihn irre machte. Er wurde auf einmal sehr blaß und sah mich unsicher an.

„So wäre —“ stotterte er und brach ab.

Wie ich ihn so verwirrt sah, wurde ich selbst ganz ruhig.

„Ich fügte mich dem Zwange, dem auch Sie sich gefügt haben,“ sagte ich. „Es galt, uns Beide, oder vielmehr S i e, auf gute Art unschädlich zu machen, damit aus Schlimmem nicht Schlimmeres entstehe. Ist Ihnen das nicht klar?“

Er war aufgesprungen und dicht vor mich hingetreten. Jetzt faßte er mein Handgelenk und umklammerte es mit gewaltsamem Griff. Er ist jähzornig, von wildem, ungestümem Wesen.

„Ist das wahr?“ knirschte er.

Ich fürchtete ihn nicht mehr; dennoch klopfte mir das Herz zum Zerspringen.

„Es ist die g a n z e Wahrheit, Herr v. Doverow.“

Er ließ meine Hand fahren. „Und man hat mir diese Heirath als Ihren Wunsch dargestellt!“ rief er. „Um der Nähe eines gewissen Prinzen zu entfliehen, hätten Sie gewünscht — und s i e, sie selbst hat mir das Märchen aufgetischt!“

„Die Prinzeß?“ stammelte ich. „Prinzeß Hedwig?“

Er nickte. „Sie wußte, daß ich sonst nicht auf den schmählichen Handel eingegangen wäre.“

„Und ich habe sie lieb gehabt,“ schrie ich auf, „ich habe ihr vertraut!“ Dann barg ich das Gesicht in den Händen und weinte heiße Thränen.

Auf einmal zog Jemand meine Hände leise fort. Erstaunt aufschauend, sah ich Doverow vor mir auf den Knieen liegen. Seine dunklen Augen blickten sanft und liebevoll.

„Werden Sie mir verzeihen können?“ sagte er. „Wenn meine Sinne nicht so ganz von jenem unseligen Wahn umnachtet gewesen wären, hätte ich mit eigenen Augen sehen müssen, daß hinter dieser reinen Stirne keine niedrige Berechnung wohnt, hätte ich wissen müssen, daß ein Fräulein v. Rosen sich nicht verkauft.“

Er sah so hübsch aus, so ehrlich und traurig, und ich hatte die Empfindung, als sei ich ihm mit einem Male viel wichtiger geworden, als alle Prinzessinnen der Welt. Ich begreife wirklich gar nicht, was mir in den Sinn kam; ohne es zu wissen und zu wollen, beugte ich mich nieder und — gab ihm einen Kuß. Gleich nachher schämte ich mich natürlich entsetzlich, stieß ihn von mir und rannte aus dem Zimmer.

Ich hab' ihn seitdem nicht gesehen.

Venedig, 27. Juni.

Heute, als ich mit der Morgentoilette fertig war — ich hatte mir viel Zeit genommen — ging ich zitternd in das Frühstückszimmer hinunter. Doverow saß und schrieb, sprang aber auf, sowie er mich in der Thür sah, und kam mir mit einem erwartungsvollen Ausdruck entgegen.

„Wie haben Sie geruht?“ sagte er leise und küßte mir die Hand.

Er schien mir ganz verwandelt, weit, weit anziehender,

als sonst. Aber ich mußte in einem fort an den Kuß von gestern Abend denken und fühlte, daß ich roth wurde, sowie er mich ansah. Was mußte er nur denken?

Er hatte längst gefrühstückt, setzte sich aber, seine Schreiberei im Stich lassend, neben mich und sah mir zu. Andere Hotelgäste frühstückten an den zahlreichen kleinen Tischchen; wir sprachen darum halblaut und nur das Oberflächlichste. Er schlug eine Gondelfahrt auf dem Kanal vor, „denn," sagte er, „wir haben mancherlei Wichtiges miteinander zu verabreden."

Mir war es recht.

So fuhren wir, dicht aneinander gedrängt, in dem kleinen, schwarzen, sargähnlichen Gondelhäuschen, und um uns plätscherte und glitzerte das Wasser. Aber seine erste Frage bereitete mir eine schmerzliche Ueberraschung. Er sagte: „Wünschen Sie, daß ich Schritte thue, eine gerichtliche Scheidung einzuleiten?"

Ich hatte daran wirklich noch gar nicht gedacht. „Es ist vielleicht das Richtigste," sagte ich überlegend; „jedenfalls würden Sie dadurch Ihre Freiheit zurückerlangen."

„Ich pfeife auf diese Freiheit!" bemerkte er schroff.

Ich sah ihn mitleidig an. Zu seiner heißgeliebten Prinzeß freilich konnt' es ihm nicht verhelfen. Sie blieb ihm verloren.

„Immerhin würde eine Scheidung so kurz nach der Heirath peinliches Aufsehen erregen," fuhr er fort. „Wenn Ihnen nichts daran liegt, Baronin, so würde ich empfehlen, es vorläufig bei dem Bestehenden zu lassen. Es bleibt uns unbenommen, getrennt von einander zu leben. Nicht wahr?"

Ich stimmte traurig zu. Seit gestern Abend hatte es mir scheinen wollen, als sei ihm mein Geschick keineswegs gleichgiltig. Was er aber jetzt vorbrachte, klang wieder völlig theilnahmlos. Mein nach Glück verlangendes Herz hatte wohl geirrt.

Ich nahm mich zusammen, um gleichfalls recht sachlich zu bleiben; aber das schmerzliche Zürnen gewann die Oberherrschaft.

„Befreien Sie sich nur von meiner Gegenwart, je eher, desto lieber," sagte ich. „Es muß ja entsetzlich sein, ein weibliches Wesen an sich gekettet zu sehen, mit der Leidenschaft für eine ganz Andere im Herzen."

Er unterbrach mich bitter: „Sie sprechen aus Erfahrung. In Schönwalde wollte man wissen, daß Fräulein v. Rosen die Huldigungen eines gewissen Prinzen gar nicht ungern entgegengenommen habe."

Ich war empört. „Das ist schändlich und grausam!" rief ich unter hervorbrechenden Thränen. „Niemand hat etwas darüber zu berichten! Niemand weiß das Geringste! Aber Ihnen will ich es sagen, weil Sie ein Recht darauf erlangt haben, Alles zu wissen. Es ist wirklich wahr: Prinz Gustav hat mein thörichtes, eitles Herz besessen; aber er hat es nie erfahren und Andere noch viel weniger."

Er faßte meine Hand. „H a t Ihr Herz besessen, sagen Sie? Besitzt er es jetzt wirklich nicht mehr? Ich beschwöre Sie, seien Sie wahr!"

Er schien tief erregt.

„Prinz Gustav steht vor der Vermählung mit Prinzeß Hedwig," sagte ich stolz, „und ich bin Ihre Frau, Herr v. Doverow."

„Aber die Herzen!" rief er, „die Herzen! Lassen sich die nach Wunsch einzwängen, Fräulein v. Rosen?" (Er nannte mich in seiner Aufregung bei meinem Mädchennamen!) „Sagen Sie mir aufrichtig, fühlen Sie noch stark für den Prinzen?"

Es klang leidenschaftlich, zärtlich, stürmisch. Wieder überkam mich die Verwirrung von gestern Abend, aber ich bezwang mich diesmal.

„Ich fühle nichts für den Prinzen," antwortete ich

leise, „nicht schwach und nicht stark. Ich hielt ihn für einen Menschen von tiefem Gemüth; aber es ist Alles Spielerei bei ihm bis auf den Grund. Selbst den Schmerz, den mir diese Täuschung bereitet hat, habe ich verwunden. Aber Sie, Herr v. Doverow, Sie haben mit ganzer Seele geliebt, ich weiß es. Wie können Sie dieses Alles ertragen?"

„Jawohl, ich habe sie geliebt," antwortete er mit halber Stimme dicht an meinem Ohr. „Ich betete sie an, ich liebte sie rasend, sinnlos und verzweifelt, bis ich erkennen mußte, daß ihr das äußere Ansehen mehr galt, als meine Liebe, die korrekte Form mehr Werth für sie besaß, als das Wesen der Sache. Mit dieser Ueberzeugung war die Gluth meines Herzens erloschen. Ich kann nicht Menschen lieben, welche selbst die Schläge ihres Herzens nach dem vorgeschriebenen Ceremoniell reguliren. Ich liebe wahre und ganze Naturen, wie — meine Frau. Liebe Käthe, glauben Sie, daß Sie sich an mich würden gewöhnen können?"

Sein bebendes Flüstern, sein bittendes Gesicht, seine tiefe und starke Leidenschaft umstrickten mich völlig. Niemals war mir der Prinz oder irgend ein anderer Mensch halb so liebenswerth erschienen, wie in diesem Augenblicke Egon Doverow. Ich konnte nicht sprechen, konnte ihn nur ansehen.

Da plötzlich fühlte ich mich von seinen Armen eng umschlungen, fühlte seine Lippen heiß auf den meinen und hörte ihn unter Küssen, die mich fast erstickten, wieder und wieder meinen Namen stammeln. —

Die Junisonne scheint so hell und die Erde ist so schön! Und ich bin glücklicher, als alle Menschen auf der Welt, denn mein Mann liebt mich.

Sultanin Dischа.

Ein ostafrikanisches Kulturbild.

Von

C. Falkenhorst.

(Nachdruck verboten.)

Als im vorigen Jahre der Krieg mit den Arabern an der Ostküste von Afrika noch tobte, langte in einem der Häfen eine Parthie Elfenbein an, welches tief aus dem Inneren des Landes kam und die Tributzahlung einer schwarzen Sultanin für den unerschrockenen Afrikareisenden Paul Reichard war. Jahre waren seit der Rückkehr dieses deutschen Forschers verflossen, aber in der „Stadt“, in welcher er einst gewohnt und regiert hatte, dachte man an ihn und sah ihn als den rechtmäßigen Häuptling oder Mtemi an — Engländer würden sagen als König des Reiches Ugunda.

Paul Reichard konnte den elfenbeinernen Tribut nicht versilbern oder daheim als theures Andenken aufstellen, denn in den Wirren des Aufstandes ging der ganze Vorrath verloren oder wurde gestohlen. Die Thatsache ist schon an und für sich interessant, für unsere Leser aber um so mehr, als dieselbe mit der ersten deutschen Gebietserwerbung in Ostafrika in Verbindung steht.

Es war vor zehn Jahren; man dachte und schrieb und redete in Deutschland über Kolonien, aber man beschränkte sich noch darauf und entsandte höchstens Forscher nach dem dunklen Welttheil. Dort war eine neue Aera

angebrochen. Die Internationale Afrikanische Gesellschaft, die von Leopold II., König der Belgier, in hochherzigster Weise unterstützt wurde, nahm die Erschließung und Civilisirung Centralafrika's in Angriff. Stanley wirkte bereits am unteren Kongo, indem er für den künftigen Kongostaat Stationen gründete, und außerdem sollte eine Reihe von Stationen von der Sansibarküste bis zum Tanganjika angelegt werden. An diesem Werke betheiligte sich auch die Afrikanische Gesellschaft in Deutschland und rüstete, von der Reichsregierung und dem König Leopold II. unterstützt, eine Expedition aus, welche eine Station zwischen dem wichtigen Knotenpunkt der Karawanenstraßen, der Araberniederlassung Tabora und dem Tanganjikasee anlegen sollte. Zu Mitgliedern derselben wurden Hauptmann v. Schöler, der Zoologe Dr. Böhm und der Astronom Dr. Kayser gewählt. Außerdem wurde noch einem jungen Industriellen aus Kaiserslautern, Paul Reichard, gestattet, sich auf eigene Kosten an der Unternehmung zu betheiligen.

Die Expedition brach im Jahre 1880 auf und gründete eine Station zunächst in dem Dorfe Kakoma, südwestlich von Tabora, das jetzt fast im Mittelpunkte des westlichen Theiles von Deutsch-Afrika liegt. Hauptmann v. Schöler kehrte bald nach Europa zurück, die drei anderen Mitglieder blieben im Lande Ugunda. Der Häuptling desselben, Mlimangombe, welcher in der nahen Hauptstadt Gonda lebte, war anfangs den Europäern nicht besonders freundlich gesinnt. „Der Rinderhüter", wie sein Name in deutscher Uebertragung lautet, war dem Trunke ergeben, und erst als ihn die Wassersucht auf's Schlimmste peinigte, wandte er sich zu spät an die Weißen, um von ihnen Hilfe zu erlangen. Er starb am 18. Juli 1881. Sein Tod wurde den Unterthanen nach alter Sitte verheimlicht; die Wenigen, die darum wußten, beerdigten den

Todten heimlich während der Nacht in dem Hofe des „Palastes"; sie versenkten den in bunte Tücher verhüllten Leichnam in die Grube mit vier lebenden gefesselten Sklaven, zwei Knaben und zwei Mädchen. Die armen Opfer wurden mit Speerstichen getödtet, dann die Gruft rasch verschüttet und alle Spuren derselben auf das Sorgfältigste verwischt. Dann traten die Vornehmen zu der geheimen Wahl zusammen und riefen Discha,*) eine Schwester Mlimangombe's, zum Mtemi oder Häuptling aus.

Der Regierungswechsel ist überall mit Gefahren für den Staat verbunden, und auch Discha befürchtete einen Angriff des benachbarten mit den Arabern befreundeten Häuptlings Sike von Unjamjembe. Sie sandte darum Boten nach Kakoma und bestürmte die Deutschen mit Bitten, ihre Station nach Gonda zu verlegen und die Herrschaft mit ihr zu theilen. In den hierauf folgenden langwierigen Verhandlungen wurden die Deutschen wirklich zu Häuptlingen eingesetzt und lernten die Sitten und Gebräuche der Neger genau kennen. Nach ihren Berichten an den Vorstand der Afrikanischen Gesellschaft entwerfen wir das nachfolgende Bild von Ugunda, seinem Volke und seiner Sultanin. Es ist ein innerafrikanisches Bild, aus welchem die Leser mit Menschen bekannt werden, unter denen jetzt die Deutschen unter Emin Pascha's Leitung ihre civilisatorische Thätigkeit zu entfalten beginnen.

Der Schauplatz, auf den wir uns begeben, ist keineswegs eine üppige Tropenlandschaft. Der bei Weitem größte Theil des Gebietes wird zwar vom Walde bedeckt, aber es ist der Puri, der trockene, schattenlose afrikanische Wald. In ihm wachsen neben Akazien und Mimosen Bäume, die unseren Buchen, Eschen und Ulmen ähnlich sehen, nur daß sie nicht so reich belaubt und selten so

---

*) Oder Ndischa, wie sie neuerdings genannt wird.

schön wie die unserigen gewachsen sind. Die Palme erscheint zwar an Regenbächen und Stromläufen, aber nur rings um die niemals versiegenden Flüsse und Teiche wird die Vegetation üppiger und zaubert in den ausgedehnten Wäldern mit ihren vielen Schlingpflanzen, hohen Baumriesen und dichtem Unterholz das Bild des Urwaldes hervor. Sonst dehnt sich neben dem Puri die öde, savannenartige offene Landschaft aus, welche hier die Boga genannt wird.

Auf dieser etwa 1000 Meter über dem Meere gelegenen Hochfläche wohnen die verschiedenen Stämme der Wanyamwesi in runden Strohhütten, hauptsächlich Ackerbau und in geringerem Maße Viehzucht treibend. Wir werden sie in der Hauptstadt Discha's näher kennen lernen.

Dieselbe heißt, wie bereits erwähnt, Gonda und hatte zur Zeit, als Reichard und seine Genossen dort weilten, etwa 500 Einwohner, darunter höchstens 40 Freie, alle übrigen waren Sklaven. Die Strohhütten sind in Gonda seltener, sie werden durch die feuerbeständigeren viereckigen Lehmhäuser nach arabischem Muster, die Tembes mit einem inneren Hof, verdrängt. Durch dicht zusammengedrängte Straßen, die eigentlich nur zufällig unbebaut gebliebene Stellen sind und bei Regenwetter sich in unergründliche Sümpfe verwandeln, gelangt man zu der Häuptlingswohnung, dem Palast oder Kwikuru. Auch er ist ein Tembe, also ein viereckiger Lehmbau, der in der Mitte einen großen Hof besitzt. Die Seitenlänge dieses Kwikuru beträgt 30 bis 40 Meter. Gonda ist außerdem eine Festung mit zwei Vertheidigungslinien: Erdwall und Graben bilden die äußere, eine tembeartige Lehmmauer die innere Linie.

Acht Tage, nachdem Discha zur Sultanin ausgerufen worden war, kam Reichard nach Gonda, um mit ihr zu verhandeln. Die Machthaberin wohnte noch nicht in dem

Kwikuru, sondern in ihrer Privatwohnung, einer ganz niedrigen, halbzerfallenen Hütte. Das Hauptzimmer war ein kleiner Raum von etwa 10 Meter Länge und 2 Meter Breite, durch eine zerrissene Schilfmatte in zwei Theile getrennt und so niedrig, daß man kaum stehen konnte. Der Boden aus gestampftem Lehm lag tiefer, als der Weg, weshalb bei starkem Regen Wasser eindrang, welches auch durch das schlechte Dach seinen Weg finden konnte. Links vom Eingang befand sich die Feuerstätte, von der ein beißender Rauch aufstieg, der das Innere der Tembe mit Qualm erfüllte. An den rußschwarzen Wänden standen Schachteln mit Maiskolben, auf denen schreiend und quiekend unzählige Ratten ihr Wesen trieben.

Hier empfing die Sultanin Reichard. Ihre äußere Erscheinung schildert dieser wie folgt: „Dischа ist eine kleine, robuste Gestalt, doch kann man ihr eine gewisse Würde nicht absprechen, welche sich besonders in ihrem selbstbewußten Gange offenbart. Sie ist von heller, kaffeebrauner Farbe, Füße und Hände sind sehr klein und wohlgeformt, die Stirn ist niedrig und etwas vorspringend, die Nase klein und aufgestülpt, die Backenknochen vortretend. Die aufgeworfenen Lippen geben dem Gesicht im Verein mit dem großen Kinn und den etwas tiefliegenden braunen Augen den Ausdruck von Lüsternheit, gemischt mit Grausamkeit. Die Haare trägt sie kurz geschoren. Bekleidet war sie mit einer weißen Schuka, welche sie nach Art der Küstenbewohner hoch unter den Achseln auf der Brust befestigt trug. Als einzigen Schmuck hatte sie eine Unzahl aus Schwanzhaaren der Giraffe hergestellter und mit feinem Kupfer- und Messingdraht umsponnener Ringe um die Knöchel gelegt."

Dischа war verheirathet, und zwar hatte sie bereits den dritten Mann; die beiden anderen hatte sie mit eigener Hand getödtet, den einen durch einen Beilhieb in den

Nacken, den anderen durch einen Lanzenstich. Von ihrem dritten sollte sie sich jetzt trennen, denn eine Sultanin darf nicht verheirathet sein, sie wird überhaupt als ein Mann, als Häuptling betrachtet.

Discha war gewählt, aber um diese Wahl giltig zu machen, bedurfte es noch einer feierlichen Einsetzung. Diese zog sich nun sehr in die Länge und fand erst nach einem Jahre statt. Das Volk wußte indessen, daß es eine neue Sultanin habe, und fühlte es auch.

Stirbt ein Mtemi eines nicht gewaltsamen Todes, so ist daran nach dem Glauben des Volkes ein Mrosi, ein Zauberer oder eine Hexe schuld. Der Hexenwahn blüht nämlich noch heute in Afrika, und ihm zufolge soll auch der neugewählte Mtemi von einer ganzen Anzahl Warosi*) bedroht sein, die ihn durch Gift und Zauberei tödten wollen. Dieses Unheil muß natürlich verhütet werden, und bevor noch ein Anschlag geschehen, spürt einer der Priester nach den Warosi. Der Angeschuldigte wird dann sofort festgenommen und muß sich dem Gottesgerichte unterwerfen. Zu diesem Zwecke muß der Angeklagte ein erbsengroßes Stückchen einer giftigen Wurzel, die von jenseits des Tanganjika kommt, mit Wasser verschlucken und so lange auf und nieder gehen, bis sich die Wirkung einstellt. Bricht er das Gift aus, so ist er unschuldig. Behält er es bei sich oder stellen sich Anzeichen von Vergiftung ein, so wird er, wenn er nicht an den Folgen des Giftes stirbt, hingerichtet.

Der letzte Akt dieser Hexenprozesse spielt sich vor dem ältesten Thore der Stadt, dem Thore Songäro ab. Dort wird das Opfer gemartert und dann mit einer Keule erschlagen. Die Leiche bleibt unbestattet liegen, und wenn sie von den nicht häufigen Hyänen eine Zeitlang unberührt

*) Mehrzahl von „Mrosi“.

gelassen wird, so gilt das als ein weiterer Schuldbeweis. Solche Hinrichtungen sind ziemlich häufig, denn jede heftige Erkrankung eines gewöhnlichen Bürgers wird auf Hexerei zurückgeführt, und Krankheitsfälle bieten somit oft eine willkommene Gelegenheit, sich eines unliebsamen Feindes zu entledigen.

In der Zeit zwischen der Wahl und der Einsetzung Dischа's trat nun Kassita, der Sohn Mlimangombe's, als Thronprätendent auf und suchte zu diesem Zwecke die Unterstützung der Araber in Tabora zu erlangen. Er wurde aber von diesen ausgeplündert, verrathen und nebst seinem Onkel Kahumba ermordet. Die Köpfe Beider wurden alsdann vor dem Songäro niedergelegt, und bald darauf an derselben Stelle die Mutter Kassita's in grausamer Weise hingerichtet.

Ein Jahr nach der Wahl Dischа's erfolgte endlich die große Feier der Thronbesteigung.

Dischа hatte sich der Landessitte gemäß versteckt und wurde erst nach langem Suchen in einer Hütte entdeckt und von dem Verwalter der Deutschen, der ihr Neuigkeiten aus Tabora zu bringen vorgab, herausgelockt. Sie wurde von dem Neger sofort ergriffen und erhielt, als sie sich dagegen sträubte, von ihm einen Backenstreich. Sodann wurde sie gefesselt und in ein Tembe geschleppt, das sie bis zum nächsten Neumond, dem Tage ihrer Thronbesteigung, nicht verlassen durfte. Dort besuchte Dr. Kayser die Sultanin und fand sie im kläglichsten Zustande vor. In einem vom Feuer nur spärlich erhellten, raucherfüllten Raume lag sie am Boden, von kräftigen Wanyamwesihänden gehalten, denen sie sich zu entwinden strebte. Dabei schrie sie unaufhörlich nach ihrer Mutter und nach ihrem Bruder und betheuerte laut heulend, sie wolle nicht Sultanin werden, sie wolle vom Lande Ugunda nichts wissen, und verwünschte Land und Leute. Das gehört

auch zu dem Ceremoniell, der Kronprätendent darf nicht bei seiner Gefangennehmung erklären, er wolle gern Häuptling werden.

Das Nächste, was Discha nun thun mußte, war die Scheidung ihrer Ehe mit Maniamega, ihrem gegenwärtigen Manne. Die Ceremonie bestand darin, daß Discha und Maniamega je eine Ziege schlachteten. Discha sprach dabei folgende Worte: „Wir haben gesagt, nicht zu verlassen den Gefährten. Jetzt heben wir auf die Brüderschaft." Die von Discha geschlachtete Ziege bedeutete den Maniamega, und wie das Blut aus der Ziege floß, so floß nach ihrer Auffassung Discha's Blut aus dem Körper des Maniamega zurück; und entsprechend verhielt es sich mit der Ziege des anderen Theiles.

Am 25. Juli Abends erfolgte die Ueberführung der Sultanin nach dem Kwikuru. Discha wurde, in schmutzige Tücher ganz eingehüllt, herausgeführt, die Deutschen folgten ihr und ringsum befanden sich Priester, welche mit Rasseln und Kürbisflaschen den bösen Geist verscheuchten, dann folgte eine johlende und schreiende Menschenmasse und dazwischen knallten ohne Aufhören die Flinten. Hinter den Priestern wurde noch eine neu für diese Feier angefertigte Trommel geschlagen.

Im Kwikuru angelangt, wählte sie drei Würdenträger: zwei alte Weiber, Wagori, welche den neuen Mtemi vor Zauberei schützen sollten, und einen jungen Mgawe als adeligen Beirath.

Am anderen Tage wurde sie zum ersten Male als Sultanin in's Freie geführt. Man hatte ihr das Häuptlingszeichen, die abgeschliffene Platte einer Schneckenschale mit Streifen von Löwen- und Pantherfell, an der Stirn befestigt, die Deutschen stifteten ihr das königliche Gewand, einen arabischen, mit Silber gestickten schwarzen Kaftan, und ein paar neue Tücher, und nun zog man unter dem-

selben Lärm wie am vorhergehenden Tage auf den Richtplatz vor dem Songäro.

Hier wurden Discha Bogen und Pfeil überreicht, den sie abschoß, um ihre Kraft zu zeigen. Sodann nahm sie auf ihrem Throne Platz; es war das ein einfacher Sessel, mit dem Felle eines eben geschlachteten Hammels überzogen. Zu beiden Seiten ließen sich die Würdenträger und Reichard, sowie Dr. Kayser nieder. Das Volk stand in weitem Halbkreise rings umher, und in der Ferne führten Ruga-Ruga, Soldaten und Walddiebe, Kriegstänze auf.

Discha empfing nunmehr eine alte, ganz aus Eisen bestehende Lanze; dadurch wurde symbolisch angedeutet, daß sie nunmehr Gewalt über Leben und Tod habe, sowie, daß sie fürder als Mann zu betrachten sei. Die Mgori erhielt eine große eiserne Hacke, das Sinnbild der den Weibern obliegenden Arbeit, und der junge Mgawe ein altes Gewehr, zum Zeichen, daß er der General von Gonda sei. Es folgte ein origineller Akt. Dem neuen Häuptling wurde Verstand eingepaukt. Die neue, nach unten zu trichterförmig auslaufende Trommel wurde unter anfangs sehr kräftigen, dann abschwellenden Schlägen Discha zuerst an das rechte, dann an das linke Ohr gehalten. Derselben Prozedur mußten sich auch die Würdenträger unterwerfen. Die Priester näherten sich der Sultanin und flüsterten ihr geheimnißvolle Worte in's Ohr, und der Oberpriester zertrümmerte mit drei Hammerschlägen einen Flaschenkürbis über Discha's Haupt, indem er sagte, daß Jeder, der das Zeichen ihrer Sultanswürde, die Muschelplatte, berühre, ebenso wie der Kürbis mit seiner ganzen Familie zerschlagen werden solle. Eine feierliche Rede, in welcher erklärt wurde, Discha sei jetzt Mtemi geworden und die Wasungu (Europäer) seien mit ihr gleichberechtigt, beschloß die Krönungsfeier.

Unter Flintengeknalle, Tanz und Gesang ging man nach dem Kwikuru, wo Dischа die Huldigungen ihrer Unterthanen entgegennahm. Jeder, der sie begrüßte, mußte eine Kleinigkeit geben, sei es einen Pfeil oder einen Spieß, oder Zeug, oder Perlen, oder Hühner u. s. w. In der Stadt wurde noch tagelang getrunken, gesungen, getanzt und geschossen.

So war Discha ein Mann geworden. Ihr geschiedener Gatte mußte das Land verlassen, der Mtemi Discha, der jetzt Kumilua hieß, mußte aber wie alle Häuptlinge auch Frauen besitzen. Dies geschah in folgender Weise.

Discha war doch immerhin ein Weib geblieben, und als weiblicher Häuptling wählte sie sich nun einfach — männliche Weiber: sechs bis sieben junge 17- bis 20jährige Burschen, welche fortan als Weiber galten, sich als solche kleiden mußten, gar keine Stimme mehr im Rathe hatten und keine Waffen trugen.

Die Deutschen übten ihre Hoheitsrechte thatsächlich aus; sie nahmen an allen Berathungen theil, entschieden über Leben und Tod, Krieg und Frieden und verwendeten Leute zu Frohndiensten. Das Land Ugunda gehörte ihnen neben Discha als Häuptlingseigenthum. Sie durften die Muschelplatte, das Abzeichen der Häuptlingswürde, tragen, und man mußte sie als Häuptlinge begrüßen. Selbst Discha war ihnen unterthan, und als die schwarze Dame einmal unbotmäßig wurde, wurde sie gezwungen, Abbitte zu leisten, öffentlich die Kniee vor den weißen Häuptlingen zu beugen und ihnen zum Zeichen der Unterwerfung eine Hacke, eine Ziege und einen Sklaven zu überreichen.

Die Deutschen waren auch bestrebt, in Ugunda Ruhe und Sicherheit herzustellen, und die Eingeborenen sahen sie ungern scheiden. Das Schicksal der Expedition ist bekannt. Dr. Böhm, der in dem „idyllischen Waidmannsheil“, einer Blockhütte, die ihm Reichard erbaute, anfangs

seinen Studien oblag, erlitt durch den Brand derselben die schwersten Verluste; er wurde dann beim Sturme auf ein Kawendedorf verwundet, zog trotzdem mit Reichard in das Urualand jenseits des Tanganjika und fand dort den Tod. Kaysser war schon früher gestorben.

Paul Reichard allein setzte die Erforschung fort und drang bis in das Reich Msiris vor, um mit einer reichen Ausbeute nach vielen überstandenen Gefahren heimzukehren. Als er auf der Rückreise wieder Ugunda besuchte, übertrug er Discha in Stellvertretung seine Oberhoheit unter Vorbehalt seiner sämmtlichen Rechte für den Fall seiner Rückkehr.

Die Elfenbeinsendung, von der wir Eingangs berichteten, beweist, daß man ihn in Ugunda nicht vergessen hat. Die Afrikanische Gesellschaft in Deutschland hat sich aufgelöst und auf alle ihre Ansprüche in jenem Lande verzichtet, und so ist unser berühmter Paul Reichard heute noch der Mtemi oder Sultan von Ugunda, zur Zeit wohnhaft in Berlin, und die Sultanin Discha seine Stellvertreterin. Reichard hat in letzter Zeit den Wunsch geäußert, daß seine Rechte von Staatswegen anerkannt werden möchten.

Jedenfalls wird nun nach Abschluß des deutsch-englischen Vertrages in nächster Zeit im Innern von Ostafrika das unterbrochene Kulturwerk mit verstärkten Kräften fortgesetzt werden, und in Tabora und Ugunda werden wieder Deutsche einziehen. Daß dieses Kulturwerk kein leichtes sein wird, darüber könnte uns die Schilderung der Sultanin und ihres Volkes belehren, aus derselben haben wir aber zugleich ersehen, daß die Arbeit nicht aussichtslos ist, im Gegentheil gute Früchte tragen kann.

Eine technische Revolution.

Blicke in die Zukunft.

Von

W. Viehlmann.

(Nachdruck verboten.)

Die letzten drei Jahrzehnte unseres Jahrhunderts werden in der Geschichte der Industrie und der Wissenschaft stets eine hervorragende Stellung einnehmen, denn niemals vorher in geschichtlich bekannter Zeit haben sich die Erfindungen auf dem Gebiete des Verkehrs, der Technik und der Industrie so gehäuft, wie gerade am Ausgange des 19. Jahrhunderts. Wir haben bereits verlernt, über neue Erfindungen, mögen sie noch so wunderbar sein, zu erstaunen; und doch geriethen in den jüngsten Tagen die Techniker der Eisenindustrie in große Aufregung über die Erfindung der Gebrüder Mannesmann aus Remscheid, weil diese etwas erreichten, was bisher für unmöglich galt und der gesammten Eisenindustrie der Zukunft neue, noch nicht absehbare Bahnen eröffnet.

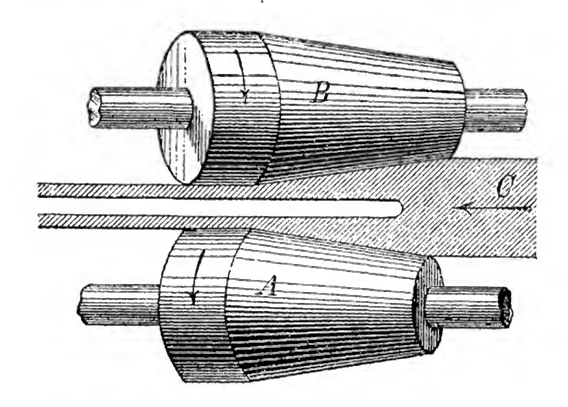
Aus den Tageszeitungen wird es den Lesern vielleicht schon bekannt sein, daß die Gebrüder Mannesmann das sogenannte Schrägwalzverfahren erfunden haben, vermittelst dessen es jetzt möglich ist, fertige Röhren von allen Weiten aus massiven Metallblöcken ohne Anwendung eine Dorns oder im Innern thätigen Werkzeuges zu walzen. Da diese Erfindung auf den ersten Blick dem Nichtfachmann wenig wichtig erscheinen dürfte, so soll im Folgen-

den in kurzen Zügen angedeutet werden, welche Bedeutung dieselbe nicht nur für die Eisenindustrie, sondern für unser gesammtes modernes Leben hat.

In der Baukunst, beim Brückenbau, in allen Betrieben, die von einer Centralstelle ausgehen, wie Wasserversorgung, Gasversorgung, Versorgung mit Druckluft u. s. w., bedarf man metallener Röhren. Zwei Wege gab es bisher, um diese Röhren herzustellen: das Gießen des flüssigen Metalls um einen in der Mitte einer Form befestigten Kern und das Zusammenbiegen eines fertigen Bleches zu der gewünschten Form. Das erste dieser Verfahren ist natürlich nur da anwendbar, wo das Metall sich schmelzen läßt, also bei Gußeisen, Stahl u. dergl. Es liefert Röhren ohne Naht; aber wie bei allen gegossenen Gegenständen ist man nie sicher, daß dieselben in ihrer ganzen Masse frei von Blasen und Fehlern sind. Das zweite Verfahren, das Zusammenbiegen, war bisher das allein anwendbare bei Schmiedeeisen, welches nicht gegossen werden kann. Solche Röhren müssen da, wo die Kanten sich berühren, durch Schweißung, oder bei sehr weiten Röhren, durch Nieten geschlossen werden, wodurch die sogenannte Naht entsteht, welche den schwächsten, dem Zerreißen am meisten ausgesetzten Theil der Röhre bildet. Beim Walzen der gewöhnlichen Gas- und Wasserröhren wird die Formgebung und die Schweißung dadurch vereinigt, daß man die Röhren über einen sogenannten Dorn walzt. In allen Fällen, in denen man bisher schmiedeeiserne oder stählerne Röhren ohne Naht haben mußte, blieb nichts Anderes übrig, als dieselben in sehr mühsamer Weise dadurch herzustellen, daß man massive Stäbe auf der Drehbank ausbohrte, eine Arbeit, die höchst kostspielig und immerhin nur auf kurze Arbeitsstücke beschränkt ist.

Alle dem macht nun das Mannesmann'sche Walzverfahren ein Ende, indem es uns erlaubt, Röhren von

beliebiger Länge ohne Naht auf einfachem und billigem Wege herzustellen. Das Verfahren ist von dem gewöhnlichen Walzverfahren ganz verschieden. Bei dem gewöhnlichen Verfahren üben die Walzen einen heftigen Druck auf das Arbeitsstück aus; dasselbe quetscht sich langsam durch die von den Walzen eingeschlossene Oeffnung durch, und das weiche Metall nimmt dabei die Form dieser Oeffnung an. Ob dieses Durchquetschen langsam oder



schnell geschieht, ist in der Hauptsache gleichgiltig; auf den ausgeübten Druck kommt es allein an.

Das Mannesmann'sche Verfahren nun beruht auf einem Reibräderwerk mit schräg gestellten und darum schraubenartig wirkenden Walzen; die Walzen A und B haben, wie die obenstehende Illustration zeigt, die Form von Kegeln (richtiger Konoiden), deren Spitzen in gleicher Richtung liegen und deren Oberflächen mit Furchen versehen sind. Das rothglühende Metall C geht nun in der Längenrichtung der sich in derselben Richtung drehenden Walzen durch sie hindurch, wird von ihnen gepackt, gestreckt, ge-

dreht und am anderen Walzenende als Rohr abgeliefert. Diese Verwandlung beruht auf der sich allmählig steigernden Oberflächengeschwindigkeit der kegelförmigen Walzen infolge der Durchmesservergrößerung bei gleichbleibender Winkelgeschwindigkeit, beziehungsweise Umdrehungszahl. Vermöge dieser Geschwindigkeitszunahme wird von der weichen Metallmasse eine Mantelschicht längs der Achsenrichtung fortgeschoben, also gewissermaßen dem Block die Haut über die Ohren gezogen, während der Kern in dem Maße langsamer nachfolgt, wie die Dicke des Blockes sich infolge der fortgesetzten Abschälung allmählig vermindert. Aus diesem Vorgange läßt sich auch die Bildung des Loches erklären. Die einzelnen Eisentheilchen werden spiralförmig verschoben, bleiben an den Walzen sozusagen kleben, und in der Mitte bildet sich die Höhlung.

Das Verfahren kann nun für bestimmte Zwecke in mehreren Abweichungen, auf die wir nicht näher eingehen, zur Ausführung gelangen.

In beliebiger Länge kann man auf diese Weise Röhren aus Stahl oder Eisen wie aus jedem anderen Metall herstellen, in denen die einzelnen Stahltheile und Stahlfasern nicht parallell zur Längsrichtung des Rohres liegen, sondern gewissermaßen in Spiralen um das Rohr herum gewickelt sind. Es entsteht aber durch diese spiralförmige Anordnung der Metallfasern eine außerordentliche Festigkeit und Zähigkeit, durch welche dem Rohre ein innerer und äußerer Druck zugemuthet werden kann, den man bisher für unmöglich in der Technik hielt.

Die Einrichtungen der Walzen erlauben es, Röhrchen herzustellen, deren innere Weite, der sogenannte lichte Raum, so gering ist, daß man gerade eine Stricknadel hindurchstecken kann, während durch bloßes Verstellen der Walzen mit derselben Maschine Röhren bis zu einem

Meter lichter Weite und darüber erzeugt werden. Auch kann man, wenn man will, die Röhren so herstellen, daß sie vorn und hinten verschlossen sind, man kann ihnen ferner jeden Querschnitt (viereckig, oval) geben, ja sie sogar in die Form der Eisenbahnschienen überführen — kurzum, für die Technik der Röhrenfabrikation eröffnet sich ein ganz neues Gebiet.

Wenn man bedenkt, daß nach angestellten Versuchen diese nach dem Mannesmann'schen Verfahren hergestellten Röhren einen Druck von viertausend Atmosphären ertragen können, also eine Widerstandskraft beweisen, die Alles übersteigt, was sich selbst der phantastischeste Kopf bisher in dieser Hinsicht träumen ließ; daß durch die schräg gestellten Walzen das spröde Metall geknetet und geformt wird wie ein weicher Körper, so eröffnet sich für die gesammte Eisentechnik ein geradezu märchenhafter Blick in die Zukunft. Die gewaltigsten Eisenbauten, die man bis heute anstaunte, sind ein überwundener Standpunkt. Fernerhin wird man noch ganz andere Dinge leisten.

Wie staunte man noch im vorigen Jahre die neue gewaltige Firth of Forth-Brücke an, welche vor wenigen Monaten erst in England dem Verkehr übergeben wurde! Und es war damals allerdings ein Wunderwerk, das viele Gefahren zu überwinden hatte. Die Hauptgefahr, welche bei der Konstruktion der Brücke war, lag nicht etwa darin, daß dieselbe die Eisenbahnzüge nicht tragen könnte, sondern vielmehr in ihrem ungeheuren Eigengewicht und in dem Umstande, daß sie bei Sturm dem Druck des Windes eine gar zu große Fläche bot. Die Belastung einer so großen Brücke durch einen Eisenbahnzug beträgt nach der Aeußerung eines bekannten Technikers nicht mehr als die Belastung eines Tisches, über den eine Fliege hinwegkriecht. Was den Brücken von großer Spannung und außerordentlicher Höhe bisher Gefährliches innewohnte,

entstand durch das kolossale Gewicht an Eisen, aus dem sie konstruirt waren. Man war gezwungen, mächtige Träger, genietete Eisenstücke zu verwenden, welche man entsprechend den Ansprüchen auf Druck und Zug möglichst stark konstruiren und herstellen mußte.

Gern hätte man zu dem Auskunftsmittel gegriffen, hohle Röhren an Stelle der eisernen Träger zu verwenden, weil diese ja ein geringeres Eigengewicht haben, es war aber — wie bereits erwähnt — bisher unmöglich, Röhren von bestimmter Länge herzustellen, ganz abgesehen davon, daß die gegossenen oder genieteten Röhren die Zumuthungen nicht aushalten konnten, die man bei solchen Brücken an sie stellt.

Diesem Uebelstande wird durch das Mannesmann'sche Verfahren nun ein- für allemal ein Ende gemacht. Die kühnsten Brückenbauten, die gewaltigsten Eisenbauten, gegen die der Eiffelthurm ein wahres Kinderspiel ist, können künftighin errichtet werden, indem man die nach dem Mannesmann'schen Verfahren hergestellten Röhren verwendet, und ein unabsehbares Gebiet eröffnet sich den Technikern, welche sich bisher mit der pneumatischen Packet- und Personenbeförderung beschäftigten.

Bekanntlich gibt es jetzt schon Rohrposten in Berlin, Wien und Paris, d. h. Verkehrsanstalten, in denen in unterirdischen Röhren Büchsen mit Briefen oder Postkarten fortbewegt werden, indem man vor diesen Büchsen einen luftleeren Raum schafft und dann atmosphärische Luft hinter die Büchsen treten läßt, so daß diese die Blechbüchsen in den Röhren forttreibt. Diese Beförderung ist eine so rasche und sichere, daß man längst daran gedacht hat, dieselbe auch auf größere Packete, ja auch auf Personen auszudehnen; immer aber scheiterten bisher diese Pläne an der Unmöglichkeit, Röhren herzustellen, die den kolossalen Druck aushalten könnten, den die verdichtete

Luft bei Fortbewegung von solchen Riesenblechbüchsen, in denen Gepäckstücke oder Menschen eingeschlossen wären, auf die Wandung der Röhren ausüben würde. Denn bisher gab es keine Möglichkeit, Röhren herzustellen, die einem Druck von zwanzig bis dreißig Atmosphären Widerstand leisten konnten. Auch in dieser Beziehung eröffnet das Mannesmann'sche Verfahren neue Ausblicke, und die Eisenbahn der Zukunft ist vielleicht die pneumatische, vielleicht die pneumatisch-elektrische.

Wie viel sicherer und rascher die Beförderung von Gepäckstücken und Personen vor sich gehen würde, wenn die Wagen durch verdichtete Luft in Röhren fortgeschoben würden, in denen weder eine Entgleisung, noch eine Störung durch Witterungseinflüsse möglich ist, kann man sich denken. In England hat man die ersten Versuche gemacht, Personen in solchen verschlossenen Wagen zu befördern. Die heutige Technik baut wunderbare Apparate für Lufterneuerung, so daß ohne jede Gefahr Personen zwölf bis vierundzwanzig Stunden lang in solchen Wagen aushalten können. Nothwendig ist aber der so lange Aufenthalt nicht, denn an den Stationen, wo ein- und ausgestiegen wird, träte ja von selbst wieder eine Lufterneuerung innerhalb der geöffneten Wagen ein.

In den mächtigen Röhren der Eisenbahnbeförderung, welche überirdisch oder unterirdisch, je nach Bedarf, angelegt werden könnten, würden die Wagen mit Hilfe des Luftdruckes mit einer Geschwindigkeit dahinfahren, welche bei einer anderen Beförderung unmöglich zu erreichen ist. Ein Verunglücken in der bisherigen Weise durch Entgleisen oder Zusammenstoß würde für diese Wagen vollständig unmöglich sein; erhöhte Sicherheit und Geschwindigkeit wären also die Vortheile dieser Zukunftsbahn.

Daß es natürlich noch einige Zeit dauern wird, bis man die pneumatische Bahn für die Personenbeförderung

benutzen wird, ist selbstverständlich. Man wird erst Versuche mit der Beförderung von Gepäckstücken machen, und die Amerikaner haben bereits eine Bahn von New-York nach Chicago zur Beförderung von Gütern und Packeten in dieser Weise anzulegen beschlossen.

Aber auch zu anderen Zwecken, als zur Beförderung durch Druckluft, werden die nach dem Mannesmann'schen Verfahren hergestellten Röhren verwendet werden können. Bekanntlich benutzt man in großen Städten schon jetzt die komprimirte Luft dazu, um kleine Maschinen zu treiben. Handwerkern und kleinen Fabrikanten wird diese Luft durch Röhren zugeführt, und dieselben erhalten dadurch ein außerordentlich gefahrloses, billiges und wirksames Betriebsmittel für ihre Maschinen. An der Ausdehnung des Röhrennetzes aber, an der umfangreicheren Verwendung komprimirter Luft auch für die Zwecke der Großindustrie war man bisher verhindert, weil die Röhren den dazu erforderlichen kolossalen Druck nicht aushalten konnten. Auch in dieser Beziehung werden die nach dem Mannesmann'schen Verfahren hergestellten Röhren sich nützlich erweisen. Ein starker Wasserfall im Gebirge wird verwendet werden können zum Betriebe von Maschinen; die komprimirte Luft wird in kolossalen Röhren, welche jedem Drucke widerstehen, meilenweit fortgeleitet werden können, um für die Industrien aller Art, ja selbst vielleicht für die Landwirthschaft Verwendung zu finden.

Man halte diese Ideen nicht etwa für Spiele der Einbildungskraft. Die nächsten Jahrzehnte schon werden darüber belehren, daß auf dem großen Gebiete des Verkehrs gerade durch das Mannesmann'sche Verfahren Wandlungen geschaffen werden, die man bis heute selbst in technischen Kreisen für unmöglich gehalten hat. Man denke nur an den Siegeslauf, den das elektrische Licht binnen wenigen Jahren um die ganze Welt genommen hat, und

man wird es nicht für unmöglich halten, daß eine ähnliche Umwälzung auf dem Gebiete des Verkehrs bevorsteht, wenn erst die Errichtung pneumatischer Betriebe aller Art von spekulativen Unternehmern in Angriff genommen wird.

Interessant dürfte es noch sein, die Geschichte des Mannesmann'schen Verfahrens zu verfolgen.

Der Vater der drei Gebrüder Mannesmann, denen gemeinsam die Erfindung geglückt ist, war ein Eisenhüttentechniker in Westphalen, der sich viele Jahre damit beschäftigt hatte, ein Verfahren zum Walzen von Röhren zu erfinden. Es gelang ihm dies zwar nicht, aber die Erfahrungen, die er gesammelt hatte, hinterließ er seinen Söhnen zugleich mit dem Auftrage, den eingeschlagenen Weg weiter zu verfolgen. Jahrelang experimentirten die Brüder, bis ihnen die große Erfindung endlich gelang. Zu ihrer Ausnutzung aber benöthigten sie eines bedeutenden Kapitals, und dieses fanden sie in England, wo auf ihre Patente hin sofort ein Eisenhüttenwerk errichtet wurde; erst nachdem sich hier im Großen ihre Erfindung auf das Glänzendste bewährt hatte, traten die Erfinder damit an die Oeffentlichkeit. Gegenwärtig haben sie drei Fabriken im Betriebe: eine in Remscheid, die zweite in Böhmen und die dritte in Wales, auf englischem Boden, aber mit deutschem Kapital betrieben. Im April 1890 kamen sie mit ihrer Erfindung nach Berlin und stellten sie hier für Techniker und Laien zur Besichtigung aus. Selbst die bedeutendsten Autoritäten auf dem Gebiete der Eisenhüttentechnik erklären, die Tragweite der Mannesmann'schen Erfindung lasse sich noch gar nicht übersehen; welchen Werth sie für die Zukunft habe, könne heute noch Keiner sagen, daß ihr Werth aber ein ungeheurer sei, vermöge Niemand zu bestreiten.

Wenn aber der Stolz auf Erfindungen und Erfinder

berechtigt ist, dann können wir uns wohl darüber freuen, daß eine so hervorragende Erfindung von Deutschen ausgegangen ist.

Schöne Männer.

Skizze

von

Richard March.

Nicht nur das weibliche, sondern auch das männliche Geschlecht hat in Bezug auf Schönheit seine Ideale und glänzenden Gestirne aufzuweisen. Zu den Ersteren wären vor Allen die Gestalten eines Apollo und Antinous zu rechnen: Jener, ein Gott, dargestellt als bartloser, gelockter Jüngling von schlankem Wuchse, mit dem Ausdrucke göttlicher Hoheit im Angesichte; dieser mit kurzem, gelocktem, in die Stirne fallendem Haare, starken, düsteren Brauen, einem großen, schwärmerischen, Melancholie verrathenden Auge, vollem Munde, hochgewölbter Brust und kraftvoller Gestalt. Im Eros, im Zeus, im Mars und Herkules hat uns das Alterthum noch andere Ideale höchster männlicher Schönheit aufgestellt.

Im Mittelalter galt zum Theil als Urbild männlicher Schönheit der Christuskopf, bei den Germanen Siegfried. Gehen wir aber von den Idealen zu den „glänzenden Gestirnen", d. h. zu Männern über, die wirklich gelebt und auf Göttlichkeit nie Anspruch gemacht haben, so wäre unter den römischen Kaisern vor Allem Marc Aurel zu nennen, der Philosoph auf dem Throne.

Er war, wie Shakespeare's Lear, „jeder Zoll ein König", und wurde an Wohlgestalt nur von dem Anführer seiner Leibwache übertroffen. Es war dies Theodo, ein junger Rhätier (Schweizer), der zuerst die Kaiserin vor dem Anfalle eines Auerochsen und dann den Kaiser selbst wiederholt aus dringender Lebensgefahr gerettet hatte. Als er nicht mehr dienen wollte, gründete er im Suevenlande (Schwaben) einen Wohnsitz, welchem er zum Andenken an seine Heldenthat — er hatte den Auerochsen (Ur) ganz allein bezwungen — den Namen Ursperg verlieh. Hieraus entwickelte sich im Laufe der Zeiten das Schloß Aursperg, die Wiege des noch blühenden Geschlechtes der Auersperge, eines Geschlechtes, dessen erster im Mittelalter genannter Sprosse, Oderich der Auersperger, nicht allein durch körperliche, sondern auch durch geistige Vorzüge hochberühmt wurde in deutschen Landen.

Wie übrigens genugsam bekannt, waren die alten Deutschen überhaupt schöne Männer, und seit der römische Geschichtsschreiber Cornelius Tacitus Germanien geschildert, hat man nicht aufgehört, deutsche Recken zu bewundern. Aus den verschiedenen Stämmen ragten wieder die Männer einzelner Geschlechter durch besondere körperliche Schönheit hervor, z. B. die Hohenstaufen, dann die Babenberger, ferner die Hohenzollern, deren echt germanische Schönheit namentlich in Kaiser Friedrich III. zum auffälligsten Ausdruck kam und, als derselbe im Dezember 1856 in seiner Eigenschaft als Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen am Hofe Napoleon's III. erschien, allgemeine Bewunderung erregte. Namentlich Kaiserin Eugenie war von der Schönheit des deutschen Prinzen hingerissen. „Welch' ein Mann!" rief sie damals bewundernd aus, und das will viel sagen, wenn erwogen wird, daß sie aus Spanien stammte, wo die schönen Männer angeblich so wild wachsen, wie in Sachsen die schönen Mädchen.

Sodann entsprossen dem Hause Habsburg mehrere Männer, welche, wie z. B. Herzog Friedrich (geb. 1286) und Wilhelm (geb. 1370) den Beinamen „schön" erhielten. Besonders Letzterer wurde viel bewundert, und wo sich — so heißt es in einer alten Chronik — dieser herrliche Mann mit seinem hellbraunen Gelocke und ebensolchem Schnurr- und Knebelbart zeigte, da war's, als ginge eine Sonne auf. Herzog Wilhelm scheint daher noch schöner gewesen zu sein, als der im 14. Jahrhundert in Italien als Staats- und Kriegsmann wirkende Herzog Otto von Braunschweig, ein Mann, nach dem, als er sich verheirathen wollte, drei Königinnen heiß begehrten.

Sehr schön war auch Kaiser Siegmund aus dem Hause Luxemburg (geb. 1368), Maximilian I. aber, „dem goldgelbes Haar wie Sonnenlicht um die Schläfen floß," galt sogar für den schönsten Mann des 15. Jahrhunderts.

Hoher Körperschönheit erfreuten sich ferner, um nur einige der Großen dieser Erde, die man sich eben nicht anders als schön und stattlich vorstellen kann, zu nennen: Maximilian's Günstling, Herzog Ulrich von Württemberg, Sultan Soliman der Große, sowie dessen heldenmüthiger Gegner Graf Niklas Salm (gefallen auf den Wällen Wiens 1529), König Matthias Corvinus von Ungarn, Peter der Große, August der Starke, Franz Stephan von Lothringen, der Gemahl Maria Theresia's, und Beider Sohn, Kaiser Joseph II., dessen herrliche blaue Augen zumal die Wiener derart entzückten, daß sich Alles in Stoffe von der neu erfundenen „kaiseraugenblauen Farbe" kleidete.

Ferner wurde auch ein russischer Kaiser, Alexander I. (geb. 1777), als „Schönheit" viel gefeiert. Doch gewissermaßen mit Unrecht, denn sein bartloses, weiches, blasses Angesicht hatte etwas Frauenhaftes, das durch seine übermäßige Körperfülle noch gesteigert wurde. Wei-

bische Schönheit in der Männerwelt, welche auf Frauen bekanntlich nur selten Eindruck macht, ist übrigens keine ungewöhnliche Erscheinung. Der Franzose Jean Ponce de Leon wandte, um seine mädchenhafte Schönheit vor dem Verwelken zu bewahren, eine lange Reihe der schwierigsten Toilettekünste an, und als Alles nichts half, ging er nach Louisiana in Amerika, weil, einer indianischen Sage nach, dort die Quelle der ewigen Jugend und Schönheit zu finden sein sollte. Doch obwohl er in jedem See, in jedem Flusse und Bache, ja sogar in jedem Sumpfe badete, wollte die Last der Jahre nicht leichter, und das Angesicht nicht wieder so glatt und rosig werden, wie es einst gewesen.

Wir könnten nun noch viele weibisch-schöne Männer, namentlich solche nennen, die sich ihr Aeußeres zu Nutze gemacht, Frauenkleider getragen und in dieser Maske allerlei Betrügereien und Gaunerstreiche ausgeführt haben, allein wir wollen uns nur an historische Persönlichkeiten halten und daher zunächst Sabbathäus Zewy, den 1620 geborenen Sohn eines Smyrnaer Handelsmannes nennen, und zwar nicht so sehr deshalb, weil er die Stirne hatte, 1645 als der längst verheißene Messias aufzutreten, sondern weil er „von engelhafter Schönheit", das Entzücken Aller war, die in sein strahlendes Angesicht blicken durften.

Ganz anders, „hinreißend und kriegerisch anfeuernd", war die Schönheit eines anderen falschen Heilandes, des italienischen Abenteurers Giovanni Battista Boetti, der sich 1785, gleichfalls in Kleinasien, unter dem Namen des Propheten Mansur für den Mahdi erklärte, zahlreiche Anhänger gewann, zuerst den Türken, dann den Georgiern und anderen kaukasischen Völkerschaften viel zu schaffen machte und schließlich sogar den russischen General Aprarin besiegte. Aber seine Macht brach, nicht wie die Zewy's, der Dolch eines Mörders, sondern der „rollende Rubel".

Durch Verrath gefangen genommen und in ein Städtchen am schwarzen Meere verbannt, starb er dort 1798.

Italien ist seit jeher die Heimath schöner Männer gewesen, und nicht wenige von ihnen haben kläglich geendet, so z. B. die Abenteurer Mamugna, fälschlich Graf Mamugnano genannt, sowie Giovanni Cajetani, der Sohn eines Goldschmiedes aus Neapel, welcher sich auch den Grafentitel beilegte. Beide haben, wo sie sich in Deutschland zeigten, Dank ihrer „erhabenen echt aristokratischen Schönheit“, Aller Blicke und Herzen gefangen genommen, zahllose Betrügereien verübt, und Beide sind gehenkt worden. Und zwar der Erstere im Jahre 1591 zu München, der Andere 1709 zu Küstrin.

Gewaltsam, jedoch völlig unschuldig, als bloßes Opfer seiner Schönheit endete auch Graf Ferdinand Leopold v. Hallweil, genannt „der schöne Kämmerer“ des Kaisers Leopold I. Er wurde nämlich 1696 in Wien von dem portugiesischen Gesandten Marchese Aronches aus dem alleinigen Grunde ermordet, weil er vermöge seiner herrlichen Erscheinung alle Damenherzen gewann. Wie dieser Graf Hallweil eigentlich beschaffen, ob er ein Apollo, Antinous, Mars oder Herkules gewesen, darüber wird nirgends berichtet, und weil sich männliche Schönheit ebenso schwer beschreiben läßt, wie die weibliche, auch von Goethe, einem der schönsten Männer des 18. Jahrhunderts, nur gesagt, er sei in seiner Jugend ein Apollo, im Alter aber Zeus, der Olympier, gewesen.

Unter Dichtern, bildenden und darstellenden Künstlern, namentlich unter Letzteren, gab es seit jeher sehr viele schöne Männer, und in dem vor etwa fünfzig Jahren am Wiener Burgtheater thätig gewesenen jugendlichen Helden und Liebhaber Landvogt wollte man gar den wiedergeborenen Antinous erblicken. Dieser „Schöne“ war von hoher Gestalt, hatte rosige Wangen, blonde Locken und

weithin leuchtende blaue Augen. Dazu trug er eine Art Wertherkostüm, nämlich: gelbe Nangkingbeinkleider, lichte Weste, blauen Frack und weißen Cylinder — kein Wunder also, daß in ihm schwärmerische und kunstbegeisterte Damen ihr Ideal erblickten.

Wie viele ihrer waren, wer vermöchte es zu sagen? Die Häupter solcher „Lieben" werden nur in Amerika gezählt, wo sich erst jüngst der schöne Schauspieler Kyrle Bellow öffentlich zum Empfange von 3000 Liebesbriefen begeisterter Anbeterinnen bekannte und, um Ruhe zu haben, zugleich erklärte, bereits verheirathet zu sein. Trotzdem folgte die ebenso reiche als excentrische Miß Coffin seinen Spuren, aber nicht erröthend, sondern mit dem Revolver in der Tasche. Und weil sich Bellow durchaus nicht zum Altare führen lassen wollte, schoß sie in Chicago während der Vorstellung aus einer Loge dreimal nach dem starren Herzen des unerbittlichen Mannes, glücklicherweise, ohne zu treffen, und seltsamerweise, ohne verhaftet zu werden. Den Frauen in Amerika ist eben, wie den heiligen Affen in Benares, Alles erlaubt.

Nach Maßgabe der 3000 Liebesbriefe sollte man nun glauben, Kyrle Bellow sei der schönste Mann der Welt, allein dem ist doch nicht so. Das ganze weibliche Paris hat nämlich den im vorigen Sommer dort anwesend gewesenen indischen Fürsten Pertrab Sing für den Schönsten erklärt, und der Geschmack der Pariserinnen ist gewiß maßgebender als der amerikanische.

Deshalb würden sich denn auch die Damen von Paris mit dem Urtheile nicht einverstanden erklären, welches eine größere Anzahl von Wienerinnen vor Jahresfrist in Sachen männlicher Schönheit fällte. Aus der auf einem Karnevalsfeste veranstalteten „Herrenschönheitskonkurrenz" ist nämlich ein Mann als Sieger hervorgegangen, der diesen Erfolg anderwärts kaum errungen hätte, denn er

besaß weder einen Christus-, noch einen Zeuskopf, er hatte weder etwas von Apollo, noch vom Antinous, noch von Mars oder Herkules an sich, sondern erschien dem kundigen Auge blos als das allerdings immer seltener werdende Urbild des echten und rechten Vollblutwieners.

Demnach scheint es, daß der Schönheitssinn der Völker in ihren Rasseneigenthümlichkeiten wurzelt, und daß die letzteren bei Entscheidungen in Sachen der Schönheit immer dann den Ausschlag geben, wenn das allbezwingende, d. h. jedem Geschmacke zusagende Schöne nicht vorhanden ist.

Bei dem Umstande nun, daß das Menschengeschlecht, verschiedenen gelehrten Ausführungen zufolge, in Bezug auf Körperschönheit im Rückgange begriffen sein soll, wird so mancher unserer Leser geneigt sein, zu glauben, daß jenes allbezwingende Schöne nirgends mehr gefunden werden dürfte. Allein man braucht nur in die Umgebung von Adana und Aleppo in Kleinasien zu gehen und die dortigen rein erhaltenen Türken zu betrachten, um gestehen zu müssen, daß Jeder von ihnen das Urbild männlicher Schönheit ist. Und diese Schönheit des Gesichtes und Körpers ist den turkmenischen Volksstämmen Asiens gemeinsam, wie denn die türkisch-mongolische Rasse heute überhaupt vollkommener ist, als die kaukasische. Darum findet man denn auch in Ungarn, namentlich unter der Aristokratie, häufig Gestalten, deren männliche Schönheit Alles zur Bewunderung zwingt und unter Umständen mit sich fortzureißen vermag.

Typisch in dieser Beziehung ist der gelehrte Arzt Graf Franz Szapary, der vor etwa vierzig Jahren im Reiche der Stephanskrone das magnetische Heilverfahren in Aufnahme brachte und oft durch seine herrliche, machtvolle Persönlichkeit allein wahre Wunderkuren vollbrachte. Nicht wenige Aerzte haben mit demselben Mittel große Erfolge erzielt, und darum darf es uns wohl Wunder nehmen,

daß es nicht ein Arzt, sondern ein Physiognomiker — Ernst Schulz — ist, der vor einiger Zeit ein höchst interessantes Buch „Ueber verschönernde Gesichtsbildung" herausgegeben und darin den Grundsatz ausgesprochen hat, daß die Schönheit des Angesichts und Körpers ebenso wie körperliche Geschicklichkeit erworben und vermehrt werden könne. Ueber die Mittel zu diesem Zwecke können wir uns hier nicht verbreiten, genug daran, daß sie vorhanden sind und von jedem Manne angewendet werden können, ohne daß derselbe befürchten müßte, ein eitler Geck genannt zu werden, der es nur darauf abgesehen hat, durch äußere Vorzüge zu blenden.

Und dieser Schimpf wird schon darum Niemanden treffen können, der nicht wirklich an Gefallsucht leidet, weil es eine ebenso unleugbare als erfreuliche Thatsache ist, daß die Frauen an den Männern, nicht wie diese an ihnen, blos Jugend und Schönheit, sondern vor Allem geistige Vorzüge, hauptsächlich Charakterstärke und die daraus entspringende Ueberlegenheit bewundern.

Aeußere Schönheit kommt beim Manne, wie zahlreiche Beispiele beweisen, erst in zweiter, mitunter gar in letzter Linie in Betracht. Dessenungeachtet ist das vernünftige Streben darnach auch dem Manne gestattet, da heutzutage die sogenannten Herren der Schöpfung ernstlich darauf bedacht sein müssen, den Frauen, die ihnen so viele „Gebiete" abgejagt haben, wenigstens das Vorrecht zu entreißen, kraft dessen unter dem Titel „des schönen Geschlechtes" nur sie — die Töchter Eva's — allein verstanden werden.

Unser Zimmerschmuck.

Praktische Winke

von

A. Berthold.

Man hat nicht mit Unrecht behauptet, daß eines der sichersten Zeichen für den Wohlstand einer Nation, für die wirthschaftlichen Verhältnisse, aber auch für die allgemeine Bildung darin zu finden sei, ob die einzelnen Personen weniger oder mehr dafür ausgeben, um in ihrer Wohnung nicht nur die nothwendigsten Gebrauchsgegenstände, sondern auch eine gewisse Behaglichkeit zu haben.

In dieser Beziehung hat es bis vor Kurzem in Deutschland nicht gut ausgesehen.

Wir befanden uns seit dem dreißigjährigen Kriege unzweifelhaft in einem Verfall, soweit es sich um Kunst, Kunstsinn und Kunstgeschmack handelte. Wir wußten wohl, wie behaglich unsere Vorfahren gewohnt, welchen Sinn sie dafür gehabt hatten, die einfachsten Gebrauchsgegenstände zu verzieren und künstlerisch zu gestalten, wie sie einen gewissen äußeren Prunk selbst in der Aufstellung ihres Zinngeschirrs und der Gebrauchsgegenstände auf Wandbrettern und sogenannten Paneelen liebten, und doch folgten wir noch vor zwanzig Jahren dem Zuge der Zeit, welche eine erschreckende Nüchternheit und Einfachheit im öffentlichen wie im privaten Leben verlangte.

Wenn wir bei älteren Ehepaaren Einrichtungen aus

jener Zeit finden, so können wir es uns heute kaum noch vorstellen, wie genügsam man damals gewesen ist, wie entsetzlich steif und ohne allen Kunstsinn die Möbel und Gebrauchsgegenstände hergestellt wurden, und wie sich selbst Leute, die in sogenannten guten Verhältnissen lebten, darauf beschränken konnten, nur das Allernothwendigste anzuschaffen, als wäre jedes Mehr ein Verbrechen.

Die Neubegründung des Deutschen Reiches, der politische Aufschwung, den Deutschland genommen hat, schafften in dieser Beziehung Wandel. Noch mehr aber wurde unsere Industrie, insbesondere die Kunstindustrie, angeregt durch die Worte des Geheimraths Reuleaux, die er aus Philadelphia über die Betheiligung Deutschlands an der dortigen Ausstellung schrieb, und deren vernichtendes Urtheil in den Worten gipfelte: „Billig und schlecht!“

Scham ergriff die ganze deutsche Industrie, muthig raffte sie sich aber auf, und schon wenige Jahre später konnte sie den Kampf auf dem Weltmarkte aufnehmen, auf dem die deutsche Kunstindustrie seitdem Sieg um Sieg erfahren hat. Längst überholt sind die Engländer und die Italiener, die Franzosen hat die deutsche Kunstindustrie in ihrem eigenen Lande, in Frankreich selbst, auf einzelnen Gebieten vollständig geschlagen, so daß deutsche Waaren jetzt nach Paris gehen, um dort, allerdings unter französischer Marke, verkauft zu werden. Nur noch auf einzelnen Gebieten, wie z. B. dem des Kunstbronzegusses, steht Paris unerreicht da, und die kostspieligen und langwierigen Versuche, die man in Deutschland gemacht hat, um ähnliche Fabrikate zu erzielen, sind bis jetzt noch ohne nennenswerthen Erfolg geblieben.

Diesem Aufschwung der Industrie, dem gleichzeitig eine Veredelung des Geschmackes folgte, konnte sich selbst das einfachste Handwerk nicht entziehen. Kein Tischler darf heute mehr daran denken, so zu arbeiten, wie man vor



zwanzig Jahren arbeitete; kein Tapezierer dürfte es mehr wagen, sich mit den Kenntnissen und den Dekorationskünsten zu begnügen, die man vor fünfzehn Jahren noch für vollständig ausreichend hielt.

Eine besondere Industrie aber ist entstanden, welche es sich zur Aufgabe gemacht hat, Zimmerschmuck herzustellen, also unser Heim zu schmücken, Behaglichkeit darin zu verbreiten, und diese Industrie hat natürlich nur Boden und Umfang gewinnen können, weil die Neigung dazu im deutschen Volke erwacht ist und von Tag zu Tag wächst.

Allerdings leidet die deutsche Industrie noch immer unter der Sucht nach Billigkeit, die dem deutschen Publikum leider angeboren zu sein scheint, und gerade da, wo es sich um Zimmerschmuck handelt, findet man noch heute oft recht geringwerthige Waare für allerdings sehr billiges Geld. Gewarnt mag deshalb Jedermann werden, der Gegenstände zur Ausschmückung der Wohnung und des Hauses anschaffen will; er möge ja nicht nur auf die Billigkeit sehen. Es gibt herrliche Sachen, Imitationen von echten Bronzen und von kostbaren Hölzern, für verhältnißmäßig geringe Preise, aber nur in guten Geschäften. Vor Allem hüte man sich vor den billigen Bazaren, welche mit ihren Waaren von fünfzig Pfennigen bis drei Mark der wahre Verderb des guten Geschmacks, aber auch unserer erst neu aufgeblühten Kunstindustrie sind.

Wir wollen nun im Folgenden eine kurze Uebersicht über die Industrie des Zimmerschmuckes geben, und hoffen, dadurch den Lesern und besonders den Leserinnen einen Gefallen zu erweisen.

Lächelnd wird es jede Leserin zugestehen, daß sie mehrmals im Jahre, bei Geburtstagen und anderen Festlichkeiten in der Familie, wo es sich darum handelt, ein Geschenk zu geben, sich gefragt haben wird: W a s s o l l i c h s c h e n k e n? Männer wissen sich ja in dieser Beziehung

leichter zu helfen, indem sie unter dem Vorwande, nicht zu wissen, was sie schenken sollen, baares Geld geben, das ja schließlich auch immer gern genommen wird. Die Damen aber wissen wohl, daß die Zeit, in der man Cigarrentaschen, Hausschuhe, Schlummerrollen und Sophakissen arbeitete, längst vorüber ist, daß diese Geschenke bei den meisten Männern nur noch ein ironisches Lächeln hervorrufen. Immer weniger üblich wird es auch, daß die Frauen sich untereinander mit solchen Handarbeiten beschenken, und die Rathlosigkeit ist daher bei allen Geburtstagen und sonstigen Feiern groß. „Was soll ich schenken?" Diese Frage beunruhigt Tausende.

Vielleicht freut sich daher manche Leserin, wenn ihr hier ein- für allemal der Rath ertheilt wird: Schenke bei allen solchen Gelegenheiten Sachen für den Zimmerschmuck, zur Dekoration des Hauses und der Wohnung, zur Vermehrung der Behaglichkeit; mache diese Geschenke in Deiner Familie, Deinen Freundinnen! Und dem Leser kann ebenso zugerufen werden: „Schenke Deiner Frau Gegenstände, durch welche euer Heim behaglich und verschönt wird; Du schenkst sie Dir gewissermaßen selbst und hast Freude an ihnen, machst aber ebenso Deiner Frau eine wirkliche Freude."

Die Handarbeit im Dienste des Zimmerschmuckes braucht aber nicht zu ruhen, wenn auch die Zeit der Schlummerrollen ꝛc. vorüber ist. Neu aufgekommen sind die Holzbrandarbeiten, die Herstellung von allerlei Sächelchen und Dingelchen aus Karton, Pappe, Plüsch, Seide, Steifgaze mit Kleister und Scheere. Billige Bronzefarben erleichtern die Schaffung solcher Sachen, welche billig und mit Geschmack herzustellen sind und dadurch Werth behalten, daß sie eine Handarbeit der Geschenkgeberin bilden. Alle deutschen Frauenzeitungen bringen ausnahmslos fortwährend Anleitungen zur Herstellung solcher kleinen Sachen,

die nur geringe Kosten verursachen, freilich allerdings auch Geschick und natürliche Anlage bei den Verfertigerinnen verlangen.

Da ja aber nicht alle Frauen Zeit zur Herstellung solcher Dinge haben, da auch nicht alle Geschmack und Geschicklichkeit der Hand und des Auges besitzen, so wird in den meisten Fällen ein Geschenk gekauft werden müssen, und wir wollen nun dazu übergehen, nachzusehen, was unsere Industrie von solchen Sachen liefert. Ausdrücklich sei bemerkt, daß diese Industrie nicht nur auf Leute Rücksicht nimmt, welche ihren Geldbeutel weit aufthun können, daß man vielmehr schon für den Preis von dreißig bis vierzig Pfennigen Sachen bekommt, die eine künstlerische Form haben und geeignet sind, ein Zimmer zu verschönern; daß demnach Jedem, der ein paar Pfennige aufwenden will, Gelegenheit gegeben ist, auf diesem Gebiete sich etwas anzuschaffen oder etwas zu verschenken.

Welch' kolossale Industrie ist nicht auf dem Gebiete der getrockneten Blumen, der sogenannten Makartsträuße entstanden! Für wenige Pfennige schon erhält man natürliche Palmblätter, welche fächerartig aussehen und von denen zwei, drei Stück, an die Zimmerwand befestigt, einen sehr hübschen Anblick gewähren oder leere Flecke verdecken. Wendet man fünfzig Pfennige bis eine Mark auf, so gibt es bereits Wedel, d. h. lange Rispen und Zweige. Die Uwahblüthen, die Lactonien-, Thrinax-, Areka- und Pampaswedel bilden, nach eigenem Geschmack oder nach den Angaben des Tapeziers angebracht, schon Dekorationen für ganze Quadratmeter. Ein bunter japanischer Fächer für dreißig bis vierzig Pfennige dazwischen genagelt, gibt eine Dekoration, welche das einfachste Zimmer verschönt und wie verwandelt erscheinen läßt. Wer Geld hat, kann in sogenannten Makartsträußen, in Dekorationen, die aus getrockneten Blumen, aus getrockneten und bronzirten

Palmen, aus Pfauenfedern u. s. w. zusammengesetzt sind, einen großartigen Luxus treiben, und wer von den Lesern und Leserinnen einmal Gelegenheit hat, in größeren Städten die Auslagen der Geschäfte zu durchmustern, welche mit diesen Sachen handeln, ist ganz verblüfft über die Fülle des Gebotenen, über die künstlerische Zusammenstellung, über die Billigkeit, mit der man sich in einem solchen Laden die Dekoration für große Zimmer beschaffen kann.

Mehr und mehr wendet man nämlich jetzt Fächer, getrocknete Palmblätter und Wedel dazu an, um Zimmer zu dekoriren, während Bilder insofern in Abnahme gekommen sind, als insbesondere die alten Gemälde mit breiten Goldrahmen nicht mehr für modern gelten. Dagegen mag die Leserin immerhin darauf aufmerksam gemacht werden, daß mit Bildern noch sehr viel Dekoration geschafft werden kann, wenn man es nur versteht, die Rahmen der Bilder passend zu den Möbeln des betreffenden Zimmers herzustellen. Bilder sind sehr leicht zu beschaffen; sämmtliche deutschen illustrirten Zeitungen bringen jährlich Hunderte von prachtvollen Holzschnitten, welche in den meisten Fällen verdienen, auf Karton aufgeklebt und eingerahmt zu werden. Ein einfacher Rahmen genügt für das Bild, die Kunst des Schenkenden aber wird diesen Rahmen verschönen, indem durch Anbringung eines kleinen Sträußchens aus getrockneten Blumen, eines Stückchens schleierartigen Stoffes eine Umrahmung geschaffen wird, welche etwas ganz Originelles und doch künstlerisch schön Wirkendes bietet. Auch aus Plüsch- und Seidenresten schafft man prächtigen Schmuck für Rahmen.

Einen sehr beliebten und vortrefflich wirkenden Zimmerschmuck erhält man durch Wandbretter und Paneele, die man sich von jedem geschickten Tischler anfertigen lassen kann, die man aber auch in jedem guten Geschäft für

billiges Geld einfach oder geschnitzt in allen Farben, Formen und Holzarten erhält.

Einen wichtigen Zimmerschmuck bilden alle die Gegenstände, die man auf die Wandbretter setzt. Es sind dies Gegenstände aus Thon, Gyps, Majolika, Fayence, Porzellan, Metall aller Art, Holz; dem Geschmack und den Neigungen ist in dieser Art Dekoration der weiteste Spielraum gelassen.

Wer es sich leisten kann, ist im Stande, sich eine kleine Bronzegruppe Pariser Fabrikats anzuschaffen, welche vielleicht dreißig Centimeter hoch ist und zwei- bis dreitausend Mark kostet; wer aber nicht über solche Mittel verfügt, kann für wenige Mark sich außerordentlich schöne, imitirte Gegenstände verschaffen, welche vollständig den Zwecken entsprechen, wie die echten. Warum soll man nicht Messing- und Tombakgegenstände an Stelle der echten Bronze nehmen, wenn die Formen, welche man zur Herstellung benutzte, künstlerisch schön und angenehm wirkende sind? Warum soll man nicht an Stelle der echten Bronzebüsten Gypsbüsten nehmen, die mit Bronzefarbe überstrichen sind und sich durch sorgfältige Arbeit auszeichnen; warum soll man nicht an Stelle des kostspieligen Zinkgusses galvanisirte Gegenstände verwenden?

Man gehe aber bei solchen Einkäufen stets nur in gute und reelle Geschäfte, um nicht betrogen zu werden; man erhält in einem solchen Geschäft schon für drei bis vier Mark einen galvanisch verkupferten oder verzinkten Krug aus Eisenguß, Vasen, ja sogar Statuetten, welche als geradezu wunderbare Leistungen dieser Imitationstechnik bezeichnet werden können.

Wer nicht echt Meißener oder Sèvresporzellan verwenden kann, der begnüge sich mit Fayence oder Majolika, ja mit künstlerisch lackirten Gegenständen und Vasen aus Papiermaché, welche vollständig ihren Zweck erfüllen,

dekorativ zu wirken, und die ebenso nach künstlerischen Prinzipien entworfen und angefertigt sind.

Allein auf diesem Gebiete der Vasen, Wandteller, Schalen, Kannen, der alterthümlichen Humpen und bunten Glasgefäße ist der denkbar weiteste Spielraum für allen Geschmack gelassen, und gerade auf diesem Gebiete lassen sich für verhältnißmäßig geringe Kosten höchst geschmackvolle Geschenke für Verwandte und Bekannte auffinden.

Wer mehr aufzuwenden hat, kann Ziermöbel und Prunkstücke kaufen, welche man heute ruhig schenken kann, während es vor einigen Jahren noch nicht angängig gewesen wäre, Möbelstücke selbst näheren Freunden und Verwandten zu schenken. Unsere heutige Möbelindustrie hat einen staunenswerthen Aufschwung genommen, sie liefert Schränkchen zum Anhängen an die Wand, die man für Cigarren, für Karten- und andere Gesellschaftsspiele, aber auch für Nippessachen, für bessere Gläser u. s. w. verwenden kann. Die Möbelindustrie liefert sogenannte Prunk- und Bauerntischchen, Eckschränkchen, Etagèren, Eckbretter, Truhen, Spiegel, ferner sogenannte Hocker mit und ohne Metallbeschlag, in allen Holzarten, in einfachster Ausführung und mit kunstvollen Schnitzereien, und doch, wenn man an die rechte Quelle geht, zu außerordentlich billigen Preisen.

Es läßt sich durch die allmählige Anschaffung solcher Dinge, die ja nicht zum nothwendigen Gebrauch gehören, eine behagliche Dekoration in der Wohnung schaffen, welche nicht nur dem Inhaber der Wohnung, sondern auch dessen Bekannten und Freunden angenehm auffällt.

Wenn man sich nur Mühe gibt, sich bei Bekannten umzusehen, was ihnen fehlt, wenn man sich die Farbe und Holzart ihrer Möbel merkt und vielleicht durch vorsichtiges Fragen etwaige Wünsche zu erfahren sucht, so

kann man schon mit zehn Mark ein Geschenk beschaffen, welches wahrhafte Freude hervorruft und dauernd an den Geber erinnert. Wie viel angenehmer ist ein solches Geschenk, als die althergebrachten Suppenlöffel oder Stickereien, von denen mancher Unglückliche zu seinem Geburtstage fünf bis sechs Exemplare von verschiedenen Seiten erhält.

Unsere Glasindustrie hat sich vortrefflich der Industrie des Zimmerschmuckes eingefügt. Sie schafft Prunkgefäße für Büffets, Wandbretter und Paneele, sie schafft ganze Fensterflügel, die man hinter den gewöhnlichen Fensterflügeln befestigen kann, die aus buntem Glase bestehen und einen höchst angenehmen Anblick gewähren. Bei solchem Zimmerschmuck kann man oft die Gardinen vollständig entbehren.

Wer aber nicht solche besondere Fenster aus Butzenscheiben oder aus Glasmalerei sich einhängen will, dem kommt die Papierindustrie entgegen, indem sie auf durchscheinendem Papier mit echten Farben sogenannte „Diaphanien" herstellt, welche man auf jede Fensterscheibe inwendig aufkleben und ebenso leicht wieder entfernen kann. Diese Diaphanien wirken täuschend wie Glasmalerei, schaffen eine eigenthümliche Beleuchtung im Zimmer und werden in geradezu musterhafter Ausführung von mehreren deutschen Fabriken hergestellt.

Eine großartige Industrie für Zimmerdekoration ist die der Stoffe, nicht nur der Teppiche, sondern auch der Stoffe, die man zum Behängen der Wände, zum Dekoriren von Spiegeln, Bildern, Thüren, Eckschränken, Oefen und Regalen verwendet. Wer es bezahlen kann, schafft sich echt arabische, türkische, ostindische Shawls und Gewebe an; Leute von bescheideneren Mitteln finden aber auch Produkte heimischer Industrie, welche in Farbenpracht, künstlerischer Zusammenstellung und großartiger Wirkung fast dasselbe leisten, wie die echten Sachen, und doch viel

billiger zu haben sind. Schon die Aufzählung der verschiedenen Stoffarten, welche zu solchen Dekorationen dienen, würde mehrere Seiten füllen. Leser und Leserinnen, welche sich dafür interessiren, können sich in jedem größeren Geschäft Auskunft holen, ebenso wird ihnen jeder Tapezierer, der sein Handwerk versteht, Auskunft geben und Rath ertheilen können. Ein einziger Shawl im Werthe von fünf bis sechs Mark schmückt ein ganzes Zimmer, schließt eine Ecke ab und bringt ein Bild oder einen Spiegel zu einer Wirkung, wie man sie nie geahnt hat.

Wer es sich leisten kann, wird natürlich auch auf Möbel einen besonderen Werth legen und auch hierin sich zu helfen wissen, indem er, seinen Mitteln entsprechend, nicht auf einmal, sondern allmählig Anschaffungen macht, indem er ebenso bei Geschenken innerhalb naher Freundschaft und Verwandtschaft bald diesen, bald jenen Gegenstand einkauft, der noch zur Ausstattung der Wohnung fehlt, der große Freude verursacht und immer wieder in angenehmer Weise an den Geber erinnert.

Die vorstehenden Zeilen können natürlich nichts weiter sein, als eine Anregung. Wer sich näher für den Zimmerschmuck und für die Behaglichkeit im Heim interessirt, der lasse sich in der nächsten Buchhandlung ein Verzeichniß der Werke geben, die über diesen Gegenstand in letzter Zeit von Malern, Architekten, Künstlern anderer Art und Dekorateuren geschrieben worden sind, und welche eine eigene Literatur für sich bilden, als würdiges Seitenstück zu der Industrie, die auf ihre Fahne geschrieben hat: Ein behagliches Heim ist die größte Wohlthat, die Jedermann, arm wie reich, sich selbst schaffen kann.

Falsche Selbstanklagen.

Psychologisch-kriminalistische Skizze.

Von

A. O. Klaußmann.

(Nachdruck verboten.)

Freiwillige Geständnisse notorischer Verbrecher, in denen diese sich selbst beschuldigen, schwere Verbrechen oder Vergehen begangen zu haben, kommen wohl hin und wieder vor, sind dann aber meist aus kluger Berechnung gemacht. Gewöhnlich verbindet der Verbrecher mit einem solchen Geständniß die Absicht, sich einen Vortheil, womöglich die Flucht zu sichern. So geben Verbrecher, die sich in Untersuchungshaft befinden, manchmal an, sie hätten hier oder dort einen Mord begangen, und verlangen, an eine gewisse Stelle geführt zu werden, wo sie der Gerichtskommission die verscharrte Leiche zeigen wollten. Erklärt man solchen Leuten, daß sie an Händen und Füßen geschlossen und unter sicherer Bedeckung an jenen Ort geführt werden würden, so pflegen sie gewöhnlich ihr Geständniß sofort zurückzunehmen und zuzugeben, daß sie nur aus dem Gefängniß geführt sein wollten, um Gelegenheit zur Flucht zu erhalten.

Seltener kommt es vor, daß Männer, die sich in Freiheit befinden, und bisher unbescholten waren, sich fälschlich begangener Verbrechen bezichtigen; thun sie dies aber, dann pflegen sie dieses Geständniß nach kurzer Zeit zurückzunehmen, und selbst zuzugestehen, daß sie entweder

betrunken waren, als sie das Geständniß machten, oder daß ihnen daran lag, Aufsehen zu erregen.

So hat vor ungefähr Jahresfrist ein Arbeiter in der Rheingegend seine Heimathsbehörde dadurch in Aufregung versetzt, daß er sich plötzlich beim Gericht meldete und mittheilte, er habe, als Matrose in der Marine dienend, auf einer afrikanischen Station Nachts den wachthabenden Offizier ermordet und über Bord geworfen. Man hielt den Mann fest und begann Nachforschungen anzustellen; nach drei Tagen aber gestand der angebliche Mörder schon ein, daß er gelogen habe. Das Motiv für seine Lüge war ein recht lächerliches. Der Arbeiter hatte einige Tage gekneipt und nun vor seiner Frau Angst, weil er erwartete, daß sie ihn für seine Bummelei nicht gerade zärtlich empfangen würde. Um nun nicht nach Hause gehen zu müssen, beschuldigte er sich selbst eines so schweren Verbrechens, da er dann sicher war, wenigstens vor seiner Frau Ruhe zu haben.

Ueberhaupt folgt solchen Selbstanschuldigungen fast ausnahmslos nach kurzer Zeit der Widerruf; dagegen finden sich merkwürdigerweise wiederholt Beispiele, daß Frauen sich schwerer Verbrechen beschuldigten, ohne dieselben begangen zu haben, und daß sie ihre Geständnisse nicht zurücknahmen, sondern sich hinrichten ließen, obgleich sie vollständig unschuldig waren.

Es wäre falsch, diese Hartnäckigkeit sich selbst bezichtigender Frauen stets auf Geistesstörung zurückzuführen; auch das Motiv der Eitelkeit, welches hysterische Frauen oft veranlaßt, in solcher Weise die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, um öffentlich eine Rolle zu spielen, ist nicht immer zutreffend; vielmehr darf es als eine Thatsache angesehen werden, daß sich bei vielen Frauen unter dem Drucke von Elend, Sorge und moralischen Kränkungen eine Todessehnsucht einstellt, die das Leben als werth-

los und jedes Ende, selbst das des Verbrechers, als erwünscht erscheinen läßt. —

Die Geschichte aller Völker belehrt uns darüber, daß es stets Frauen gegeben hat, die mit einem gewissen Fanatismus sich dem Tode weihten. Thaten sie dies in der Absicht, dem Vaterlande oder ihrer Familie zu helfen, oder in Vertretung einer großen Idee, so verehrt man sie als Heldinnen und Märtyrerinnen; ist ihr Beweggrund aber eine Art Todessehnsucht, während sie doch den Selbstmord scheuten, so bilden sie Erscheinungen in der Kriminalgeschichte, die räthselhaft sind, aber immer wiederkehren.

Zwei eigenthümliche Fälle dieser Art wollen wir im Folgenden betrachten, von denen der eine vor fast zwei Jahrhunderten, der andere erst vor kurzer Zeit vorkam.

Im Jahre 1715 starb der Handwerker Schön in Nürnberg und hinterließ eine siebenzehnjährige Tochter Eleonore Maria, welche ihn vier Jahre lang während seiner Krankheit gepflegt hatte und nach seinem Tode in große Noth gerieth, weil die Steuerbehörde behauptete, der Verstorbene habe sein Einkommen nicht richtig versteuert, und deshalb seinen ganzen Nachlaß einzog. Allein, ohne Schutz und Hilfe, stand das siebenzehnjährige Mädchen in der Welt da, irrte obdachlos in den Straßen Nürnbergs umher, wurde Nachts aufgegriffen und, weil sie keine Unterkunft hatte, auf mehrere Tage in's Spinnhaus gesetzt. Dies verletzte ihr Scham- und Ehrgefühl so tief, daß sie beschloß, sich in der Pegnitz zu ertränken. Im Begriff, sich in's Wasser zu stürzen, wurde sie von einer Frau zurückgehalten, einem armen Weibe, Namens Anna Herl, welches an einen Invaliden verheirathet war und alles Elend des Lebens bereits durchgekostet hatte. Ihr Mann war krank, und die Frau mußte Tag und Nacht arbeiten, um ihn und ihre beiden kleinen Kinder zu ernähren.

Dennoch nahm dieses arme Weib die von aller Welt verlassene Maria Schön zu sich, und ein Jahr lang lebten die beiden Frauen zusammen, von Früh bis Abends ununterbrochen arbeitend, um sich, den kranken Mann und die beiden Kinder zu erhalten. Endlich starb der Invalide, und die Herl wurde krank. Marie arbeitete allein für die Familie ihrer Wohlthäterin, bis auch ihr die Kräfte versagten.

Die Noth stieg höher und höher, Verzweiflung erfaßte die beiden Frauen, als die Kinder jammernd um Brod baten. In dieser Verzweiflung sprang die achtzehnjährige Maria Schön auf, eilte nach dem Rathhause und machte hier ein Geständniß, welches im Widerspruch steht mit ihrem ganzen Vorleben. Sie erklärte nämlich, sie habe zusammen mit der Anna Herl ein Kind ermordet.

Sofort wurde Maria festgesetzt, und auch die Anna Herl verhaftet. Als man dieser das Geständniß der Schön vorhielt, gerieth sie außer sich, erklärte, daß kein Wort davon wahr sei, und daß sie nicht begreife, wie das Mädchen, dem sie trotz ihrer schwachen Kräfte Wohlthaten erwiesen habe, sie des Mordes beschuldigen könne. Man drohte ihr mit der Folter, stellte ihr aber noch einmal die Maria Schön gegenüber, und diese raunte, wie sich später herausstellte, der unglücklichen Mutter die Worte zu: „Gestehe, was man will; wenn wir sterben, kommen Deine Kinder in das Waisenhaus und sind versorgt."

Dies schien der Mutter einzuleuchten; sie erklärte plötzlich, an dem Morde betheiligt zu sein, und die Leiche in die Pegnitz geworfen zu haben.

Die Justiz war in jener Zeit entsetzlich schnell. Die Frauen wurden zum Tode verurtheilt. Diese Hinrichtung fand auch bereits am nächsten Tage statt und ist eines der schrecklichsten Ereignisse in der Kriminalgeschichte. Am besten schildern wir sie mit den Worten des fran-

zösischen Chronisten, welcher einige Jahre nach der Hinrichtung diesen Fall mit einer Menge anderer interessanter Rechtsfälle veröffentlichte:

„Am Morgen des zur Hinrichtung bestimmten Tages wurden die Wittwe Herl und Maria Schön in eine Kapelle geführt, wo sie sich durch gemeinsames Gebet auf den Tod vorbereiteten. Die dumpfen Schläge der Glocke kündeten die verhängnißvolle Stunde an; die Herl stieg mit ruhiger Fassung auf den Karren. Auf dem Richtplatz angekommen, sah sie, ohne zu erblassen, das Schaffot und stieg mit Fassung die Stufen hinauf. Die zitternden Lippen Maria's, die Blässe ihres Gesichtes verriethen die Unruhe ihres Gemüthes; ihr Gewissen machte ihr Vorwürfe über den Mord ihrer Wohlthäterin; sie stand auf dem Punkt, die Wahrheit zu entdecken; aber am Fuße des Schaffots angekommen, schwanden ihr die Kräfte; sie blieb unbeweglich und wie halbtodt.

Die Wittwe Herl, welche zuerst das Schaffot betrat, sah sie an und sprach, auf den Himmel deutend: „Noch ein paar Minuten, und wir sehen uns dort wieder!" Und als die Vorbereitungen zur Hinrichtung fertig waren, nahm sie noch einmal Abschied von ihr mit den Worten: „Muth, geliebte Maria! Nur eine Minute, und wir finden uns vor Gottes Richterstuhl wieder."

Die Wittwe Herl kniet nieder und legt ihr Haupt auf den Block; der Scharfrichter hebt das Beil; da stößt das verzweifelte Mädchen einen Schrei aus.

„Tödtet sie nicht! Sie ist unschuldig. Ich bin eine Meineidige! Ich allein habe den Mord begangen!"

Dann wirft sie sich dem Scharfrichter und dem Geistlichen zu Füßen und beschwört sie, die Hinrichtung aufzuschieben, erklärt, daß ihre Anklage eine falsche gewesen; daß sie niemals einen Mord begangen habe; daß sie zu sterben wünsche und mit Freuden sterben würde, wenn man

ihre Freundin retten und ihrer Seele einen schrecklichen Vorwurf, ihre Wohlthäterin ermordet zu haben, ersparen wolle.

Der über Maria's überzeugte Miene erstaunte Scharfrichter fragt die Wittwe Herl, ob etwas Wahres an der Erzählung des Mädchens, oder ob sie wahnsinnig geworden sei. Die Herl erwiedert nach längerem Besinnen: „Allerdings spricht sie die Wahrheit; ich bekenne mich zu der Schuld, meinen Tod herbeigewünscht und an dieses Mittel gedacht zu haben, um mich den Leiden dieser Welt zu entziehen. Selbst jetzt noch ist meine einzige Hoffnung, bald vom Leben befreit zu werden. Man wird also nicht glauben, daß ich mich aus Liebe zum Leben für unschuldig erkläre; aber ich will lieber von Neuem alle Leiden des Daseins erdulden, als diese Unglückliche in diesem Zustande der Verzweiflung die Erde verlassen sehen."

Das Geschrei der Menge, welche sich um das Schaffot drängt, zwingt die Behörden, die Hinrichtung aufzuschieben. Es wird ein Bote an das Gericht geschickt, welches sich von Neuem versammelt. Während dieser Zeit tritt einer der Geistlichen zu den beiden Frauen und vernimmt mit theilnehmender Aufmerksamkeit die Erzählung der Wittwe und die leidenschaftliche Schilderung, die Maria von der Güte und dem Edelmuth ihrer Freundin entwirft.

Die Berathung des Gerichts dauert länger als eine Stunde; endlich kehrt der Bote zurück; er bringt den Befehl, die Hinrichtung vor sich gehen zu lassen.

Freude leuchtet auf dem Antlitz der Herl, sie bietet zum zweiten Male ihren Hals dem Beile dar. Unter dem Entsetzensschrei der Menge rollt der Kopf in den Sand. Der Scharfrichter fällt in Ohnmacht, nachdem er den tödtlichen Streich geführt hat. Sein Gehilfe muß an seine Stelle treten; doch sind seine Dienste nicht mehr

nothwendig, denn Maria Schön ist nicht mehr. Ihr Körper ist so kalt, als ob sie schon vor mehreren Stunden gestorben wäre. Die Aufregung hatte sie getödtet."

— — — — — — — — — — — —

Der zweite Fall, der hier angeführt werden soll, endete nicht so grausig, denn er spielt in der Neuzeit, und zwar im Jahre 1875.

In diesem Jahre starb in Hamburg der Apotheker Th. ziemlich plötzlich; wie die Aerzte annahmen, an einem Schlaganfall. Der Verstorbene hinterließ eine Frau, Namens Anna, die Tochter eines Apothekers in der Nähe von Hamburg, eine etwas hysterische Dame, die, wie alle solche Kranken, keine Unwahrheit scheute, um sich interessant zu machen und Aufsehen zu erregen.

Fünf Monate nach dem Tode ihres Gatten kam diese Frau plötzlich auf den Gedanken, sich selbst des Mordes an ihrem Gatten zu beschuldigen und diesen Mord ausdrücklich in einem Briefe an die Staatsanwaltschaft zuzugestehen. Man verhaftete sie, und sie legte folgendes Geständniß ab:

Sie habe ihren Mann nicht aus Liebe geheirathet, sondern mit ihm die Ehe geschlossen, trotzdem sie von ihrer Jugendzeit an einen Apothekergehilfen geliebt habe, der in der Offizin ihres Vaters angestellt gewesen sei. Mit diesem habe sie mit Erlaubniß ihres Vaters korrespondirt, ihr Mann habe auch gestattet, daß der frühere Jugendgeliebte in das Haus käme, da er die ganze Sache für eine Laune seiner Frau angesehen habe. Die Neigung zu dem früheren Geliebten sei aber in ihr so mächtig geworden, daß sie schließlich beschlossen habe, ihren Mann zu vergiften. Dies habe sie vermittelst Morphiumpillen gethan, welche sie selbst zubereitet habe; das Morphium habe sie aus der Apotheke ihres Vaters schon vor einer Reihe von Jahren entnommen.

Bei diesem Geständnisse blieb die Frau bis zu dem Augenblicke, in dem sie von den Geschworenen freigesprochen wurde. Schon während der Untersuchung und durch Vernehmung einer ganzen Anzahl von Zeugen wurde es dem Untersuchungsrichter klar, daß die Behauptung der sich selbst anklagenden Anna Th. eine Lüge sein müsse. Sie hatte mit ihrem Manne nachweislich in ganz zufriedener Ehe gelebt. Sie war zwar früher mit einem Anderen verlobt gewesen, der dann von dieser Verbindung zurückgetreten war, hatte auch, nachdem sie ihren Gatten geheirathet, diesem von ihrer Neigung zu dem Apothekergehilfen erzählt; allein der verstorbene Th., ein ruhiger, besonnener Mann, der wohl wußte, daß seine Frau ein exaltirtes Geschöpf sei, die oft nicht wußte, was sie that und sprach, hatte nur gelacht. Es wurde festgestellt, daß die Frau dem Manne während seiner kurzen Krankheit eine treue Pflegerin gewesen war, daß, als sie seinen Tod erfuhr, ihr Schmerz ein ungeheuchelter gewesen, kurz, daß in ihrem Benehmen nicht der geringste Verdacht lag, daß sie eine Giftmischerin hätte gewesen sein können.

Die Leiche des Verstorbenen wurde trotzdem ausgegraben und sezirt, aber die chemische Untersuchung ergab keine Spur von Vergiftung. Alle Zeugen, die vernommen wurden, sagten zu Gunsten der Angeklagten aus, alle behaupteten, sie sei eine aufgeregte Person, von der man sich indeß keiner bösen That versehen könne; man warf ihr nur Lügenhaftigkeit und die Sucht, Aufmerksamkeit zu erregen und sich in den Vordergrund zu stellen, vor.

Das Gericht nahm an, daß die Frau irrsinnig sei, und nicht weniger als vier tüchtige Aerzte, darunter zwei Irrenärzte, beschäftigten sich mit dem geistigen Zustande und der Zurechnungsfähigkeit der Selbstanklägerin. Man kam zu der Ueberzeugung, daß die Selbstanklägerin

wohl eine exaltirte Frau sei, aber als irrsinnig **nicht** betrachtet werden könne.

Man suchte immer wieder nach den Motiven und kam schließlich dahinter, daß die Selbstanklägerin nach dem Tode ihres Gatten wieder zu dem früheren Geliebten in Beziehungen getreten war, daß dieser sie aber so kalt ablehnend behandelt hatte, daß sie dadurch in ihrer Eitelkeit auf das Tiefste verletzt wurde. Sie hielt sich dann einige Monate in der Einsamkeit, in dem Hause eines Onkels auf. Hier kam ihr wohl die Idee, sich des Verbrechens des Gattenmordes zu beschuldigen.

Mehrere Verwandte von ihr bestätigten, als es zur Verhandlung vor den Geschworenen kam, daß die Angeklagte eine wahre Sucht habe, Lügen zu erzählen, sich selbst der schauerlichsten Dinge zu beschuldigen, wenn sie nur dadurch Aufsehen erregen könne, und daß sie es verstehe, doch konsequent in ihren Lügen zu sein. Sie häufe lieber neue Lügen auf die alten, ehe sie sich dazu entschließe, zuzugestehen, daß sie gelogen habe.

Anna Th. wurde im Februar 1876 vor die Geschworenen gestellt und blieb hier bei ihrem Geständniß; sie nahm nicht ein Wort davon zurück. Drei Tage dauerte die Verhandlung, während welcher die Angeklagte dabei blieb, ihren Gatten ermordet zu haben, wogegen durch die Vernehmungen mehr und mehr diese Lüge widerlegt wurde. Als den Geschworenen die Frage wegen der Schuld der Anna Th. vorgelegt wurde, verneinten dieselben nach sehr kurzer Berathung jede Schuld, und der Gerichtshof sprach infolgedessen die Selbstanklägerin frei und entließ sie sofort aus der Haft.

Der Prozeß machte damals nicht nur in Deutschland, sondern auch in den Nachbarländern außerordentliches Aufsehen; eine Anzahl von Broschüren wurden über ihn geschrieben und in ihnen bald die Geisteskrankheit der Selbst-

ankklägerin, bald ihre wirkliche Schuld zu beweisen gesucht. Höchst wahrscheinlich lag aber kein anderes Motiv vor, als daß die hysterische und exaltirte Frau, nachdem sie eingesehen, daß sie sich mit ihren Ansichten über die Liebe des Jugendfreundes zu ihr getäuscht hatte, sich so erregt und erbittert fühlte, daß sie des Lebens überdrüssig wurde. Sie hatte nicht den Muth oder die Neigung dazu, sich das Leben zu nehmen, und wollte sich durch die Selbstanklage eines Mordes die Möglichkeit verschaffen, durch eine Hinrichtung aus dem Leben zu scheiden.

Während der erste Fall an das Märtyrerthum streift und alle edlen und heldenhaften Züge des Weibes offenbart, gehört der zweite offenbar unter jene geistigen und moralischen Verirrungen, wie sie bei hysterischen und im höchsten Grade empfindlichen und überspannten Frauen nicht gar so selten sind.

Ueberhaupt ist die landläufige Meinung über den Charakter und das Seelenleben des Weibes, wie sie sich aus überkommenen Ansichten, zum Theil auch aus den Schwärmereien verliebter Dichter gebildet hat, eine ganz falsche, und die Psychologie findet da noch manche Räthsel zu lösen, zu deren schwierigsten es gehört, die feinen und verborgenen Triebfedern aufzudecken, welche zu Selbstanklagen, wie die oben geschilderten, führen.

Mannigfaltiges.

Die Guitarre der Rachel. — Die berühmte Tragödin, geboren den 24. März 1820 in der Schweiz als Tochter eines armen Hausirers, der mit seiner zahlreichen Familie sich nur mühselig durch's Leben schlug, mußte bekanntlich in ihrer harten und rauhen Jugend ihr tägliches Brod kümmerlich genug verdienen. In Lyon, wo die Eltern mit alten Kleidern handelten, sang die älteste Tochter Sarah in den Cafés zur Guitarre, und die kleine Rachel mußte mit dem Teller herumgehen, um die gespendeten Centimes einzusammeln, bis sie in ihrem zehnten Lebensjahre auch selbst als Sängerin auftrat und zwar in den Restaurants und Cafés von Paris, wohin die Familie gezogen war. Und als sie nachher den höchsten Gipfel theatralischen Ruhmes erreicht hatte, die Hohepriesterin der dramatischen Kunst in Frankreich geworden war, als sie Millionen besaß, da schämte sie sich des ehemaligen Elendes nicht, sondern sprach gern und häufig davon, sie kokettirte geradezu damit, daß sie aus so geringen Anfängen sich zu einer solchen Höhe emporgeschwungen. Vielleicht war das vergangene Elend auch mit die Ursache ihrer Habsucht, dieser Geldgier, die ihr häufig genug vorgeworfen wurde, und nicht mit Unrecht. Mit der Theaterverwaltung lag sie wegen der Gageverhältnisse, die sie zu ungeheuerlichen Ansprüchen steigerte, beständig im Streite; auf ihren vielen Kunstreisen wurde das liebe Publikum im In- und Auslande als ergiebiges Weidefeld betrachtet und mit allem Raffinement gehörig „abgegrast". Nicht nur, daß die Eintrittspreise, die man zahlen mußte, um ihre Glanzleistungen bewundern zu dürfen, sehr hoch waren, sie machte auch noch brillante Geschäfte durch den Verkauf ihrer Autographen und Porträts, welchen Handel sie durch ihren indu-

striös veranlagten Bruder Raphael betreiben ließ, der allein in Rußland, als seine Schwester dort einige Monate spielte, über hunderttausend Franken für solche Andenken eingenommen haben soll.

Allerlei komische und pikante Geschichten über diese schwache Seite der großen Künstlerin kursirten derzeit; die lustigste ist wohl die von der alten Guitarre.

Eines schönen Tages besuchte die Rachel eine befreundete Kollegin und sah bei derselben eine alte werthlose Guitarre, die anscheinend seit Jahren nicht vom Schmutze und Staube gereinigt worden war. Im spekulativen Gehirn der Tragödin blitzte sofort ein Gedanke auf. „Ich bitte Dich, meine Liebe, schenke mir das alte Ding!" sagte sie zur Freundin.

„Mit dem größten Vergnügen," antwortete diese. „Ich will das unnütze Möbel gerne los sein. Nächstens hätte ich die Guitarre doch in meinen Kamin gesteckt. Aber was willst Du damit?"

„O, ich finde wohl noch eine Verwendung dafür," sprach Rachel lächelnd. „Ich danke Dir für Deine Freundlichkeit. Du bist doch meine liebste, beste Freundin!"

Sie ließ die Guitarre nach ihrer Wohnung bringen, wischte den Staub davon ab, befestigte ein prächtiges rosaseidenes Band daran und hing das Instrument an einer in die Augen fallenden Stelle in ihrem Boudoir auf. Bald kam Derjenige, auf den sie ihre Spekulation berechnet hatte, nämlich Graf Walewski, welcher bekanntlich später Minister der auswärtigen Angelegenheiten wurde. Er schwärmte für die große Künstlerin, er vergötterte sie und wünschte von ihr ein Andenken zu empfangen, merkwürdiger als ein Autograph oder Porträt mit eigenhändiger Unterschrift, denn dergleichen besaßen ja schon sehr viele Kunstenthusiasten dank der unermüdlichen Industrie des Bruders Raphael.

Mit Staunen sah der vornehme Besucher das unscheinbare Instrument dahängen und fragte: „Warum haben Sie dies närrische alte Ding da so auffallend angebracht zwischen Ihren kostbaren Gemälden und Skulpturen?"

Rachel, indem sie eine künstliche Theaterthräne weinte, erwiederte mit sentimentalem Pathos: „O, Herr Graf, das ist die

Guitarre, womit ich einst als kleines Mädchen in den Straßen von Paris umherirrte und froh war, wenn ich in den Cafés einige Centimes verdienen konnte!"

„Ah, wie unsagbar rührend!" rief Walewski. „Aber dann ist diese alte Guitarre ja ein Andenken seltenster Art, ein kostbarer Schatz! Der Besitz desselben würde mich zum glücklichsten Sterblichen machen! — Ich weiß, Sie bewundern den kostbaren Rubinenschmuck bei dem Juwelier Herault, haben denselben aber nicht gekauft, weil er Ihnen für fünfzigtausend Franken zu theuer war. Nun wohl, schenken Sie mir die Guitarre und noch heute sende ich Ihnen den Schmuck!"

Rachel seufzte schwermüthig und konnte es anscheinend zuerst gar nicht über's Herz bringen, sich von der geliebten Guitarre zu trennen, zuletzt aber gab sie doch nach, überlieferte dem Grafen den alten Kasten und empfing dafür noch an demselben Tage den begehrten Rubinenschmuck.

Walewski, hocherfreut über seine Errungenschaft, zeigte mit Sammlerstolz den Schatz allen seinen Freunden. Nach einiger Zeit erfuhr auch die großmüthige Kollegin Rachel's Näheres über den sonderbaren Guitarrenhandel, sie ahnte sogleich etwas und wußte es so einzurichten, daß sie die berühmte Guitarre zu Gesicht bekam. Sie erkannte sofort ihr altes werthloses Instrument, welches sie hatte in den Kamin stecken wollen, und dachte im Stillen: „Ha, diese schlaue Rachel! Wie bewunderungswürdig hat sie es angestellt, um für dies alte Ding einen Schmuck zum Werth von fünfzigtausend Franken zu ergattern! Sie besitzt wirklich viel Talent, nicht nur für die Kunst, auch für den Handel mit alten Sachen. Aber ich will doch auch einen Antheil am Geschäft haben!"

Sie begab sich alsbald zur Tragödin und sagte: „Liebste Rachel, Du hast ein brillantes Geschäft gemacht mit meiner alten Guitarre. Von dem Profit kannst Du mir wohl zehntausend Franken abgeben, das scheint mir kein unbilliges Verlangen zu sein. Willst Du?"

„Fällt mir gar nicht ein!" schrie die Rachel. „Meine Idee ist es, welche der alten Guitarre den imaginären Werth verliehen hat. Daran hast Du keinen Theil!"

„Du willst also wirklich nicht?"

„Nein, meine Theuerste!"

„Nun, dann verrathe ich die ganze Geschichte!"

„Das magst Du thun, Liebste! Ich hindere Dich durchaus nicht. Den Schmuck habe ich ja in der Tasche!"

Zornentbrannt lief die Freundin nach Hause und schrieb einen langen Brief an den Grafen Walewski, in welchem sie ihm das Guitarrengeheimniß enthüllte. Walewski ärgerte sich zuerst ein wenig, dann aber lachte er und beschloß, die Guitarre sorgsam aufzubewahren, nicht mehr als rührendes Andenken an Rachel's arme Jugendzeit, sondern vielmehr als Andenken an das „geschäftliche Genie" der großen Künstlerin. F. L.

Die Goldminen Salomo's. — „Und kamen gen Ophir, und holeten daselbst vierhundert und zwanzig Centner Golds, und brachten es dem Könige Salomo." So berichtet das alte Testament (1. Könige 9, 28) und seit jeher haben sich Forscher bemüht, dieses Goldland Ophir aufzufinden. Verschiedene Autoritäten haben behauptet, daß es ein Landstrich sei, der irgendwo an der Ostküste von Afrika gelegen sein müsse. Sie stützen sich dabei vor Allem auf weitere Mittheilungen im alten Testament, wonach die zu Ezeon-Geber gebauten Schiffe Salomo's drei Jahre ausblieben, um Gold, Edelgesteine u. s. w. aus Ophir zu holen.

Huet, der große Reisende Bruce, Robertson, der berühmte Geschichtsschreiber Quatremère und Andere behaupten, wie gesagt, mit Sicherheit, daß die Ostküste von Afrika der Platz gewesen sei, wohin die Schiffe Salomo's ausgerüstet wurden, während andere Schriftsteller vermuthen, daß das biblische Ophir irgendwo in Arabien oder Indien gesucht werden müsse.

Unter den verschiedenen Meinungen, die in unserer Zeit bezüglich der Lage von diesem Ophir ausgesprochen werden, treffen die meisten darin zusammen, daß dieser Landstrich in der Nähe von Sofala gelegen haben muß. Die alten Erdkundigen haben diese Gegend Cefola genannt und verstanden hierunter die ganze Küste zwischen der Mündung des Zambesi und der Delagoa-Bai.

Im Jahre 1480, also vor der Entdeckung des Seeweges nach Ostindien um die Südspitze von Afrika, wurde Sofala durch den Portugiesen Pedrao Cevalsa besucht, und 1500 bauten die Por-

tugiesen eine starke Festung auf einem Eiland in der Mündung des Rio de Sofala, nahe einer Stadt, die zweihundert Jahre zuvor von den Arabern angelegt worden war und noch heute, obschon in sehr verwahrlostem Zustande, besteht.

Sofala wurde seit jeher als ein Land betrachtet, das viel Gold lieferte, und in Anbetracht des Umstandes, daß der Name Sophira in der griechischen Uebersetzung des alten Testamentes für Ophir gebraucht wurde, kommt man zu der Schlußfolgerung, daß Sofala der Ort sein muß, wohin König Salomo seine Schiffe sandte.

Logez erzählt uns, daß die Goldminen zu Sofala einst jährlich für zwei Millionen Dukaten Gold geliefert haben. Handelsgesellschaften transvaalscher Bauern besuchen sie hie und da, um Elfenbein, Wachs, Zimmerholz rc. gegen Manufakturwaaren einzutauschen.

Vor Kurzem nun zogen zwei Brüder Posselt aus Middelburg in der südafrikanischen Republik zwecks einer Handelsexpedition nach den Innenländern. Als sie nach Verfluß einiger Wochen dort etwas heimisch wurden, erzählten ihnen die Eingeborenen, daß irgendwo in Matabeleland eine ausgedehnte Ruine einer Stadt sich befinde. Natürlich wurden die beiden Brüder von ihrer Neugierde angespornt, den Ort zu besuchen. Doch als die Eingeborenen diese ihre Absicht entdeckt hatten, zeigten sie sich so feindlich, daß die Posselts gezwungen waren, von ihrem Vorhaben abzustehen.

Nach ihrer Heimkehr nach Middelburg wurde viel über die Erzählung der Eingeborenen gesprochen. Die Neugierde wurde dadurch mehr und mehr rege gemacht, und bei Vielen entstand die Frage, ob wirklich etwas derartiges in Matabeleland zu finden sei.

Im Monat Mai zogen die beiden Brüder Posselt und neun Kaffern mit Ochsenwagen dorthin, um Nachforschungen anzustellen, sie waren entschlossen, allen Hindernissen zum Trotz „Salomo's Ophir“ zu suchen.

Zwei Monate lang reisten sie in nördlicher Richtung von Middelburg, bis sie von den Kriegern Bobengula's, des Königs der Matabele, am weiteren Vordringen verhindert wurden.

Die beiden Brüder waren jedoch keineswegs geneigt, ihren Plan so bald aufzugeben. Nachdem sie miteinander berathschlagt hatten, beschloß der Aelteste von ihnen, die Reise nach den Ruinen auf geheime Weise zu Pferde fortzusetzen und die Wagen unter Aufsicht seines Bruders zurückzulassen. Von einem getreuen Kaffern begleitet, reiste er zwei Wochen lang weiter und erreichte dann in der That die Ruinen, die er in einiger Entfernung deutlich erkannte. Hier aber konnte er nicht weiter, da die Eingeborenen keinem Fremdling und insbesondere keinem Weißen erlaubten, sich den Ruinen zu sehr zu nähern.

Posselt blieb mehrere Tage in der Nähe der Ruinen, und machte bei dieser Gelegenheit, so oft er nur konnte, heimliche Nachforschungen.

Nach seiner Beschreibung haben die Ruinen ungefähr 470 Ellen im Umfange und einen massiven Eingang an der Nordseite. Es befand sich hier auch ein großes Gebäude, welches viel Aehnlichkeit mit einer Festung hatte. Hier waren die Mauern ungefähr 15 Fuß dick, worauf Steine von Granit in der Höhe von 10 bis 12 Fuß senkrecht standen. Bildwerke und Verzierungen waren allerorten zu sehen — ein Beweis, daß früher hier ein gebildetes Volk gewohnt hatte. Es glückte Posselt, das Bild eines Vogels, aus grünlichem Stein gehauen, und einen runden Stein mit sich zu nehmen. Er sah auch eine große steinerne Schüssel, welche von den Eingeborenen abgöttisch verehrt wurde. Posselt spricht die Zulu-, die Basuto- und die Matabelesprachen sehr fließend, und dies war ihm von großem Nutzen bei seiner waghalsigen Unternehmung. —

Der frühere Reisende Mauch nennt diese Ruine Simbabye und entdeckte sie am 5. September 1871 auf 20° 14′ südl. Br. und 31° 48′ östl. L. Ihre Entfernung beträgt ungefähr 180 Meilen westlich von Sofala und 80 Meilen nördlich von der Transvaalgrenze. Ist dieses Simbabye nun der Ort, wo die Minenarbeiter des Königs Salamo stationirt waren, dann ist es sehr wahrscheinlich, daß Sofala das biblische Ophir gewesen sein muß, wohin die Schiffe von Ezeon-Geber aus gingen.

Die Posselts sind sehr entzückt über ihren Besuch an der Ruine und haben fest beschlossen, den Ort auf's Neue aufzusuchen.

Die Strecken, welche sie durchreist haben, sind nach ihren Angaben nicht ungesund; es herrscht hier durchaus kein Fieber oder andere epidemische Krankheiten, denen bereits so viele Afrikareisende erlegen sind.

Daß zu längstvergangenen Zeiten in Matabeleland und Transvaal ausgebreitete Bergwerke bestanden haben müssen, ist bereits genügend bewiesen durch die vielen Schachte und langen Tunnels, die von Zeit zu Zeit entdeckt werden. Seltsam ist es, daß fast alle diese Schachte mit Quarz gefüllt sind, den man gold- oder silberhaltig gefunden hat.

Einer der transvaalischen Pioniere, der verstorbene Hans Steyn, ein geachtetes Mitglied der emigrirten Bauern von der Kapkolonie, erzählte oft, daß er als Führer einer Reisegesellschaft auf dem Wege nach Sofala die alte Ruine besucht habe, und daß er unterwegs verschiedenen Eingeborenen begegnet sei, die nach Sofala gingen mit Elfenbein und mit Goldstaub gefüllten Federkielen. Wie er die Ruine beschrieb, nahm sie einen ausgebreiteten Raum ein, und ihre Mauern waren ausnehmend dick und fest. Er sah auch verschiedene Bäume von sehr hohem Alter in Reihen gepflanzt. Der Ort wurde von den Bauern „Jerusalem“ genannt, wahrscheinlich, weil sie damals bereits vermutheten, daß das Gold für den Tempel von Jerusalem hier gefördert wurde. G. Gärtner.

Blücher's Eisenwille. — Graf Nostitz erzählt in seinem Tagebuch folgenden charakteristischen Zug vom alten Marschall Vorwärts: Am 19. September 1813 erhielt Blücher die Nachricht, daß sein Sohn, welcher Kommandeur des 1. schlesischen Husarenregimentes war, in einem Gefecht bei Nollendorf gefangen genommen worden sei. Er wollte es anfangs nicht glauben, weil er, wie er sagte, ein solches Ereigniß bei seinem Sohne nicht für möglich hielte. Doch weitere Mittheilungen benahmen ihm alle Zweifel an der Richtigkeit dieser Nachricht. Der Oberst Blücher war schwer verwundet und in bewußtlosem Zustande in die Hände des Feindes gefallen. Dieser Umstand beruhigte den alten Vater und er sagte: „Mein Franz ist doch ein tüchtiger Kerl, ich habe ihm Unrecht gethan, aber das Regiment hat unverantwortlich gehandelt, daß es seinen Kommandeur im Stiche gelassen hat.“

Bald darauf wurde dem Feldmarschall von französischer Seite der Vorschlag gemacht, seinen Sohn gegen den gefangenen Oberst de Talleyrand auszuwechseln. Doch der Soldat trug in Blücher den Sieg davon über den Vater, obgleich er seinen Sohn zärtlich liebte, und er wies das Anerbieten zurück, weil er dem Feinde nicht einen gesunden kriegstüchtigen Offizier für einen kranken oder gar invaliden zurückgeben wollte. Trotz aller Vorstellungen blieb der Fürst bei diesem Entschlusse. C. T.

Die Fingernägel. — Die Betrachtung der menschlichen Hand bietet ein nicht gewöhnliches Interesse; denn in ihr sehen wir das vollkommenste Werkzeug unseres Körpers, welches eine Reihe von hervorragenden Eigenschaften besitzt und die schwierigsten technischen Aufgaben menschlichen Scharfsinnes auszuführen vermag. Besonders die schildartigen Nägel, welche den elastischen, dem Tastsinne dienenden Kissen an den Fingerenden einen gewissen Halt verleihen, unterstützen die Finger in Ausübung ihrer Fertigkeiten in ganz außerordentlichem Maße.

Gewöhnlich sieht man auf diese organischen Gebilde mit einer gewissen Verachtung herab, und die Meisten sind in unseren Tagen viel zu wenig geneigt, ihnen besondere Aufmerksamkeit und Sorgfalt zu schenken. Anders war es bei unseren Vorfahren und den hervorragendsten Kulturvölkern der alten Welt.

Die vornehmen Römerinnen hielten sich zur Pflege der Nägel besondere Sklavinnen, welche zum Putzen und Glätten derselben statt einer Scheere kleiner silberner Zangen und feiner Messerchen sich bedienten, aber auch häufig Gebrauch von allerlei Säften, Kräutern und mineralischen Pulvern machten, um die rauhen Unebenheiten und Nebenauswüchse der Nägel abzuglätten und zu entfernen. Der Nagel hatte unter der geschickten Hand der Sklavin erst dann seine vollkommene Schönheit erreicht, wenn er, regelmäßig beschnitten und rein abgeglättet, in sanfter Fleischfärbung erglänzte. Von so vorzüglicher Schönheit waren z. B. die Nägel der Cynthia, von welchen der verliebte Dichter Properz in einem seiner Gedichte spricht. Der Dichter Ovid, welcher in Fragen der Toilette ein kompetentes Urtheil zu sprechen vermochte, gab die Vorschrift:

„Nur mit geringer Bewegung begleite die Schöne die Rede,
Ist ihr der Finger zu fett, ist ihr der Nagel zu rauh!“

In diesen Versen ist darauf hingewiesen, daß zu den Bewegungen der Hand, wodurch der Mensch sich klar und verständlich machen und seine Empfindungen so schön und ausdrucksvoll darlegen kann, auch schöne Finger und ein wohlgepflegter Nagel erforderlich seien.

Wie die Chiromantiker aus den Linien der Hand das Schicksal der einzelnen Menschen lesen zu können behaupten, so glauben sie auch an den Nägeln Anhaltspunkte zu finden, welche ihrer Wissenschaft neues Material darbieten; denn auch die verschiedenen weißen, schwarzen, braunen, rothen und gelben Flecken, Punkte und Wölkchen auf den Nägeln sollen äußerst geeignet sein, über den Charakter und damit zugleich über das zukünftige Geschick der betreffenden Person Auskunft zu geben. Die Chiromantiker fanden diesen Glauben unter dem Volke allerdings schon vor, aber sie legten sich Vieles daraus für ihre Wissenschaft zurecht und suchten ein System darein zu bringen.

Der Volksglaube, nach welchem die kleinen Punkte und Gebilde auf dem Nagel für geheime Zeichen gelten, welche auf zukünftige Ereignisse deuten, läßt sich in Deutschland und in den nordischen Reichen bis auf die heidnische Vorzeit zurückverfolgen. Noch heutzutage nennt man auf den Faröern die weißen Pünktchen auf den Nägeln „Nôrnaspôr“ (Nornenspuren), und es dürfte daher die Annahme nicht allzufern liegen, daß der Nagel das Symbol der Schicksalsgöttinnen, der Nornen, oder überhaupt ein den Nornen geheiligtes Glied gewesen sein möchte. Man begegnet auch noch hier und da dem diese Annahme bestätigenden Aberglauben, daß das Beschneiden der Nägel nur unter gewissen Umständen und zu gewissen Zeiten erfolgen dürfe, wenn Gefahren oder ein Unglück vermieden werden sollen. Nur am Freitag darf dies geschehen; denn dieser Tag war der Göttin Freya geheiligt, und diese stand wiederum in engster Beziehung zu den Schicksalsschwestern. Insofern bringt das Beschneiden der Nägel am Freitag Glück und Geld und schützt vor Zahnweh. Die weißen Flecken auf den Nägeln bedeuten Glück. So in Westpreußen, wo man sagt: „Die Nägel blühen“, in Tirol, wo der Volksmund von der „Nagelblüh“ spricht, und auch in Bayern und Holstein knüpfen sich an die „Sterne“ und „Blumen“ günstige

und glückliche Vorbedeutungen. In England ist derselbe Volksglaube vorherrschend. Dagegen sind gelbe, braune, rothe und schwarze Flecken auf den Nägeln meist unglückverheißend; sie bringen Noth, Sorge und Tod.

In der neuesten Zeit will man auf Grund einer physiologisch-psychologischen Theorie aus der Form der Fingernägel auf das Genaueste die guten und bösen Charaktereigenschaften, sowie die geistige Begabung der Menschen erkennen. Demzufolge bedeuten längliche und schmale Nägel den Besitz von Phantasie, von poetischer und künstlerischer Anlage, aber auch Trägheit; lange und breitgeformte flache Nägel zeigen Klugheit, gesundes Urtheil und eine ernste Geistesrichtung an; breite kurze Nägel verrathen Jähzorn, Streitsucht, Eigensinn; sehr roth gefärbte Nägel bekunden Gesundheit, Muth, Heiterkeit des Temperamentes, großmüthigen Charakter; harte und spröde Nägel offenbaren Grausamkeit, Mordlust, Zanksucht; klauenförmig gebogene deuten auf Heuchelei und Bosheit; weiche, sehr biegsame und dünne Nägel lassen auf Schwäche des Geistes und Körpers schließen, während sehr kurze, bis auf das Fleisch gleichsam abgebissene Nägel Sinnlichkeit und Dummheit verrathen. Ob diese Theorie sich stets als zutreffend erweisen mag, wollen wir nicht untersuchen; jedenfalls dürfte auch hierbei keine Regel ohne Ausnahme sein.

Bei den Zigeunern sollen nachstehende Grundsätze, wie man den Menschen nach seinen Fingernägeln zu beurtheilen habe, gelten. Wer weiße Stellen an den Nägeln hat, der schwärmt für alle Frauen; er ist aber ebenso verliebter, wie unbeständiger Natur. Wer gewölbte Nägel hat, ist stolz. Kurze Nägel deuten auf Geduld, Rechtschaffenheit und vor Allem auf Ergebung bei Unglücksfällen. Wer durchsichtige, rosenrothe Nägel hat, verräth einen heiteren, sanften und liebenswürdigen Geist. Verliebte mit durchsichtigen Nägeln kennen in ihrer Leidenschaft keine Grenzen. Wer dicke Nägel hat, ist halsstarrig und von schlimmer Gemüthsart. Wer sehr gerundete und glatte Nägel hat, ist friedliebend und versöhnlicher Natur. Wer die Nägel ungleich abschneidet, ist schnell und entschlossen in seinen Handlungen. Menschen, die sich nicht Zeit lassen, die Nägel ordentlich zu beschneiden, sollen gewöhnlich ein trauriges Ende nehmen.

Den Spiegel der Seele nennt der Dichter das Auge; der Arzt kann es nun auch mit gleichem, vielleicht gar mit größerem Rechte den Spiegel des Körpers nennen. Einzelne Aerzte gelangen nach und nach dahin, sonst schwer zu erforschende innere Leiden einfach aus den Augen zu lesen. Auch die Fingernägel scheinen als deutlicher Verräther des körperlichen Befindens in Geltung zu kommen, und der Arzt wird bald mit besonders gutem Erfolge seinen Patienten buchstäblich „auf die Finger sehen". Die Form, Farbe, Festigkeit, der Sitz der Fingernägel werden einer genauen Betrachtung unterzogen, und daraus werden dann väterliches und mütterliches Erbtheil an Krankheitsanlagen bestimmt.

Daß bei vernachlässigter Reinlichkeit sich unter den Fingernägeln ein häßlich aussehender und unter gewissen Umständen, z. B. bei Berührung mit blutenden Wunden, auch gefährlich wirkender Schmutz ansammelt, ist bekannt und eine bei vielen Leuten nur zu gewöhnliche Erscheinung. Interessant sind nun die mikroskopischen und pilzzüchtenden Untersuchungen, welche man neuerdings mit jenem Schmutze angestellt hat. Es fanden sich bei 78 Untersuchungen 56 Arten kugelförmiger Bakterien, 18 stäbchenförmige Spaltpilze, 3 Sarcinenpilze und 1 Stroßpilzart. Schimmelpilze waren reichlich vorhanden. Solche Ergebnisse von Untersuchungen mahnen zu einer um so pünktlicheren Pflege des von vielen Leuten im Punkte der Sauberkeit so gering geschätzten Fingernagels.

Wie in vielen anderen Dingen sind uns die Amerikaner auch in Bezug auf die Fingernägel um ein Bedeutendes voraus. Seit einigen Jahren gibt es in New-York eine Anstalt für die Behandlung der Hände, und Dandy und Modedame halten es für ihre Pflicht, sich wöchentlich zwei- bis dreimal die Fingernägel pflegen zu lassen. Der oder die Ankommende nimmt in einem Lehnstuhle Platz, an dem ein Tischchen angebracht ist, auf welchem Bürsten, Schwämme, Feilen und anderes Handwerkszeug des Nagelverschönerungskünstlers liegen. Zuerst werden die Fingerspitzen in Kölnischem Wasser eingeweicht und nach einiger Zeit abwechselnd mit Salbe und Puder gerieben. Nun folgt das Glätten, Feilen und Formen. Nach einer Stunde ist der Kunde

fertig und bezahlt 1 Dollar (= 4 Mark), hat aber das erhebende Bewußtsein, schön gepflegte Fingernägel zu besitzen.

Eine andere Modethorheit, welche gleichfalls in Amerika in Aufnahme gekommen ist und in der dortigen Damenwelt viele Verehrerinnen besitzt, ist jene der vergoldeten Fingernägel. Ein französischer „Handkünstler" brachte diese Tollheit über den Ocean und macht ein ausgezeichnetes Geschäft. Je nachdem ein Nagel oder die Nägel einer Hand oder jene beider Hände vergoldet werden, kostet die Operation 1, 3 oder 5 Dollars. Ueber der Thüre des Künstlers prangt ein Schild mit der Aufschrift: „Hier werden Damen vergoldet". An den Wänden des Arbeitszimmers steht eine große Zahl weicher bequemer Stühle, in der Ecke am Fenster das Operationstischchen, von einer Anzahl von Messern, Bürsten, Flaschen, Schwämmchen und anderen Geräthschaften bedeckt. Zuerst werden die Nägel, welche vergoldet werden sollen, sorgsam gewaschen und gebürstet. Dann wird auf dieselben eine Lösung, deren Zusammensetzung das Geheimniß des Erfinders ist, aufgetragen und so die Unterlage für das Gold bereitet. Der vergoldete Nagel wächst, wie jeder andere, weiter, wird oben abgeschnitten, worauf unten an der Wurzel nach und nach wieder die natürliche Farbe erscheint; dann muß er immer wieder nachvergoldet werden. Beim Waschen geht die Vergoldung nicht ab, nicht einmal gewaltsam. Alles Reiben und Bürsten nützt nichts. Die Masse ist äußerst festhaftend. Das Unangenehme bei der Operation sind die vielen Vorbereitungen, die langen „Sitzungen"; zwei bis drei Stunden sind mindestens erforderlich. Uebrigens hat diese Mode, wie eine Amerikanerin selbst erklärte, eine große Bequemlichkeit im Gefolge. Lange Nägel werden sehr leicht schmutzig; durch die vergoldeten Nägel aber ist der Schmutz nicht zu sehen, und so braucht man weniger zu putzen und zu bürsten. Reinlichkeitsbeförderer ist also diese Mode offenbar nicht.

Uebrigens ist sie zum Theil schon überflügelt durch eine neue Narrheit, bestehend in der Bemalung der Fingernägel.

In einer Hauptstraße von Philadelphia findet man an einem eleganten Hause auf einem Metallschilde nachstehende Ankündigung: „Hier werden auf den Fingernägeln Porträts, Namenszüge und

dergleichen angebracht. Preis von 25 Dollars aufwärts." Zieht man an jenem Hause die Klingel, so öffnet ein Negerjunge in rother, mit goldenen Tressen und Knöpfen besetzter Livree und führt den Ankömmling in ein elegant möblirtes Zimmer, in dem alsbald eine kleine blasse Frau in schwerem Seidenkleide erscheint. Dieselbe erklärt, daß sie in der That Porträts, sonstige Bilder, ganze Worte oder einzelne Buchstaben auf die Nägel der Finger eingraviren und hierfür von 25 Dollars an für zwei verschlungene Buchstaben bis zu 50 Dollars für ein Porträt, das eigene oder ein fremdes, berechne. „Ja, mein Herr, meine Kunst ist in der That neu, in Amerika sogar neu. O, es ist eine reizende, sinnige Kunst! Denken Sie sich, welches Glück für einen Liebenden, wenn er das Bild seiner Geliebten auf seinem Daumennagel mit sich herumträgt. Ich bearbeite die Nägel mit dem Stichel und rufe auf denselben das Bild durch Radirung unauslöschlich hervor."

Es ist in der That erstaunlich, wie weit es die Amerikaner bereits in der Civilisation gebracht haben, und da diese Art der Nagelverschönerung schwerlich noch zu überbieten sein dürfte, so wollen wir unsere Ausführungen über die Fingernägel hiermit schließen. G. Pfeuffer.

Deutsche Frauen als Schöpferinnen der ersten deutschen Flotte. — Im Jahre 1840 bildete sich in Potsdam und Berlin je ein „Frauenverein zur Erwerbung preußischer Kriegsfahrzeuge", der im November 1848 zu einem verschmolz. Dank einer von demselben in Preußen veranstalteten Sammlung wurden 8000 Thaler erworben, eine große Landeslotterie brachte die zum Schiffsbau noch fehlende Summe bis auf 1000 Thaler zusammen; nur noch 1000 Thaler fehlten also, um den in Wolgast schon auf den Stapel gestellten Schooner vollständig auszurüsten. Dieses Geld wurde durch eine zweite Lotterie nicht nur mit Leichtigkeit aufgebracht, sondern man konnte auch noch 25,000 Thaler zu einer wohlthätigen Stiftung für die Unterstützung der Wittwen und Waisen der Marine verwenden. Das Beispiel dieser preußischen Frauen wirkte. In Wolgast bildete sich ein Comité „zur Erbauung vaterländischer Kriegsschiffe". Am 25. August 1853 fand die Taufe des Kriegsschooners statt, welche Prinz Adalbert,

der Admiral der preußischen Flotte, vollziehen zu dürfen sich ausgebeten hatte. Nicht „Frauengabe“, wie die Bescheidenheit der Frauen vorgeschlagen hatte, sondern auf allerhöchsten Befehl „Frauenlob“ wurde das Schiff genannt. D.

Angeborene Lebensart. — Erschöpft von langem Ritt erbat sich Friedrich der Große, als er während des siebenjährigen Krieges in die Nähe von Liegnitz kam, von einer Bauersfrau einige Aepfel. Obgleich sich die Frau sträubte, Geld dafür anzunehmen, bezahlte der König doch die Aepfel mit einigen Goldstücken. Da wünschte ihm die Frau, daß er bald wieder siegen möchte. Sie würde sich dann freuen, ihn wieder zu begrüßen. Und wirklich gewann Friedrich bald darauf die Schlacht bei Liegnitz und kam nach einigen Wochen in dieselbe Gegend zurück. Fast die ganze Einwohnerschaft des Dorfes hatte sich am Wege aufgestellt, voran die Bauersfrau, welche ihm den Sieg gewünscht und ihn jetzt lebhaft und mit wirklichem Anstand zu dem erfochtenen Siege beglückwünschte. Friedrich dankte leutselig und sagte dann zu dem an seiner Seite reitenden Zieten: „Das muß man sagen; die Schlesier haben doch eine angeborene Lebensart; denk' Er sich daneben doch blos 'mal seine Prieguitzer!“

„Oho,“ entgegnete Zieten, „bezahlen Eure Majestät einem Prieguitzer nur einmal jeden Apfel mit fünf Thalern, da wird er noch ganz andere Kratzfüße machen!“ E. K.

Massage bei den Feuerländern. — Die „Massage“ oder Knetkur ist sogar bei den Eingeborenen Feuerlands im Gebrauch. Wenn dort Jemand länger krank ist, wird ein Mann gerufen, der unter einigen seltsamen Gebräuchen ihm Hilfe bringen soll; derselbe beschränkt sich aber im Wesentlichen auf eine kunstgerechte Massage des Theiles, in welchem man den Sitz der Krankheit vermuthet. Der Jakamusch, so heißt dieser Heilkünstler, hockt neben dem Kranken nieder und improvisirt zunächst unter furchtbarem Gesichterschneiden einen völlig unzusammenhängenden mißtönenden Gesang; dann beginnt er, immer singend, die Glieder zu drücken und zu kneten und hält nur zeitweise inne, um erst den Kranken und dann seine eigenen Hände anzublasen und diese gegen das Feuer zu schütteln. Schließlich schneidet er mit einer Muschel dem Patienten einen Büschel Haare ab und wirft sie

in's Feuer; damit ist die Prozedur beendigt. Ein solcher Jakamusch findet sich übrigens so ziemlich in jeder Familie, und man schreibt ihm keinerlei übernatürliche Gewalt zu. Er ist meist ein älterer Mann, und im Allgemeinen scheint das Familienoberhaupt diese Funktion auszuüben. —dn—

Ein Rathschlag Kaiser Ferdinand's. — Kaiser Ferdinand von Oesterreich (gest. 1875) hatte nicht nur das gute Herz seines Vaters Franz I., sondern auch dessen echt wienerisch-gemüthliche Art sich auszudrücken geerbt, und davon wußte unter Anderen auch der Dichter Joseph Christian Freiherr v. Zedlitz (geb. 1790) zu erzählen. Derselbe hatte im Jahre 1837 um eine Anstellung im Staatsdienste nachgesucht, dieselbe auch, trotzdem ihm übel vermerkt wurde, daß er zu viel dichte, erhalten und Audienz genommen, um dem Monarchen für die gewährte Gunst seinen Dank zu sagen. Der Kaiser hörte des Freiherrn wohlgesetzte Rede ruhig an, dann aber tadelte er nicht die ihm bekannte Leidenschaft des neuen Beamten, sondern ertheilte ihm den Rathschlag:

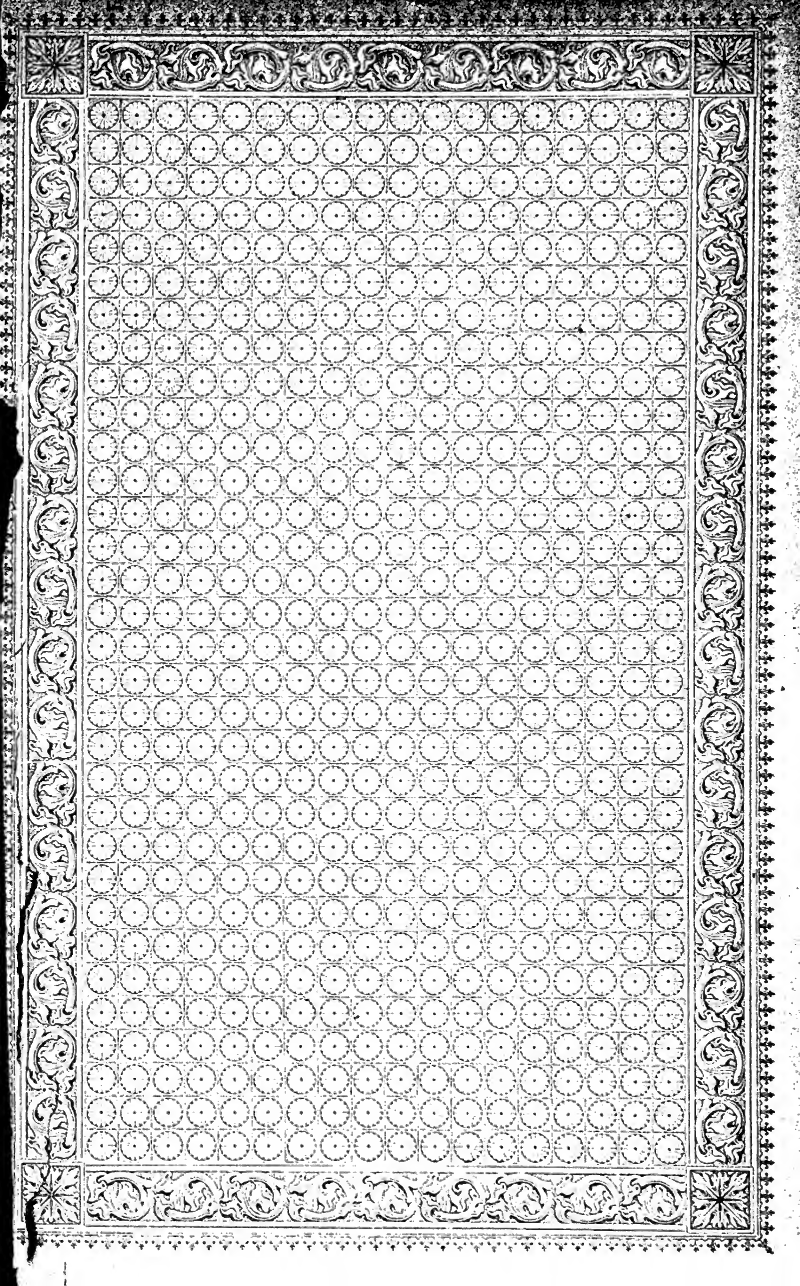
„Schauen's nur, daß Sie was schaffen und lernen's Ihr Geschäft, denn sehn's, i dank's dem Vater noch im Grab, daß er mir's Regieren hat ordentlich lernen lassen.“ E. Sch.

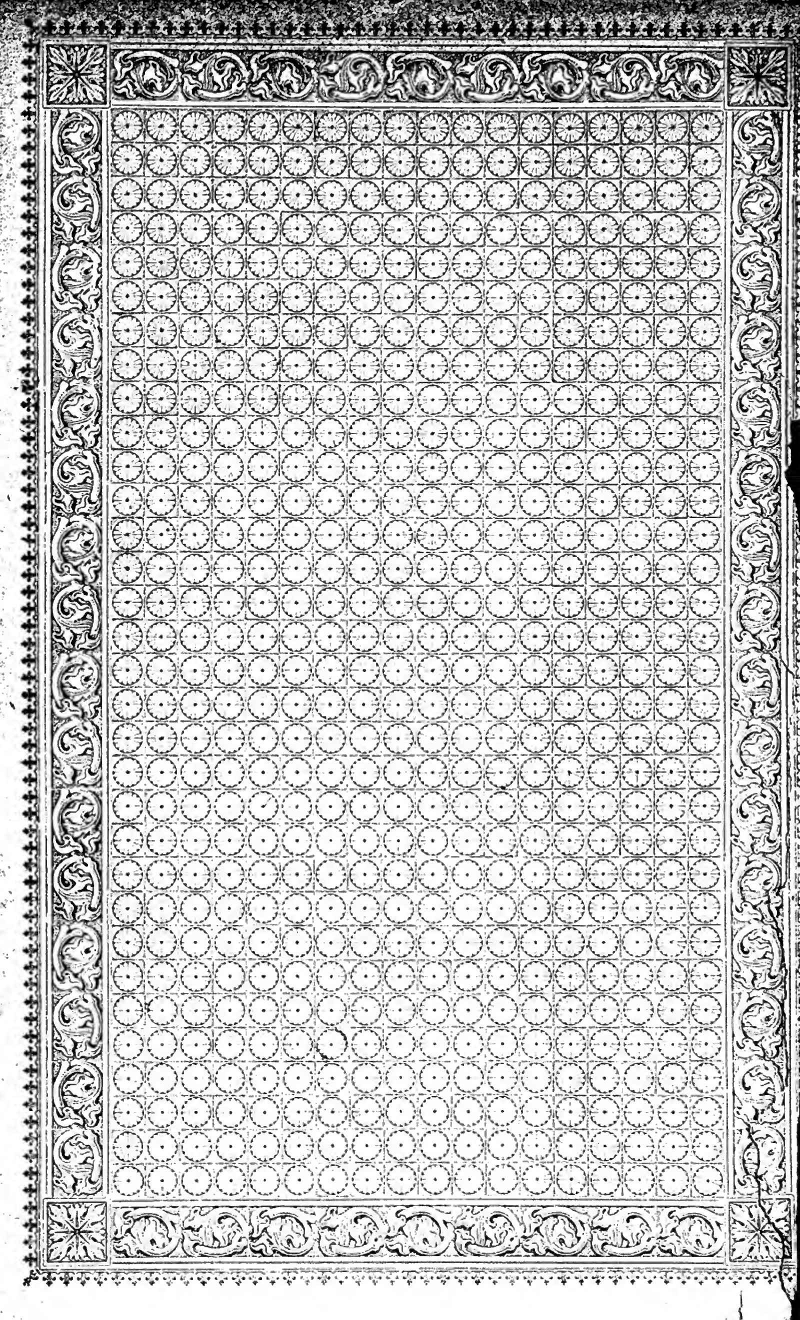
Besiegt. — Einst hatte Uhland sich mit seiner Gattin etwas veruneinigt und sie sprachen fast einen ganzen Tag lang nur in grollendem Tone zu einander.

„Frau,“ sagte Uhland, der zum ersten Male fühlte, wie ein beiderseitiges Brummen thut, endlich zu seinem hübschen jungen Weibe, „wenn sich zwei Eheleute zanken und Jedes davon meint im Rechte zu sein, wem glaubst Du steht es dann vor Allem zu, das erste Versöhnungswort zu sprechen?“

„Dem Besten und Klügsten,“ sagte sie und legte ihre Arme um seinen Hals.

Sie hatte ihn besiegt. —dn—






UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01908 0806

